

# Artikeln.

---

Eine

Blumengabe von deutschen Händen,

herausgegeben

von

Helmina von Chezy

geb. Freyin von Klendke.

Erster Band.

---

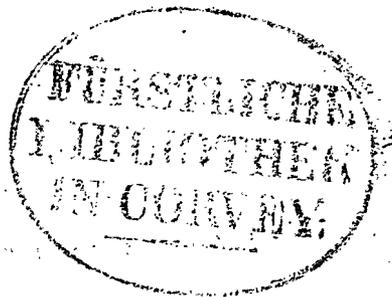
Berlin, 1818.

Bei Dunder und Humblot.

---

An Freundlich-Gesinnte.

Des Frühlings zarte Lieblichkeiten  
Gepflegt von fleißig reger Hand,  
Erbühen auch zu Winterszeiten,  
Wann Fluren deckt ein Schneegewand.  
Kurkeln-Frühlings-Kunde geben,  
Und bringen ja den Frühling schon,  
In milden Düften zieht ihr Leben,  
Dahin, bei Nachtigallen-Ton.



Wenn Tulpen stolz in Urnen prangen,  
 Viel andre Blumen herrlich glühn,  
 So wollen auch mit zarten Wangen  
 Aurikeln stille Wonne blüh'n.  
 Vielfarbig, dunkelhell geschmückt  
 Hat sie die Mutterhand Natur,  
 Und wer ihr kindlich Aug' erblicket,  
 Erkante bald der Mutter Spur!

Des Herzens sanfte Blumengaben  
 Erfreuen wohl ein sanft Gemüth,  
 In Thränen kann die Brust sich laben,  
 Wenn fromme Nahrung sie durchglüht,  
 Natur ist wohl ein reicher Garten,  
 Und Poesie die Gärtnerin —  
 Wir wollen frische Blumen warten,  
 Nehmt ihr nur diese freundlich hin!

Helmina.

## I n h a l t.

	Seite
Un freundlich Gesante . . . . .	III
<hr/>	
Erinnerungen aus meinem Leben, bis 1811; von Hel- mina v. Chezy . . . . .	I
Gedichte.	
Liebeschmerz, Lied, von Deinhardstein . . . . .	193
Liebesklage, von demselben . . . . .	194
Die Antonzbrücke im Helenenthal bei Baden, von demselben . . . . .	195
Alte Zeit vor der Feste Merkenstein, von demselben	196
Blumen im Winter, Lied, von Assur . . . . .	197
Im Spätherbst 1813, von demselben. . . . .	197
Der Gang zum Liebchen, von demselben . . . . .	198
Die Begegnung, von demselben . . . . .	198
Lied des armen Mädchens, von demselben . . . . .	200
Die Einsame, von demselben . . . . .	201
Glosse, von Helmina von Chezy . . . . .	202
Die drei Jünglinge, Ballade vom Grafen von Blankensee . . . . .	204

Die drei Schwäne, Romanze von demselben . . .	205
Prüfungzeit, von Wilh. v. Schütz . . . . .	213
Der Viele Jahreszeiten, von C. N. . . . .	214
Das Wahre, von Wilhelm von Schütz . . . . .	218
Mißtrauen, von Koreff . . . . .	219
Mark-Aurels Büste, von demselben . . . . .	221
Frühlings- und Gefanges-Erwachen, von Justinus Kerner . . . . .	222
Lied, von demselben . . . . .	224
Lied, von demselben . . . . .	225
Geheimer Wunsch, von Wilhelm, Freiherr von Eichendorff . . . . .	227
Einsamkeit und Liebe, von Gottwalt . . . . .	229

## Novellen.

Graf Markos. Von Helmina von Chezy . . . . .	253
--	-----

## Abhandlungen.

Vom Seyn und Schein im christlichen Wandel, eine Skizze, von Helmina von Chezy . . . . .	279
Die altdeutsche und niederländische Malerkunst, von derselben . . . . .	300
Lebensansichten, von L. . . . .	363
Weihnachts-Empfindungen eines Genesenen im Freien, von demselben . . . . .	374

## Druckfehler.

---

S. 12	Z. 13	v. o. lies	Dürbach	statt	Eürbach
— 12	— 19	v. o. l.	erniedern	st.	wiedern
— 145	— 11	v. o. l.	Curianthe	st.	Furianthe
— 185	— 7	v. o. l.	Chorbefe	st.	Chorbeder
— 300	— 4	v. u. l.	anderen	st.	andere
— 302	— 1	v. o.	Kanonikus	st.	Kannonikus
— 313	— 5	v. o. l.	waren	st.	wären
— 337	— 12	v. o. l.	Hanna	st.	Henoch
— 358	— 3	v. o. l.	Evangelisten	st.	Apostels

---

N a c h r i c h t.

---

Die Meisten der in diesem Bande enthaltenen Gedichte sind der Herausgeberin von ihrem Freunde, dem Grafen von Goeben mitgetheilt worden, der sie ursprünglich für den zweiten Band der Hesperiden bestimmt hatte.

---

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von der Herausgeberin.

---

Berlin, 1817 niedergeschrieben.

---

Wer von weiter Fremde aus, nach stürmischer Fahrt, mit abwechselnden Sonnenblicken wiedergekehrt, das heimathliche Ufer wieder begrüßt, der blickt wohl mit einem schmerzlich süßen Gefühl auf die Gegend zurück, wo Freude und Leid ihn in tausendfacher Gestaltung trafen, und schaut über das Gewässer hin, das sein Fahrzeug durch-eilt.

Ich habe eine große Zeit erlebt, ihre gehaltvollsten Geister sind mir nah gewesen, ihre verhängnißvollsten Begebenheiten zogen dicht an mir vorüber, und regten mein inneres Leben mächtig an. Aus den Stürmen und Blüthen dieser Wunderzeit hab' ich nur eine Frucht gerettet, die Frucht, die des Herzens Erquickung im Leben und Tod ist: Wahrheit und Glauben; sie reich' ich meinen Leserinnen (Frauen sollten nur für Frauen schreiben) mit freundlicher Liebe hin. Was ich von mir sagen kann und darf, sag' ich.

gern, um die Gegengestimmung zu wecken. —  
Der Mensch, sagt mein Freund August Wilhelm  
v. Schlegel, kann dem Menschen nichts köstlicheres  
geben, als sich selbst!

Meine Kindheit war friedlich und still; meine  
Mutter lebte einsam, und brachte ganze Tage  
mit mir im Grünen zu. Mein Herz blieb un-  
verdorben, ich kam nicht mit der Welt in Berüh-  
rung, und hatte keinen Begriff vom Leben und  
dessen Verhältnissen. Fleißig las ich die Bibel,  
am liebsten die Bergpredigten Christi. Meine  
Mutter gab mir den Homer, von Voss über-  
setzt, Goethe's, Gleim's, Gellert's, Pe-  
stalozzi's, Klopstock's Werke, Hippels Le-  
bensläufe in aufsteigender Linie, ein Buch, das  
durch mein ganzes Leben hindurch in meinem In-  
nern gewirkt hat. Meine Mutter regte mich früh  
zum Schreiben an, und in meinem dreizehnten  
Lebensjahre, nachdem ich schon den Unterricht  
meines würdigen verewigten Lehrers, H. Coulou,  
in Sprachen und andern nothwendigen Kennt-  
nissen genossen hatte, begann ich, auf ihren  
Wunsch, mein Tagebuch mit den kunstlosen Zei-

len, die ich hier niederschreibe, da ich sie treu  
aufbewahrt hatte:

Ich will mein Tagebuch nun schreiben,  
Nachdem zwölff Jahr vergangen sind,  
Und hoffe stets getreu zu bleiben  
Den Lehren, als ein gutes Kind,  
Die meine Mutter mir gegeben:  
Gehorsam, fleißig, gut zu seyn,  
Mit Freund und Feinden gut zu leben, —  
Dann kann ich mich des Lebens freun.

Den Pflichten stets getreu zu bleiben,  
Die mir mein lieber Gott empfahl,  
Und sollte ich einst leben bleiben  
Bis 60, 80 an der Zahl,  
Und alles dieses gut erfüllen,  
Und mehr, als ich hier sagen kann:  
Kommt dann mein Tod nach Gottes Willen,  
Fahr' ich mit Freuden himmelan.

Berlin, den 26. Januar 1795.

Noch heut fühle ich mit Freudigkeit, daß  
mein Herz diese guten Vorsätze nicht unerfüllt  
gelassen. Ich hatte zu diesen Zeilen aus eige-  
nen Gedanken ein Bild gemalt, das ich noch  
besitze. Mein Ziel, wohin meine Seele in Ge-  
stalt eines Schmetterlings vorausflog, war ein

Tempel auf hohen Felsen, im Sonnenlicht, die Inschrift über der Pforte: Jugend, Wahrheit. Dahin führte mich die Weisheit, geharnischt und bewaffnet. Hinter mir flog bedrohend ein schreckliches Ungeheuer mit Schlangenhaaren, einem Drachenschweif, dreifach gespitzter Zunge und Krallen; aber mein Engel, in Wolken schwebend, hielt schützend den Schild vor mir her. Mit Rührung betrachte ich, indem ich dies niederschreibe, das ahnungsvolle, verhelfende Bild. Ja, mein Engel hat mich bewahrt, und wird es noch fernerhin thun, bis ich am Ziele bin!

Meine liebste Beschäftigung blieben die Bücher, mein höchstes Glück war Einsamkeit und Natur. Der Morgen einer friedlichen Kindheit legt immer den Grundton zum Leben; was mir in jener Zeit theuer war, ist es mir geblieben, und ich fühle mich noch immer ein Fremdling in dieser Welt.

Aus dem dämmernden Traum meiner Kindheit habe ich wenige Erinnerungen in das Leben hinüber genommen. Ich will sie in ihrer Kunstlosigkeit, so wie meine Mutter sie niedergeschrieben, gern hingeben. Von den vielfach bedeutun-

den Männern und Frauen, denen meine Großmutter Karschin werth war, erinnere ich mich nur des großen Staatsministers Herzberg, des edlen Grafen Christian von Stolberg, Bernigeroode, Campe's und dessen lebenswürdiger Frau und Tochter, und so manchen schriftlichen Zeichens vom Helden-Herzog Braunschweig-Lüneburg, von der königl. Familie, u. w. A. recht lebendig. Als ich mit meiner Großmutter zum Erstenmal der königl. Prinzessin Friederike von Preußen vorgestellt wurde, war ich drei Jahr alt. Meine Großmutter verlangte, ich solle der Prinzessin, nach damaliger Sitte, den Kock küssen. Ganz laut rief ich aus: „Warum den Kock? der fühlt ja den Kuß nicht, die Hand will ich küssen!“ Die Liebreiche hörte dies kaum, so hob sie mich in den Armen auf, und küßte mich auf das herzlichste, wie sie denn stets ganz Anmuth und Huld war.

Nicht lange nachher kam der König zur Regierung. Als sein Pothkind sollt' ich Ihm vorgestellt werden; denn meine Mutter hoffte, daß der gütige König etwas für meine Erziehung thun würde. Von einem König macht' ich mir den höchsten Begriff; viele Stunden, ehe wir

hinführen, sah ich ihn mit Purpurkleid und strahlender Krone vor mir stehen. Wir kamen in den Mittersaal. Meine Mutter hatte ein Gedicht in ein zierliches Körbchen gelegt, welches ich trug, und da zufällig mein Bruder, von einem Spaziergang zurückkehrend, einen Strauß Bergisweinnicht mitgebracht hatte, legte meine Mutter auch diese Blumen zu dem Gedicht. Nicht lange stand ich da unter vielen Prinzen und Offizieren, als ein hoher, blühender Mann mit dem Lächeln liebevoller Huld vor mich trat, aus blauen, großen Augen mich heiter und freundlich lange anblickte, dann, sich mit zierlichem Anstand beugend, aus den Blumen hervor das Gedicht zog, einen Kuß auf meine Stirn hauchte, und verschwand. Alles umher war still und gespannt gewesen, ich selbst war froh und süß beklommen, und als der hohe Mann sich entfernt hatte, sagte mir meine Mutter, dies sey der König gewesen. Waren nun meine gespannten Erwartungen vom strahlenden Glanz der königlichen Gegenwart unerfüllt geblieben, so war mein Herz von der Huld und Freundlichkeit, so wie von der Schönheit des Monarchen desto anmuthiger überrascht, und ich harrete

nun mit gespannter Freude der Dinge, die noch kommen sollten. Es verging auch kaum eine Viertelstunde, als ein Jäger kam, und meiner Mutter sagte: Se. Majestät ließen sich die Bergisweinnicht ausbitten. Mit welcher klopfenden Brust nahm ich sie aus dem Körbchen, und reichte sie dem Boten so liebevoller Kunde dar. Wir warteten nun noch eine ganze Weile, der Saal füllte sich immer mehr, ich konnte zuletzt die Blicke der Anwesenden gar nicht ertragen, und bat meine Mutter mit Thränen, mir zu gehen. Wir entfernten uns. In der Breitensstraße holte uns athemlos der Jäger mit dem Befehl ein, wir sollten vor dem König erscheinen; wir kehrten um, allein es war zu spät, ich sah ihn nicht wieder! Jede Vorstellung meiner Mutter an des Königs Majestät blieb unbeantwortet, und die Hoffnung, daß mein erhabener Pathe für meine Erziehung sorgen würde, blieb unerfüllt.

Meine Großmutter war zu anhaltend mit Verwendungen für das Wohl ihrer Freunde und vieler Hülfbedürftigen, die sich an sie wandten, beschäftigt, als daß sie sich mit der Sorge für ihr eigenes Glück gehörig hätte befassen können.

Sie war höchst genügsam, und sorgte mütterlich für ihre Tochter und deren Kinder, welche ein hartes Schicksal als verlassene Waisen ihrer Pflege übergeben hatte. — Es darf im Andenken derer, die sie lieben, nicht untergehen, daß sie, sobald sie zu einigem Wohlstand gelangt war, insgeheim einem Manne 50 Thaler schickte, der ihr einst in Schlessen in den Tagen ihres Elends zwei Brode geschenkt hatte.

Eine kleine Auswahl aus den hinterlassenen Papieren meiner Großmutter, der besonders aus Briefen an sie besteht, wird hier dem Leser nicht unwillkommen seyn.

Bewillkommung an meinen Sohn  
Carl von Lencæ.

Sey mir gesegnet tausendmal  
Am Tage Deines Ehebundes,  
Sohn meiner Wahl!  
Dem in der Stimme meines Mundes  
Mein Herz den süßen Namen giebt. —  
Sey mir willkommen, und empfang  
Dies Weib, das Deine Seele liebt;

Sey glücklich mit ihr, sey nicht bange  
Nach irgend einem andern Glück,  
In einer frischern Rosenwange,  
In einem feuevrollern Blick,  
Und schbnerm Munde, wenn Du diesen  
Bewellen siehst von Jahr zu Jahr,  
Wie Blümlein auf den trocknen Wiesen,  
Weil Thau und Regen selten war.  
Bleib' immer Freund von ihrem Herzen,  
Und laß durch keinen Spötterwirth  
Den Trieb aus Deiner Seele scherzen,  
Bis Deine Gattin ihren Sitz  
Und ihren Gang an Deiner Seite  
Vertauschet mit des Grabes Raum: —  
Dann denke noch zurück an heute,  
Als wie an einen süßen Traum!

Verzeichniß der empfangenen Gelder von  
Sr. Majestät Friedrich dem Großen,  
vom Jahre 1763 bis 1785.

Im Oktober (1763) erhielt ich zum Angeld  
der königlichen Vorsorge 50 Thaler, man sagte mir  
zugleich den gnädigen Befehl, mich künftig wieder  
zu melden; ich that's 1764 und erhielt 20 Thaler.

1768 im Januar 20 Thaler.

1770 zur Aussteuer meiner Tochter 10 Thaler.

Bei der Übersendung eines Gedichts auf die Geburt des Kronprinzen 10 Thaler.

Bei der Meldung der Geburt meines ersten Enkels 10 Thaler.

1773 erkühnte ich mich, Sr. Majestät unterthänigst zu erinnern, daß Sie gnädigst versprochen hätten, für mich zu sorgen: es wären nun zehn Jahr, ich würde älter, und bäte um königliche Unterstützung. Darauf kam ein Brief von Potsdam aus der Hofstaatskasse mit der Aufschrift: An Madame U. E. Karschin geb. Gürbach, berühmte deutsche Dichterin zu Berlin, nebst Inlage eines Gnadengeschenks von zwei Thalern. Darüber nun schrieb ich auf ein Blatt:

Zwei Thaler giebt kein großer König,  
Denn die vergrößern nicht mein Glück,  
Nein, sie wiedern mich ein wenig,  
Drum geh' ich sie zurück. —

U. E. K.

Hiermit segelte ich dies Gnadengeschenk ein, und schrieb: An H. Stiegel, den Hofstaatssekretär Sr. Majestät von Preußen in Potsdam, nebst Inlage zweyer Friedrichsthaler.

Ich verlor nun allen Muth, aber 1780 zum Jahrbeginn war ich krank, und schrieb mit fran-

ker Hand einige Verse an den König. Sein Hofstaatssekretär H. Evasius schickte mir, im Namen Seines königlichen Herrn, vier Thaler, und wußte das Geschenk durch die Art des Gebens willkommner zu machen, so klein es war. Ich glaubte damals zu sterben; ich kam wieder auf, und bat 1783 den König um Erbauung eines Häuschens, darauf empfing ich drei Thaler. Ich schrieb verschiedene Quittungen, Prinzess Amalia ließ in Ihrem Zimmer mich Abschrift von einer machen, und mag's gewiß Ihrem erhabenen Bruder vorgelesen haben. Ich war etwas unwillig, kann's nicht lange seyn, schrieb aus patriotischem Herzen 1785, am neuen Jahrestage, das lehtemal meinen Glückwunsch, und empfing noch am Abend des Ersten Januars die Gegenwünsche des Königs Majestät.

U. E. Karschin.

An meine mir neugeborne Tochter.

21. Junius 1785.

Lina, lobe Du den Herrn,  
Der Dich ließ entstehen,  
Lebe Deine Tage gern,  
Die so schnell vergehen.

Sey nicht wieder langes Muths,  
Seufze keine Schmerzen,  
Denn so oft Du klagest, thut's  
Weh dem Mutterherzen.

Sieh, mein Kind, von meinem Haar  
Hab' ich abgeschnitten,  
Dass es Dich nun immerdar  
Froh zu seyn soll bitten.

In ein Ringlein ward's gelegt,  
Und wenn's Deine Linke  
Nun am kleinen Finger trägt,  
Giebt Dir's Seelenwinke.

Einer goldnen Lyra Glanz  
Soll in diesem Ringe  
Dich erinnern an den Kranz,  
Den ich mir erringe.

Einen schbnern sollst Du Dir  
Nun zum Ruhm erwerben:  
Denn Du wirst nun bald von mir  
Meine Lyra erben.

Sangst ja schon so manches Lied,  
Aber nur ganz leise,  
Gleich der Lerche, die da flieht,  
Wie zur Wolkenreise.

Singe heller, wenn ich nun  
Über Wolken reisse;  
Denn mein Geist soll zwiefach ruhn  
Über Deinem Geiste.

In die Höhe wirst Du dann  
Oft Dein Aug' erheben,  
Ob's mich nicht erblicken kann  
Über'm Lerchen-Schweben.

Hörchen sollst Du, ob ich nicht  
Über Sternen rufe:  
Tochter, steig' voll Zuversicht  
Auf des Nachruhms Stufe!

Die Ankündigung meines Glücks,  
dem Fräulein von Bierack erzählt

1. Februar 1787.

Dir, edle Herzensbildnerin  
Der Lieberwerthen Prinzessin,  
Dir, sanfte Bierack, will ich's sagen,  
Wie Wöllner, Friedrich Wilhelms Rath,

Mich überraschte vor acht Tagen,  
Als ich in Deckers Zimmers trat.

Er rief:

Freu' Dich, Deutschlands Dichterin  
Freu' Dich hoch in Deinen Sinn!  
Der König hat befohlen mir  
Ein neues Haus zu bauen Dir!

So sprach der Mann im schwarzen Rocke  
Mit goldnem Ordenskreuz geziert,  
Ich hör', ich seh', ich staun' und stocke,  
Bin durch des Zurufs Ton geführt,  
Und kenne nicht den Glücksvorkänder,  
Und traue meinem Ohre nicht. —  
Betäubter ist kein armer Sünder,  
Wenn Gnade seine Ketten bricht,  
Und, statt des Kerkers, eine Wohnung,  
Im kleinsten Dörfchen ihm verspricht,  
Als ich gewesen bin, so lange  
Bis Herr von Willner ward genannt,  
Da glühete mir Aug' und Wange,  
Da ward die Königshuld erkannt!

A. L. K.

Rede beim Grundsteinlegen zum Hause der Frau  
Anna Luise Karschin.

Unser gütiger Friedrich Wilhelm, dem gewiß  
Seiner Unterthanen Wohl am Herzen liegt, der  
sie Alle glücklich zu sehen, der den Namen: Land-  
desvater, zu verdienen wünscht, ist auch Kenner,  
Berehrer und Beschützer wahrer Kunst und Wis-  
senschaft.

Mit einem ganz deutschen Herzen achtet Er  
vorzüglich deutsche Geistesfrucht, vaterländischen  
Gesang hoch.

In dieser Besinnung, welche einen ächten  
Brandenburger stolz machen kann, schenkt der  
gütige König der Frau Anna Luise Karschin,  
einer Dichterin, die unserm Vaterlande nicht  
minder, als eine Sappho dem Ihrigen zur Ehre  
gereicht, einen neuen, beständigen und eigen-  
thümlichen Wohnsitz.

Die vaterländische Sängerin sollte nicht bloß  
für Ihre Person der königlichen Huld genießen,  
Ihre späteste Nachkommenschaft sollte zugleich ein  
schätzbares Denkmal besitzen, welcher Gnade Frie-  
drich Wilhelm der großen Dichterin in Seinen  
Staaten würdigte.

### Anrede an die Zuschauer.

Zu diesem Hause wird jetzt feierlich der Grundstein gelegt. Wir freuen uns, daß wir hier Gelegenheit haben, der Frau Karschin, so viel wir vermögen, auch unsere Hochachtung öffentlich zu bezeugen.

Diese drei Schläge für unsern gütigen König und Landesvater, und für unsre theure Königin und Landesmutter. Sie seyen lange eine Zierde auf Preußens Thron, dann werden Sie lang eine Segensquelle für Preußens Unterthanen seyn.

Diese drei Schläge für den Geheimen Finanzrath und General-Bauintendanten von Böllner. Er lebe lange glücklich, weil er es sich zum angelegentlichsten Geschäfte macht, das Glück seiner Nebenmenschen zu bauen.

Diese drei Schläge für die Herren Ober-, Hof-, bauräthe und Hof-, Bauinspektoren; wünschen Ihnen das heiterste Wohlergehen, und daß sie noch manchen Bau glücklich ausführen mögen.

Bei diesen drei Schlägen für unsre Werkmeister wünschen wir, daß Gott, der ewige

Baumeister, uns diesen Bau nach Wünschen ausführen helfe.

So erhöre denn Gott unsre Wünsche, und bewahre Alle, welche an diesem Hause arbeiten, vor Unglück und Schaden.

### Schreiben Gleim's an Friedrich Wilhelm den Zweiten.

Sire!

Unter den Millionen von Menschen, welche mit Hoffnung auf Ew. königlichen Majestät glorreiches Leben über den erlittenen Verlust sich trösten, befindet sich ein alter Mann, bekannt unter dem angenommenen Charakter eines preussischen Grenadiers, welcher in den unvergeßlichen Jahren 1756 und 1757 seinen Zeitgenossen unglaubliche Begebenheiten des Krieges sang, und glaubliche Fabeln dichtete dem königlichen Knecht.

Dieser alte Mann, wenn nicht Krankheit ihn hinderte, machte sich auf, mit dem heißesten Wunsche seines patriotischen Herzens, zuvorzukommen den Millionen der Hoffenden, er forschte den Augenblick aus, in dem er es wagen dürfte, dem

sorgenvollen Landesväter unter die Augen zu tre-  
 ten, und Ihm zu sagen: „Es hätten unter Frie-  
 „drich dem Einzigen nur allein die deutschen  
 „Musen geklagt, sie hätten in ewigen Gesängen  
 „Ihn singen wollen; Er hätte mit Seiner Liebe  
 „zu den ausländischen Musen die Muse des Va-  
 „terlandes beinabe zum Stummseyn gebracht. Die  
 „Zeiten des Einzigen würden gewesen seyn, wie  
 „die goldenen Sprachzeiten Alexanders, Augusts,  
 „Leo's, Karls und Ludwigs; Ew. kbnigl. Maje-  
 „stät aber hätte die Vorsehung aufbehalten, das  
 „sechste Weltalter der Musen zu stiften!“

Erlauben Ew. kbnigliche Majestät in höchsten  
 Gnaden dem wahrheitsliebenden alten Mann, der  
 nie geschmeichelt hat, zu sterben in dieser Hoff-  
 nung als Ew. kbnigl. Majestät!

Halberstadt den 23. August 1786.

allerunterthänigster

allertreudevotester Knecht

Glein.

Kabinettschreiben Sr. Majestät.

Würdiger lieber Getreuer! Zur Aufmunterung  
 kbnnt Ihr der deutschen Muse, der Ihr in Eurem

Schreiben vom 23. dieses mit deutscher Treue-  
 zigkeit das Wort redet, die Versicherung geben,  
 daß Ich mit Vergnügen Ihr Beschützer seyn werde;  
 besonders wenn sich alle deutschen Dichter bemü-  
 hen, Euch zu gleichen, und jeder in seiner Art  
 den Eurigen gleiche Werke liefert. Ich bin Euer  
 gnädiger König.

Berlin den 27. August 1786.

Friedrich Wilhelm.

Gelert an die Karschin.

- Liebste Frau Karschin!

Wenn ich gesunder und munterer wäre, als  
 ich bin: so würde Ihre beredte und recht geist-  
 reiche Einladung in den Garten meines theuer-  
 sten Sulzers unstreitig ihre Wirkung thun; und  
 ich käme also mit Herrn Weiser, dem Kreis ein-  
 nehmer, meinem Freunde, der im Begriffe steht,  
 nach Berlin zu reisen, auf einige Tage dahin,  
 und suchte meine Freunde und Gönner auf. Aber  
 nein, liebe Dichterin, an diese Freude soll ich nicht  
 denken, zwar daran denken, aber sie nicht genie-  
 ßen. Indessen danke ich Ihnen von Herzen für

Ihren Brief und für Ihr schönes Gedicht. Ich fand dieses unerwartete Geschenk gestern auf meinem Tische, als ich eben von unserm vortreflichen Fürsten kam, auf dessen Zimmer ich eine moralische Vorlesung in Beisein seiner Gemahlin hatte halten müssen. Ich war noch von dem gnädigen und liebevollen Bezeigen dieses guten Herrn und eben seiner guten Gemahlin kräftig gerührt; und ich wurde es bei der Beschreibung des lebenswürdigen Kindes, die Ihr Brief enthält, und bei einigen Stellen der letzten Seite Ihres Briefes noch mehr, ja so sehr, daß ich meine Hände faltete, und Gott laut für das Gute dankte, das er an mir Unwürdigen oder durch mich Elenden thut. — Nur so viel, denn das ist für einen Kranken, ich leide an Hüftschmerzen, schon ein langer Brief. Ich grüße unsern besten Sulzer, und alle, die mich mit ihm lieben; freundschaftlichst, wünsche Ihnen von Gott alle Wohlfahrt, wünsche Ihnen das Glück, noch viel Nützliches und Treffliches zu schreiben, und bin mit aller Hochachtung und Freundschaft

Leipzig, den 29. April 1769.

Ihr ergebener Diener.  
Gellert.

Kammerler an meine Mutter \*).

Madame!

Daß Sie zu Ihrem Zeitvertreibe, in dem Frühlinge Ihrer Jahre eine komische Oper anfangen, zeigt, daß Sie sich künftig in dieser Dichtungsart hervorthun wollen, oder daß Sie dem Herrn Koch für seine Gutheit gern wieder gute Dienste leisten wollen. Sie verlangen den Rath und den Beistand eines guten und aufrichtigen Freundes. Hier ist mein Rath: Ueben Sie sich eine Weile ganz im Stillen, und lesen dabei alles, was Ihnen zu Ihrem Vorhaben dienlich ist, und legen der großen Welt Ihre ersten Übungsstücke noch nicht vor. Wenn Sie bei Ihren künftigen Stücken aber Beistand von mir haben wollen, so machen Sie es so: Schreiben Sie Ihren ganzen erfundenen Plan, die ganze Hauptfabel Ihres Stückes in wenigen Zeilen auf. Hernach bezeichnen Sie mir, Scene für Scene, die Personen, die auftreten, und meldey in ein Paar Worten, wovon sie reden sollen, und wo eine Arie zu stehen kommen soll. Alsdann kann ich Ihnen noch

\*) 16 Jahre alt war meine selige Mutter damals.

zur rechten Zeit einen Rath geben. Jetzt kommt ein jeder anderer Rath und die Ausbesserung selbst wirklich schon zu spät. Mein einziger Rath ist jetzt, daß Sie dieses Stück, als erste Probe bei sich behalten, und künftig alle Jahre oder halbe Jahre etwas Vortreffliches nachahmen oder erfinden sollen. Wenn Ihr Stück aber auch völlig so gut wie die Jagd und der Krenztekrantz wäre, und mich also von selbst reizte, meinen patriotischen Fleiß und die letzte mühsame Feile darauf zu verwenden: so muß ich Ihnen (doch unter uns) gesehen, daß ich bis zum Ausgange des künftigen Aprils dergestalt mit Arbeit besetzt bin, daß ich Sie selbst bitten möchte, den Himmel zu bitten, daß ich unter der Last nicht erliege. Es sind dieses nicht Arbeiten, die ich von selbst mir gewählt habe, sondern die mir insgeheim anvertraut und aufgelegt sind. Alle die Zeit, die Sie mich in der Komödie sehen werden, ist bloß eine Zeit, die ich zur Erholung gebrauche, damit ich wenigstens so lange gesund bleibe, als diese Arbeit dauert. Noch einmal, liebste Madame, muß ich Ihnen sagen, daß ich Ihnen jetzt einen Rath gebe, den ich mir in meinen jungen Jahren selbst gegeben habe. In dem ich so lange alles zerriss und verbrannte, als ich sahe, daß ich mich noch jährlich besserte; bis ich endlich sahe, daß ich mich leider nicht mehr besser-

besserte, sondern da stehen blieb, wo ich ungefähr noch stehen mag. Leben Sie wohl, und halten mich für den, der ich zu seyn glaube, für  
Berlin, den 10. November 1771.

Ihren aufrichtigen Freund  
F. W. Hamler.

P. S. Es versteht sich, daß solche große Stücke, wie komische Opern, nicht müssen verbrannt oder zerrissen werden, sondern so lange aufbewahrt werden, bis man alles, was zu bessern ist, gefunden hat. Allenfalls gebraucht man etliche Auftritte davon, bringt sie in eine andere Verbindung; läßt an einigen Stellen Arien fort, setzt an andern Arien hin; bringt mehr Handlung hinein, oder macht, daß alles zur Haupthandlung nicht wenig, sondern kein viel beiträgt. Endlich ändert man die einzelnen Ausdrücke, bessert, was uns ein wenig alljuniedrig klingt, schneidet die ganz unnützen Plaudereien weg, verstärkt durch gewisse eigenthümliche Züge die Charaktere der Personen u. s. w.

J. B. Zimmermann an die Karfchin.

Verehrungswürdigste Frau!

Sie haben meine Geschichte in Sansouci in die reizendste und erhabenste Poesie eingekleidet, und demungeachtet bleibt ihr Gedicht eine Geschichte, — die aber niemand erzählen kann und muß, als Sie, gerade Sie, denn Ihr Herz ist der Sitz der feinsten, der edelsten und größten Empfindungskraft.

Beiliegende Kleinigkeit ist eine Pränumeration auf die nächste Auflage einiger Ihrer Oden und Lieder. Auf die Auflage Ihrer sämtlichen Werke werde ich mit warmen Herzen pränumeriren und Pränumerationen sammeln.

Gott lasse Sie noch lange der Welt zur Erstaunung und als eine Zierde unsers Zeitalters leben.

Berlin, den 6. Novbr. 1771.

J. B. Zimmermann,

Königl. Großbritannischer Leibarzt  
in Hannover.

Ich treibe mich auf dem Lande herum, liebe Frau! um das Leid und Freud', was eben Gott jungen Herzen zu ihrem Theil gegeben hat, in freier Luft zu genießen. Neulich lief ich einmal in die Stadt, und Griessb. brachte mir Ihren Brief. Es machte mir herzlich Freude, daß Sie Ihre Feder so an mich laufen ließen, und nur für Ihre Güte und Freundlichkeit meinen Dank. Ich wollte, daß mir Ihre Töchter auch schriebe, wie und wenn's Ihr einkömmt; denn kein Spiegel ist das der Eitelkeit, was ein Brief der von wunderbaren Verhältnissen gedrängten Seele ist, wenn sie durch gleiche Stimmung horcht, und müde des ewigen Sold mit Freuden pausirt, und dem freundlichen Mitspieler neue Wonnen ablauscht. Ich schicken Sie mir doch auch manchmal was aus dem Stegereise; mir ist alles lieb und werth, was treu und stark aus dem Herzen kommt, mag's übrigens ausseh'n wie ein Zgel oder wie ein Amor. Geschrieben hab' ich ta'llerlei, gewissermaßen wenig und im Grunde nichts. Wir schöpfen den Schaum von dem größten Strome der Menschheit mit unsern Kielen, und bilden uns ein, wes-

nigstens schwimmende Inseln gefangen zu haben. Von meiner Reise in die Schweiz hat die ganze Cirkulation meines kleinen Wesens sehr gewonnen. Vielleicht peitscht mich die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterlande, wahrscheinlich nicht nordwärts, Addio!

Offenbach am Main, den 17. August 1775.

Götthe.

Ich gedenke an meine Gänse! Lieber Frau! in dem Gewürge des Lebens vergeß ich Alles. Zwar doch nur zu schreiben; denn ich Ihr letzter Brief kam, dachte ich, ich hätte Ihnen und Ihrer Tochter geantwortet. So mannmal hatte ich im Stillen mit Ihnen gesprochen; auf irgend eines Wandrung, und dachte: weils du nach Hause kommst, schreibst du, und schriebsotticht. Meine Lage hier ist die glücklichste, die eine menschliche Einbildung sich kaum zu wünschen wagt; dafür habe ich aber nun auch freilich alle Zulagen zu genießen, die das Schicksal an seine Gaben ungenüß händeln pflegt. Bleiben Sie mir: leben! Schreiben Sie mir oft was. Machen Sie mir einmal ein Paß Impromptus zusammen; die Sie nicht mehr achten. Und gehen Sie doch einmal zu Chodowicki, und räumen Sie bei ihm auf; was so vom alten

Abdrücken seiner Sachen herumfährt. Schreiben Sie mir's, und stellen ihm etwa eine Zeichnung. Es wird mir wohl, wenn ich ihn nennen höre, oder ein Schnitzel Papier finde, worauf er das Zeichen seines lebhaften Daseins gestempelt hat.

Weimar, den 11. September 1776.

Götthe.

Götthe an meine Mutter:

(Einlage des vorigen Briefes.)

Ich hab Ihnen noch nicht geschrieben, und schreibe Ihnen auch jetzt nichts, als daß ich den 10. September, Abends zwischen 9 und 10, ganz auf einmal sehr lebhaft an Sie und Ihre Mutter gedacht habe. Es ist mir das schon mehr vorgekommen; aber diesmal überfiel's mich lust, da ich die Feder in der Hand hatte, und ich eilte, es Ihnen zu sagen.

Götthe.

### Wieland an die Karschin.

In die Dichterin, in welcher Sappho wiederlebt.

Mitten im Himmel der Freundschaft, an der Seite unsers Gleims, des edelsten und besten der Menschen, bringt mir der Venus schneeweißestes Täubchen Ihren ersten Brief, göttliche Sappho! Wir lesen ihn mit Entzücken, wir reden den ganzen Tag, und einen großen Theil der folgenden von Nichts, als Ihnen, hören unserm Gleim, mit halb offenem Munde, so leise athmend als in einer Verzückung zu, da er uns eine Menge der herrlichsten Lieder liest, die ein Gott unsrer Sappho eingab, und wovon die Welt noch nichts gehört hat; hören unverwandt, erfüllen uns ganz mit Ihrem Geist, entzünden von Ihrem Feuer, ergießen uns in Liebe und Bewunderung des schönsten Geistes, der jemals ein weibliches Weib belebt hat, und beten die Natur in einem ihrer herrlichsten Werke an — und dennoch, vortrefflichste Karschin, konnte Wieland kalt oder träge genug sein, es bis zum 5. Juni anstehen zu lassen, Ihnen, der Dichterin, die er schon so viele Jahre liebt und bewundert, zu sagen, daß Sie die freundschaftlichen Empfindungen, wovon Ihr

schöner Brief überfließt, an keinen Undankbaren verschwendet haben! Aber glauben Sie mir, meine liebste Freundin, weder Trägheit noch Kältsinn war daran Schuld. Es ist von jeher meine Art so gewesen, daß ich nicht schreiben kann noch mag, wenn mein Herz so voll ist, als es in Halberstadt war. Geschriebene Worte danken mir dann eine so kalte, armselige Art, wie Seele mit Seele Gemeinschaft pflegen soll, daß ich mich gar nicht dazu entschließen kann. Doch auch jetzt, da ich bei gelassenem Muthe an Sie schreibe, kann und werde ich Ihnen nicht den zehnten Theil davon sagen, was ich von Ihnen denke, was ich für Sie empfinde, und wie glücklich Sie mich dadurch machen, daß Sie meine Freundin seyn wollen. Ein Genius soll Ihnen das in seiner eigenen Sprache unmittelbar in's Herz sagen. — Sie sollen's fühlen, eben so stark fühlen, als ob Sie es mit Ihren eigenen Geistesaugen unmittelbar in meiner Seele läsen, — und wozu brauchen Sie denn noch, daß ich's Ihnen durch Worte sage?

• Sie allein, vortrefflichste Frau, fehlten noch, um unsre Wonue in Halberstadt vollkommen zu machen. Zwölf ganzer Tage, ein Jahrhundert an innerem Werth, einen Augenblick im Genuße selbst — habe ich bei unserm Gleim, dem besten unter allen Günstlingen des Musengottes, dem

wärmsten der Freunde, dem edelsten der Menschen, gelebt. Nur unsre Sappho, unsre Muse, mangelte uns, um aus seinem kleinen Sans-Souci den Hain der Musen oder Elisium zu machen. Ihr freundschaftlichster Wunsch, beste Karschin, ist auch der Wunsch meines Herzens. Ja, wir müssen uns noch von Person kennen lernen, Sie müssen meine Kinder und die Mutter meiner Kinder, alles, was ein Theil meines Selbst ist, sehen, und unter den Kleinen, um sie herumwimmelnden Kindern der Natur sich selbst wieder verjüngt fühlen, und schönere Lieder singen, als Sie je gesungen haben. Es muß sein, es wird sein, oder meine Seele müßte mir in diesem Augenblicke falsch weisagen.

Unwillkommene Hinderungen unterbrechen mich, — ich muß mich von Ihnen losreißen. Aber der Anfang ist nun gemacht, meine Freundin, Posten zwischen Berlin und Weimar gehen wöchentlich und richtig wenigstens zweimal. Also kein Wort weiter, als daß ich mit aller Bewunderung, aller Wärme der gefühlten Seelenverwandtschaft bin und ewig sein werde

Weimar, den 3. Juni 1775.

Ihr ganz ergebenster  
Wieland.

### Wieland an die Karschin.

Lebe Frau! ich bin der unfleißigste, unzuverlässigste, bedrängteste und hilfloseste Briefschreiber auf Gottes Erdboden, aber ich bin auch eine gute Seele, und liebe Sie von Herzensgrunde, wie wohl ich Ihnen nichts davon sagte.

Weinen Sie doch in meinem Namen eine Thräne an dem Halse der lebenswürdigen, unschuldigen Gefrankten \*), die im Merkur beleidigt wird, und für welche Sie, beste Frau, mit so edler Wärme sprechen. Ihr soll durch einen Auszug Ihres Briefes und durch gänzliche Vertilgung des Artikels: Theatralische Neuigkeiten, die einzige Genugthuung werden, die ich ihr geben kann. Ich habe eigentlich mit jenem Artikel gar nichts zu schaffen gehabt, und bin also an der Sünde unschuldig; aber ich habe mich doch fremder Sünde durch die Herausgebung theilhaftig gemacht, und dafür will ich büßen, so streng Sie es verlangen; es ist abscheulich, daß eine liebe gute Frau, die Talente hat, über mich zu klagen haben soll, mich, der ich für jede gute Frau mit und ohne Talente mein Leben ließe! Im nächsten Monat soll auch

\*) Es war Madame Henisch.

Ihr schönes Lied auf Madame Henisch eingedrückt werden, sagen Sie ihr an meiner Statt Alles, was sie beruhigen kann.

Ich bin unendlich beschäftigt und zerstreut zugleich. Göthe, der König der Geister, der liebenswürdigste, größte und beste Mensch, den ich jemals gesehen habe, ist seit zehn Wochen bei uns, und wird noch vielleicht lange bei uns bleiben. Er grüßt Sie, liebe Sappho! Ach! warum können wir Sie nicht zu uns rufen? Behalten Sie mein Andenken immer ein wenig lieb, ich ehre das Ihrige.

Weißenhof, den 11. Januar 1776.

Wieland.

Büsching an die Karschin.

Madame Karschin danke ich für den poetischen Brief, welchen Sie mir geschickt haben, und welcher Ihrer berühmten dichterischen Gabe gemäß ist. Ein jeder Antheil, welcher an dem Tode meiner Christiane genommen wird, ist mir angenehm. Ich habe acht ganze Tage dicht neben ihrem Blumenbette bei Tage und Nacht gewohnt, und schlafte

seitdem alle Nacht an diesem mein Herz an sich hehrenden Ort, habe aber erst einmal das Vergnügen gehabt, von meiner Christiane, und zwar sehr angenehm, zu träumen. Ich kann Ihren Gesichtskreis nicht allein im Garten lassen.

Daß Sie Sich so wenig gesehen haben, kommt daher, weil sie von Jahre zu Jahre ihren Umgang mehr eingeschränkt; sie hatte und gab sehr selten Besuch, grade, wie ich, der ich mich je länger, je mehr von den Lebendigen losreife.

Das Andenken meiner Christiane hat mich heute sehr traurig gemacht, und mich verlangt jetzt, da der Abend sich nähert, nach meinem einsamen Kämmerlein, neben dem Blumenbette meiner Christiane, in welchem ich, geliebt's Gott! auch bald seyn werde!

Berlin, am 29. Mai 1777.

Büsching.

Frau Christiane, Gräfin zu Stolberg-  
Wernigerode an die Karschin.

Wernigerode 17. Nov. 1778.

Mit Dank verspricht der geliebten Freundin  
H. E. Karschin, für derselben mitfließende Loba-

nen und Trauerlied, dem unvergesslichen Seligen \*), keine laute Klage tönen hören, sondern stille Thränen bis an das Ende ihrer Tage fließen zu lassen.

die tief verwundete, aber von der verschönten Hand ihres himmlischen Vaters und verlassene

Christiane,

vermittelte Gr. zu Stolberg,  
geb. Fürstin zu Anhalt.

Dieselbe an die Karschin.

Vielen Dank, werthe Freundin! für das herrliche Friedenslied! Ehre sey Gott in der Höhe, auch von mir Trauernden gesungen! und Friedrich wird unter den Erdengöttern mir verehrungswert bleiben.

Wernigerode, 22. Juni 1779.

Dieselbe an Dieselbe.

Werthe Freundin!

Dankend erkennt mein Herz die liebevolle Theilnahme an meinem Freud und Leid.

\*) Ihrem Gemal.

Das blaue schöne Band verwahret die angenehme, liebenswürdige Mutter des Constantin. Sie wird es ihm bei zunehmenden Jahren erklären.

Meine mit Thränen vermischte Freude erregt die Sehnsucht nach jener vollkommenen Wonne, so nicht unterbrochen kann werden, und wo ich von Herzen wünsche, auch die geliebte A. E. Karschin unter denen Harfenspielern vor dem Throne des, der da ist und der da war, anzutreffen und zu umfangen, Amen!

Aurelio de Georgi Pertola an die Karschin.

Der Ruf Ihrer unvergleichlichen Talente hat Ihnen seit einiger Zeit eine große Menge Bewunderer in Italien zugezogen. Durch einen langen und anhaltenden Fleiß, den ich auf die Erlernung der deutschen, durch Ihre Gedichte verschönten Sprache verwandt habe, konnte ich meiner Nation einen Theil der Produkte Ihres Genius bekannt machen, und diese versetzten uns in einen allgemeinen Enthusiasmus. Ich bin nicht gewiß, ob das vor einem Jahre von mir herausgegebene

Werk unterm Titel: *Idea della Poesia Allemanna* (Ideen der deutschen Dichtkunst) in Berlin angekommen sey? Einer meiner berühmten Freunde, der Ihres Beifalls würdig ist, Herr Salomon Gessner, macht mir Hoffnung, Ihnen einige Exemplare von diesem Werke zukommen zu lassen. Ich habe es gewagt, daselbst in der Geschichte der Poesie sehr viel von Ihnen zu reden und versucht, Ihre Denkkraft und Ihren Verstand zu analysiren. — H. Hadravan, der Ihnen diesen Brief überreichen wird, verspricht mir eine Gelegenheit ausfindig zu machen, Ihnen mein Buch zu überreichen. Die wenige Kommunikation, die unsere Bücher mit den Ihrigen haben, ist die Ursache, warum ich diese Gelegenheit nütze, Ihnen die Erstlinge meiner Bemühungen zu opfern. Hätten sich nicht so viele deutsche Herren, die ich in Italien gefunden, für mein Unternehmen so sehr interessiert, so würde ich meinem ganzen Vorhaben entsagt haben. Ich könnte Ihnen vielleicht einige von meinen Gedichten zu Händen kommen lassen, die Sie aber so ansehen müssen, wie ein Künstler Ihr schönes sächsisches Porzellan betrachtet, er würde alsdann nur die Arbeit eines großen Majolico del Tirolo gewahr werden. Vielleicht sind Ihnen meine *Notte Clementini* zu Gesicht gekommen, welche in das Deutsche übertragen, und der

Prinzessin Luise Amalie zugeeignet worden sind. Ich bitte Sie sodann über meine Nachlässigkeiten hinwegzuschlüpfen. Es sind schon zwei Jahr, daß ich in Gesellschaft unsers bevollmächtigten Ministers nach St. Petersburg gehen sollte, und damals war meine schmeichelhafteste Idee, Sie persönlich kennen zu lernen; meine schwachen Gesundheitsumstände haben es mir nicht verstattet. Ich bitte Sie nochmals, das aufrichtige Opfer meiner Achtung und Bewunderung anzunehmen und mir zu erlauben, daß ich zc. zc.

Aurelio de Georgi Pertola,  
Professor der königlichen Akademie de marina.

Archenholz an die Karsschin.

Vortreffliche Frau! Erst vor einigen Tagen habe ich mit dem Mefkatalog Ihr schätzbares Schreiben erhalten, und es sofort nebst der Berichtigung zum Druck befördert. Im Juliusstück des J. werden diese niedlichen Verse erscheinen, wofür ich recht sehr danke. Meine Verehrung Ihrer Talente ist Ihnen vielleicht nicht unbekannt, ich habe davon das Zeugniß in mehreren Stellen in meinen

Schriften abgelegt, unter andern in meinem Werk: England und Italien, bey Gelegenheit der Dichterin Corilla \*). Ja, ich habe noch mehr ge-

\*) Hier diese Stelle: Urdenholz England und Italien, 2ter Abschnitt, S. 277. 285.

„Die Ehre, den poetischen Vorbeer auf dem Capitol zu erhalten, führte ehemals etwas erhabenes in sich, daher man auch zu dieser Szene den ehemals so verehrungswürdigen Erdraum erwählt hatte, der jetzt immer mehr und mehr herabgewürdigt wird. Wenn Tasso daselbst gekrönt wurde, so rüst Europa noch jetzt nach zweihundert Jahren, seinen Beifall dazu. Wenn aber eine Corilla, deren ganzes Verdienst im Improvisiren besteht, wodurch sie gewöhnlich bei Alltagsköpfen Bewunderung erregt, diesen Vorbeer erhält, so hört er auf, eine Ehre zu seyn, und diese Ceremonie wird zu einer lächerlichen Form. Diese so unverdient berühmt gewordene Person ist als Dichterin so tief unter unsrer Karsthin, daß eine Paratelle zwischen Beiden ziehen, Letztere beschimpfen hieße; dennoch schmachtet die deutsche Dichterin in der größten Dürftigkeit, während der Zeit die Italienerin von allen Seiten Geschenke und Pensionen erhält, die noch kürzlich die große Katharina vermehrt hat. So viel kommt auf das Land an, in welchem man geboren wird!“

Anmerkung der Herausgeberin.

Vermuthlich war es diese Corilla, welche der Frau v. Staef den Gedanken zu ihrer herrlichen Corinna gegeben.

than. Ohne Sie je gesehen zu haben, wünschte ich ernstlich Ihnen nützlich zu seyn. Ich hatte einen Freund in London, der beständig um die Königin Charlotte war; diesen vermochte ich, der Königin Ihr ganz vortreffliches Gedicht auf ihre Abfahrt nach England zu zeigen. Sie hatte es, wie ich richtig vermuthete, nicht gesehen, sie war äußerst zufrieden, mein Freund schwieg dabei nicht, und ich erwartete mit Ungeduld eine königliche Handlung, deren Urheber Sie wahrscheinlich nie erfahren haben würden, allein es blieb dabei:

Dem, wie das alte Sprichwort heißt:

Es ist nicht alles Gold was gliebt.

Nehmen Sie Sich doch meines britischen Merkurs in Berlin an. Nach keiner großen Stadt in Deutschland kamen so wenig Exemplare, wie in Ihre Königsstadt, wo doch die englische Sprache so viel kultivirt wird. Die Ursache davon ist mir unbegreiflich. Hier in Hamburg allein habe ich 144 Subskribenten; und an drei Orten arbeitet

Wenn die Italienerin sonst kein Verdienst hätte, als das, der Umlauf zu einem so köstlichen Werke geworden zu seyn, so möchte dies allein ihr Rechte an unsre Dankbarkeit geben. Nur allzutief leuchtet aus der Corinna der Fr. v. Staef, die nie genug zu beherzigende Wahrheit ein, daß der Ruhm eine Frau nicht glücklich macht:

man schon an einer Übersetzung. Dieser Umstand nöthigt mich eine Verdeutschung des Merkur selbst zu übernehmen, wovon hiebei eine Anzahl raisonnirender Anzeigen; seyn Sie so gütig, solche zweckmäßig zu vertheilen. Ich empfehle mich Ihrem Wohlwollen, und unterzeichne mich hochachtungsvoll  
Hamburg, den 8. Juni 1787.

Archenholz.

### Schubart an die Karschin.

Beste Asperg, den 23. Febr. 1787.

Sehen Sie da, inniggeliebteste Geisteschwester, das traurige Datum, das noch immer über meinen Briefen hängt, wie Hagelgewölk überm Weizenfelde! — Seit vielen Wochen harret' ich auf meine Freiheit — mehr als jemals. — Dies starre Hinblicken auf einen Punkt machte mich unfähig, die Pflichten gegen meine Freunde zu erfüllen. Da aber der Eilfte Februar wieder bde. und trostlos für mich vorüberging, so kehre' ich zu meinen Freunden zurück, um aus ihrem Herzen für die Qualen fehlgeschlagener Hoffnungen Linderung und Trost zu saugen.

Geisteschwester!! — ja, so will ich immer meine Karschin nennen, bis ich dies Auge schliesse, und so will ich sie wieder nennen, wenn ich sie am Tage der Urständ umarme. Blut stockt und zerrinnt im Sande, aber Geist ist der wahre Naher der Götter — ewig heiß, ewig fluthend, und ewig in den Pulsen der Seele aufschlagend.

Sie altern nur dem Leibe nach, gute Karschin, Ihr Geist ist noch immer frisch und jung, und verklärt die Furchen des Alters. Ihr Gedicht an mich, und Ihre Epistel übers Leben, im neuesten Stück der Thalia von Schiller, hat noch Jugendgluth und eine magische Versifikation, die Sie über die meisten Dichter erhebt.

Wächt' ich Ihre Epistel an die Herzogin, für taich Armen geschrieben — die, wie mir Ständlie sagt, nun auch gedruckt seyn soll — aus Ihren Händen erhalten; als ein Amulet wollt' ich sie auf meinem Herzen tragen!

O, daß Ihnen Gott diese That, so gang ins reinste Herzblut geträcht, besonders zum Segen anrechnen möchte! — Irdischen Lohn ersteh' ich Ihnen nur wenig von Gott — wie viel brauchen Sie noch für Ihre Spanne Leben? — aber himmlischer, ewiger Lohn sey Ihnen, beste Karschin! Gottes Gabe gereut ihn nicht. Sie werden auch dort hervorschimmern, und mit Miriam,

Deborah, Rowe und allen Sängern und Sängerrinnen Gottes, dem Ewigen singen: — Deutsche Sappho!! Pfui, so nenne Sie keiner mehr. Sappho stürzte sich, im Liebeswahn, verzweifelt vom Fels.

Und Karschin, die Deutsche, erträgt Armut, Mißhandlung, unverdiente Schmach und unverdiente Vergötterung, erduldet den Scheerenschnitt eisalter Kritik, blickt mit Mutterschmerz in ihrer Kinder Grab, erträgt die Beschwerden des Alters, und — lebt gerne! hochpreisend den Geber des Lebens!! —

O, Seelenschwester, wie haß ich die Parafelsucht!  
Friedrich der Große ist nicht Cäsar, nicht Julian, ist  
Friedrich!  
Herzog ist nicht Raunig, nicht Pitt, nicht Vergennes,  
ist Herzog!  
Klopstock nicht Homer, nicht Ossian, ist Klopstock,  
Und Karschin — nicht Sappho, — sondern Karschin!

Der Mensch mag sich ja lange quälen, um sich in ein fremdes Original hinein zu studieren, sein Selbst behält er doch in alle Ewigkeit, Amen!

Oy tausend! Sie lassen ja ein neues Haus bauen, wie die Zeitungen besagen? — da möchte ich nun wohl der Baumeister seyn, und meinen Spruch vom Giebel des Hauses runter sprechen, neben mir ein Tannenbäumlein, mit Medaillen

auf Ihres herzigen Königs Regierungsantritt hängt. Und siehe da! mein Spruch würde Segen für des Hauses Bewohnerin! dann weiheten wir ein das Haus mit neuen Gesängen, und in der Begeisterung Flammen küßte der zwanzig Jahr jüngere Schubart die zwanzig Jahr ältere Karschin so feurig, als hätte sie eben ihr erstes Lieb gedichtet. Zu trinken müßten wir auch wohl dabei haben, und Gnade dann Gott, Himbürgs bestem Weinfasse!

Sehen Sie, Karschin! wie ich mich zu Ihnen hin fantassere, und beinahe meiner Bande vergesse. In meiner neuesten Gedichtsammlung will ich Ihnen ein poetisches Denkmal stiften, bis dahin harre, du süße, traute Schwester meines Geistes!

Schubart.

Derselbe an die Karschin.

Schätzbarste Freundin und Geisteschwester!  
Stuttgart, den 5. Sept. 1788.  
Unsere Herzogin, die mit dem besten Meißnerhelfen so viel Geistesvorträge besitzt, ließ mich ein poetisches Schreiben von Ihnen lesen, voll

Schöner Dichterszüge. Hier ist die Antwort darauf. Wenn Sie der Herzogin die Gedichte Ihrer Tochter noch nicht zugesandt haben, so ersuche ich Sie, mir schleunig ein Exempl. nebst einem Brief an die Herzogin zu senden, welches ich ihr sodann zu überreichen die Ehre haben werde. Wenn Ihre geistreiche Frau Tochter mit der Herausgabe der Schriften nicht so sehr geeilt hätte, so würde ich ihr von hier aus eine ziemliche Anzahl von Pränumeranten haben anschaffen können. Die Gedichte selbst beweisen, daß vom poetischen Aetherstrahl der Mutter ein schöner Antheil auf die Tochter übergegangen ist. Zartheit der Empfindung, edle Gesinnung, feine Sprache, und polirter Rhythmus findet sich in den meisten dieser Lieder. Das der Herzogin zur Probe eingesandte Gedicht ist just das, so mir am wenigsten gefällt. Nichts kleidet eine Frau von Geschmack und Talent mehr, als sittliche, sonderlich religiöse Empfindungen! Ich wünschte von Ihnen, beste Karschin, mehr geistliche Lieder zu lesen, da Ihnen diese sonderlich so wohl gelingen. Wenn man seine Harfe unentweih't am Grabhügel aufhängen kann, so reicht uns ein Engel eine andere, die ewig an den Ufern des Kristallmeeres tönt. Dies sag' ich mir und meinen Dichterbrüdern sehr oft, und es ist für unsre Zeiten eine gar heilsame Lehre. — Daß Sie so viele

Freundschaft für meinen Sohn haben, freut mich gar sehr. Erhalten Sie ihm immer diese freundschaftlichen Besinnungen; er wird sie gewiß nie entweihen. Gottlob, daß er anfängt, sich im Brandenburgischen zu naturalisiren. Keinem Provinzialen kommt dies saurer an, als einen Schwaben, dessen Himmel, sonderlich im Württembergischen, der Gesundheit so zuträglich ist.

Und nun erhalte Sie der Gott der Harmonie und des Gesanges Schöpfer bis ins graueste Alter gesund, und bei poetischer Laune. Uns trennen Gebürge und Ebenen, aber mein Geist und Herz ist Ihnen immer sehr nahe. Ewig

Ihr

Schubart.

Epater an die Karschin.

Lassen Sie mich Ihnen, meine gute, immer noch leicht begeisterte Karschin, in Prosa für Ihre Verse über die Hinführung Christi von Chodowickys Meisterhand danken. Ich werde auch einen Commentar in Versen darüber machen. Sie sind immer noch unerschöpflich ergiebig. . . . Einige Kleinigkeiten von mir, werd' ich gelegentlich an

Chodowicki für Sie beilegen, . . . 2. E. Lieder für Leidende; wenn ich's nicht vergesse, seiner Zeit die Handbibel für Leidende.

Sollte mein Sohn einmal auf Berlin kommen, so soll er Ihnen in meinem Namen einen Besuch abstatten, und mir angenehme Neuigkeiten von Ihnen sagen.

Der frohe Genius verlasse Sie nie!

Zürich, Samstags Morgen

den 16. Febr. 1788.

Johann Caspar Lavater.

Se. Excellenz Graf von Herzberg  
an die Karschin.

Ich danke Ihnen, meine liebe Frau Karschin, für Ihre wohlgemeinte und gewiß wahrhafte und ehrnigte Gedichte auf meinen Abgang aus dem Ministerio. Es ist, ohne Ruhmredigkeit für mich, ein wahrer Mord für den Staat. Wenn Sie die wahren Umstände wüßten, so würden Sie noch mehr, und andre Patrioten darüber trauern. Für mich und für meine Ruhe kann ich wohl damit zufrieden seyn.

Ich

Ich schicke Ihnen hiermit ein paar Duzend Bouteillen von recht altem Franz- und Rheinwein, damit laben und stärken Sie Sich.

Berlin, den 14. Juli 1791.

Herzberg.

Ich habe diese Briefe aus unzähligen andern als charakteristisch vorzugsweise ausgehoben.

Sehr oft war ich bei meiner lieben Großmutter; meine kleinen Witten erfüllte sie gern, und erfreute sich meiner Fortschritte im Lernen. Ihr Fleiß und ihre reine Gutmüthigkeit wirkten wohlthätig auf mich. Im August 1791, nachdem sie in ihrem neuerbauten Hause, welches sie zu früh, als es noch zu wenig ausgetrocknet, bezogen hatte, nur einmal die Blüthen der rings umher liegenden Gärten sich erschließen gesehen, ging sie, schon kränklich, nach Frankfurth a. d. Oder, wo mein Stiefbruder damals die Rechte studirte; sie wollte von da aus nach ihrem Geburtsort Tirschtiegel, wo allseitige Liebe und Achtung ihrer harreten \*). In der Kirche zu Tirschtiegel

\*) Eigentlich ist sie nahe bei Tirschtiegel, in der Mauer eines Fleckens geboren, der aus sieben Häusern besteht, und der Hammer genannt wird.

war ihr Bild vom damaligen Prediger Sturzel feierlich aufgestellt worden; denn auf ihre eifrige Verwendung war diese Kirche gebaut, und noch manchen Dienst von Wichtigkeit hatte die Karsschin ihren Mitbürgern leisten können. Eine Stieffchwester, Fr. Eleonore Borngräber, geb. Hempel, erwartete dort die geliebte Dichterin \*). Doch sie erkrankte in Frankfurth so schwer, daß es ihr unmöglich wurde, weiter zu reisen; es war ihr nicht beschieden, noch eine andere Heilmath zu sehen, als die ewige, wo gute Thaten ihren Lohn finden. Von Frankfurth aus schrieb mir meine Großmutter noch einige Briefe, die hier folgen; noch lebt und glüht ihr Geist in diesen letzten Funken einer verglimmenden Lebenskraft.

\*) Der evangelische Prediger Hüft zu Tirschtiegel, einer der erlauchtesten Diener des Herrn, berichtet in einem Briefe an H. Prediger Carl Wunster, daß die vielen Enkelkinder der verewigten Schwester der Karsschin alle Anlage und Trieb zur Poesie und zum Zeichnen, und eine rühmliche Lernbegierde äußern. Ihre Väter, Gottlob und Daniel Borngräber, Bürger und Schutzmarschmeister in Tirschtiegel, rühmt der würdige Gesellschafter als sehr rechtliche und religiöse Männer.

Frankf. a. d. D. den 9. August 1792.

Krank bist Du gewesen, Liebes Minchen, bist wieder gesund, hast aber indess ganz den Inhalt meines ersten Briefchens vergessen. Es war die Sprache der Großmutter, die Deine Geschäftigkeit, Deine Zärtlichkeit bei ihrer Abreise zu schätzen mußte. Glaube mir, Liebes Minchen, ich bin sehr schwach, ich wünschte, mein Sarg wäre zu Frankfurth; denn ich bin äußerst entkräftet, bin seit zwölf Tagen sehr krank, ging vorigen Sonntag am Arm eines sehr edlen Professors, mit Todeschwäche, unter die herrlichen Linden in sein ländliches Häuschen geführt; Heinrich ging mit. Der Weg führt uns über'n Kirchhof, wo Kleist ruhet; neben ihm möchte ich gern begraben seyn, und ich arme, alte, vergessene Frau würde hier wohl noch von Musensöhnen mit Blumen und Gesang beehrt werden. — Dein Bruder würde mir die Augen zudrücken, und seine Thränen würden mein abgezehrtes Gesicht waschen. Er ist gesund an Leib und Seel, wird ein Mensch, wie ihn Gott haben will. Er heischt kein übertriebenes Lob, keines macht ihn stolz, er will's zu verdienen suchen; er bildet sich nach den besten Beispielen, wählt die besten Menschen zu Freunden, stellt sich gut in Gesellschaft dar, und betrügt sich anständig. Er

ist sehr fleißig. Der Professor Huth, ein junger, vortrefflicher Mann, wird im engsten Verstande des Wortes sein Freund werden, wird seine Studia leiten. Heinrich hat ein dankbares Herz. Ahme diesen Bruder nach, Minchen, verstopf Dein Ohr den Schmeicheleien des Lobes, sie verderben die besten Anlagen; ich werde wohl mich hüten, Deinen Bruder ins Angesicht zu loben, ob er gleich hier der einzige Trost, die letzte Hoffnung ist Deiner gewiß sterbensmatten Großmutter.

U. S. Karschin.

Frankfurth den 14. Septbr. 1791.

Wie befindest Du Dich jetzt, Liebes Minchen? Ich hoffe recht munter! Die Tage sind schön für den; der gesund ist, ich bin noch immer krank, ob sich gleich wieder ein kleiner Anschein zur Besserung zeigt. Ach! ich ward schon so oft in meiner Hoffnung betrogen; daß ich mich nicht mehr darüber freuen kann, denn es lauscht gemeinlich eine neue Krankheit im Hintergrunde. Mir geht hier nichts ab. Ich brauche wenig, und wenn ich mehr bräuchte, würden mir die meine blühen Freunde gern geben. Da steht ein Teller voll süßiger Birnen, da liegen Weintrauben in

der Sonne, die mit ihren mildthätigen Strahlen den edlen Saft noch etwas kochen soll, kurz, mir fehlt nichts, als Gesundheit. Ich bin sehr schwach, und weiß noch nicht, welchen Tag ich stark genug seyn werde, mich heim bringen zu lassen; ich glaub's, Liebes Minchen, daß Dich Deine arme Großmutter jammert; denn mich dünkt, ich sagte beim Abschied zu Dir: Minchen, wie wär's, wenn ich in Frankfurth stürbe? Hundertmal hab' ich's geglaubt, und glaub's heute noch, aber warum sag' ich Dir, Du gute, weiche Seele! so viel von Krankheit und Tod vor; Du mußt Dir das nicht zu Gemüthe ziehn, ich unterwerfe mich ganz dem Willen Gottes, er wird's wohl machen, und Du wirst Dich freuen, wenn Du mich wieder siehst. Ich lege Dir hier Abschrift bei von einem Liede, welches ich in der letzten Hälfte des July der Prinzessin Friederica nach Potsdam schickte, wohin sie mit ihrem Vork gereist war. Ich begleitete dies kleine Lied mit einer Epistel, die zu Deinem Besten geschrieben war; was ich geschrieben habe, weiß ich nicht mehr, so viel aber weiß ich, daß die Epistel recht hübsch war, auch erinnere ich mich, darinnen gesagt zu haben, daß in den Tagen des Brautstandes ihr königlicher Herr Vater Ihr Alles bewilligen würde, wenn Sie ihr böte für Dich, als für sein Patchen, eine kleine

Pension zur Erziehung auszufehen. Die Prinzessin ist flatterhaft wie eine Zephyrette, hilft mir Gott aber nach Berlin, dann will ich sie schon daran erinnern. Ich fand das Manuscript unverhofft unter meinen Papieren in der Tasche, nachdem ich schon ein paar Wochen krank war. Heinrich hat die Abschrift in einem Briefe an Deine Mutter schicken sollen, und hat's vergessen; ich eile demnach, Dir's zuzuschicken mit der Versicherung, daß meine Liebe Sorge für Dein Bestes trägt, und tragen wird. Grüße K. und Minchen K. von mir, gräß' auch unsre gute Elisabeth vielmal freundlich von

Deiner

guten Großmutter.

H. E. Karschin.

An meine liebe Enkelin.

Liebes Minchen.

Dein Briefchen ist mir angenehm gewesen, ich freue mich über Deine Lehrbegierde; fahre so fort, gutes Kind, und laß mich von Zeit zu Zeit Folgen davon hören. Ich kann Dir heute nur wenig schreiben, ich habe eine böse, böse Nacht gehabt. Ich bin krank, sehr krank gewesen, Liebes

Minchen, und bin noch nicht gesund. Bruder Heinrich fing auch an zu klagen, doch ging er alle Morgen Collegia hören. Er läßt Dich und die Mutter herzlich grüßen, und spielt beinahe meisterhaft auf dem Clavier, mir ist's lieb, daß Du auch Lust dazu hast. Die Musik vertreibt mit ihrem Zauber alle melancholische Grillen. Lebe wohl, Liebes Kind, Dich hofft wieder zu sehn

Deine

gute Großmutter

K.

An mein Liebes Minchen,  
geschrieben aus Frankfurt.

Kurze Zeit nach ihrer Wiederkehr nach Berlin starb meine Großmutter. Meine Mutter und ich wichen nicht von ihrem Krankenlager, und von der Kranken wich nicht ihr heiterer, feuriger Genius, der bis in den Tod aus der Begeistertung ihres Herzens sprach. Ich beweinte sie mit den heißen Thränen kindlicher Liebe, und schmückte ihre blasse Leiche mit Herbstblumen, die ich selbst gepflanzt hatte. Jeden Sonntag früh besuche ich ihr Grab, und träumte dort von el-

nem schönern Wiedersehen. Ich hatte sie innig geliebt, und sie war mir auch im Herzen sehr zugethan; sie war ganz Liebe und Heiterkeit, wenn nicht eben schwere Sorgen sie drückten. Ihre Gutmüthigkeit verstattete ihr nicht, nur auf ihr eignes Wohl bedacht zu seyn, immer sorgte sie für Andre. Manches Gute hat sie für leidende Mitbürger bewirkt; auf ihre Verwendung ist manches wünschenswürdige geschehen. Sie löste des edlen Schubarts Fesseln. Sie rastete nicht im Helfen und Wohlthun. Segen schwebt um ihre Gruft, und vor Gottes Thron wird es offenbar werden, daß ihr Herz noch höher stand, als ihr Geist.

Eines Abends, kurz nach dem Tode der Großmutter, führte mich meine Mutter auf den Sophienkirchhof, um an ihrem Grabe zu weinen. Damals bezeichnete noch kein Grabesstein die Stelle, wo Deutschlands Dichterin ruht. Es war unserm herrlichen Freunde Gleim vorbehalten, diese fromme Pflicht zu erfüllen. Wir kamen an jenem Abend an eine Stelle des Kirchhofs, wo ein Denkmal steht, welches eine Mutter ihrer früherblicknen Tochter errichten lassen. An einer Urne von Sandstein sitzen zwei Engel,

die, Hand in Hand, liebevoll gen Himmel schauen. Ach, Mutter! rief ich, welche niedlichen Kinder, ihr allerliebstes Gesicht, und wie sie sich so freundlich die Hände geben; aber das Eine gefällt mir doch am besten! Wir gingen schweigend weiter, dann sagt ich: „Mutter, wenn Sie sterben, so laß ich Sie hier begraben, und lasse Ihnen auch ein Monument setzen; darauf soll geschrieben stehen: hier ruht eine recht gute, gute Mutter! und dann gehe ich alle Tage hierher, setze mich neben Ihr Grab, und esse und trinke hier, bis ich auch gestorben bin, dann soll man mich zu Ihnen ins Grab legen, damit ich immer bin, wo Sie sind.“ — Glückliche Kindheit, der nichts von den Stürmen des Lebens, nichts von Trennung ahnet! Wie hätte es in jenem Augenblick mein Herz zerrissen, wenn ich in die Zukunft hätte blicken können, und meine Mutter fern von mir sterben, und mich selbst im fremden Lande unglücklich gesehen hätte! — Mein erster heftiger Lebensschmerz war, noch ehe meine Großmutter starb, um den Tod eines Täuochens, das ich noch einige Jahre später oft des Nachts beweinte, und zu sterben wünschte, weil ich es innig geliebt hatte. Meine Mutter

hatte es schlachten lassen, weil sie nicht ahnen konnte, daß mein kindisches Herz ganz ausschließ- lich seine Lust daran hätte. „O! liebe Mutter,“ rief ich: „das hätten Sie nicht thun sollen!“ da- bei suchte ich zu lächeln, aber die Thränen stürz- ten mir aus den Augen. Ich ging in stummer Angst umher, und da ich den Korb mit den Federn des Täubchens sah, knieete ich nieder, suchte die schüssten hervor, und weinte darauf hin. Da ich den Kopf fand, drehte ich ihn hin und her, und sagte: o, du lieber, schöner Kopf, wie bleich ist dein Schnäbelchen geworden! dann nahm ich eine Schachtel, und legte Kopf und Federn, die ich mit Küssen und Thränen bedeckte, hinein, ging darauf in den Hof zur Laube, grub ein kleines Grab, und versenkte darin die ge- liebten Überreste. Nun war der Schmerz in Wehmuth übergegangen; Stundenlang saß ich an dem Grabe und weinte. Auch grub ich auf eine Schiefertafel die Beschreibung der Tugenden und Lieblichkeiten des Täubchens ein, und zeich- nete mich daneben, weinend an seinem Grabe. — Kurz vor seinem Tode hatte ich mit einer seiner Federn, die ich mir geschnitten, folgendes Gedicht- chen geschrieben:

Du kleines liebes Täubchen,  
Von dir ist diese Feder;  
Aus deinem lieben Flügel  
Ist sie herausgefallen,  
Und schreibet jetzt so niedlich! —  
Zu deinem Angedenken  
Will ich sie aufbewahren,  
Und einst soll sie dort liegen  
Wo meine Leiche liegt.  
An meinem Hochzeitstage  
Steck ich sie an die Brust mir,  
Und lebst du dann, mein Trautes,  
So sollst du vor dem schüssten  
Schneeweißen Zucker pikken  
Mit deinem kleinen Schnabel,  
Selbst an der Hochzeitstafel:  
Nur darfst du dich nicht fürchten  
Vor meinem lieben Bräut'gam;  
Denn anders nehm ich keinen,  
Als der mein Täubchen liebt!

In meiner Seele erwachten viele ahnungs- volle Vorstellungen von Liebe und von der Hei- ligkeit des Ehebundes. Ich hielt, wie jedes Mäd- chen thun sollte, den Erwählten, der mir einst zu Theil werden sollte, im Geiste schon für ein höheres Wesen, dem mein ganzes Daseyn ge-

widmet seyn müßte; ich kann jetzt nicht begreifen, wie ich so früh von diesen Vorstellungen angeregt wurde, noch wie dieser Ernst über meine Kindheit kam. Ich hatte mir auch ein Bild von meinem einstigen Gemahl entworfen. Eines Tages kam ein sehr gepuhter junger Mann, mit blonden Locken hoch und schlank, zu meiner Großmutter. Ich fragte aus Neugier die Hausjungfer, wer das wohl seyn könnte, und diese, nach ihrer muthwilligen Weise, sagte ganz ernsthaft: Freuen Sie Sich, Mädchen, das ist Ihr Bräutigam! In diesem Augenblick fing ich laut an zu weinen, und wollte mich in ein Kämmerchen verschließen. Meine Mutter wollte mich in das Puzzimmer führen; aber ich weinte unaufhörlich, und bat sie, mich nicht so unglücklich zu machen. Sie fragte, was ich weinte. „Der Herr, der bei Großmutter ist,“ rief ich schluchzend: „ist nun mein Bräutigam, und das darf nicht seyn, das ist unmöglich!“ — „Warum denn?“ — rief die Mutter. — „Er hat ja eine große Nase!“ rief ich, und wollte in Thränen zerfließen; denn dem Bilde meiner Gedanken war dieser sonst freundliche, liebevolle Jüngling ganz unähnlich, und da das Mädchen so ernsthaft gesprochen hatte,

und ich so treuherzig war, hielt ich ihre Äußerung für Ernst, und glaubte, das Unglück sey nun nicht mehr abzuwenden. Meine Mutter beruhigte mich bald, und schalt Elisabeth sehr über ihren unzeitigen Scherz. Nicht lange darauf kam ein Dichter jener Zeit in unser Haus, vor dessen Talent ich so viel Achtung empfand, daß darüber das meinem Gemüthe inwohnende Bild, dem er doch ganz unähnlich war, ganz in Schatten trat. Ich war ihm sehr zugethan. Einmal war die Rede davon, daß ich mir längst gelobt hatte, den ersten Kuß von mir sollte Niemand sonst als mein versprochener Bräutigam erhalten. Ich mußte irgendwo einmal ein Mädchen gesehen haben, das leichtsinnig einen Kuß gab, und hatte vielleicht ein mißbilligendes Wort darüber vernommen, oder es war ein tiefes Zartgefühl, genug, ich kann mich durchaus nicht erinnern, warum mich diese Idee so sehr beschäftigte, und warum ich mich darin so wunderbar bewegt und glücklich fühlte. Meine Mutter, die das Alles nicht wußte, wie sich denn selten Erwachsene die Mühe geben, ein Kind wahrhaft verstehen zu lernen, fand in dieser im Gespräch zufällig vorkommenden Äußerung sonst nichts, als

einen wunderlichen Eigensinn. „Wenn ich Dir befehle, Herrn \* einen Kuß zu geben,“ sagte sie: „so würdest Du es doch sicher thun?“ — „Ach! liebe Mutter, das werden Sie ja nicht wollen?“ jagt' ich mit schmerzlichem Lächeln; und wie ein Dolch fuhren mir die Worte in die Brust: „ja ich will es, ich befehle es Dir; Du sollst es thun!“ Noch dreimal mußte mir meine Mutter den Befehl wiederholen, zuletzt, da ich noch nicht gehorchte, entfernte sie sich höchst aufgebracht aus dem Zimmer. Ich kämpfte stumm mit mir wohl eine halbe Stunde, mir war, als müßte jetzt mein Herz brechen, endlich, rasch entschlossen, reicht' ich dem Manne, der meinem kindischen Gemüth nicht gleichgiltig war, die Lippen zum flüchtigen Kuß, und floh dann schnell zur Mutter, der ich mich mit heißen Thränen in die Arme warf, und ihr sagte, ich sey gehorsam gewesen. — Es that nun meiner Mutter weh, und mit Recht, daß sie so weit gegangen war. —

Es war ungefähr im nämlichen Jahr, als ich eine Zeitlang nicht mit der Mutter vor dem Stadthor gewesen war; und rechte Sehnsucht nach dem Grün und nach Blumen empfand. Ein kleines Mädchen trug Sträuße von wildem

Geranium und Butterblumen, die mich entzückten, weil ich bei ihrem Anblick mit einmal mitten auf einer Wiese zu seyn glaubte, und im Geist die frische Luft in mich sog. Die Kleine bot mir die Sträuße für etliche Stecknadeln an, und wie Florens im Oktavian die Geldsäcke für das Pferd, reicht' ich all' meine Stecknadeln mit furchtsamer Lust, ob der Kauf sie nicht gereue, für die Blumen hin, und sprang, nun durch den Mangel an Stecknadeln ganz im Huzug verführt, triumphirend mit den Blumen zur Mutter, die mich schalt und mir verzieh.

Früh zeichnete ich Blumen nach der Natur, und malte sie auf meine Weise ganz treuherzig ohne Schatten und Licht, auch zeichnete ich Köpfe und ganze Begebenheiten, je nachdem mich etwas, das ich gelesen, ergriff. Meine Mutter glaubte in dem schaffenden Erieb ein Talent zu entdecken, und führte mich zu Chodowiecky, unsers Hauses Freund, als ich ungefähr eilf Jahr alt geworden, damit er mir einige Anleitung im Zeichnen geben möchte. Der Liebliche that es gern, und ich brachte in seinem Hause täglich mehrere Stunden zu. Während er mit unermüdetem Fleiß arbeitete, unterhielt er sich freundlich

und belehrend mit mir. Er bewies mir eine recht väterliche Sorgfalt, und hatte liebevolle Geduld mit allen meinen kindischen Einfällen. Sein Beispiel des Fleißes, der Mäßigkeit, der nie ermüdenden Barmherzigkeit gegen Arme und Leidende, sein ächtchristlicher Sinn konnten nicht gleich in vollem Maße auf mich wirken; aber sie haben nachgewirkt. Einige Jahre hindurch genoß ich des Glücks der Freundschaft und Belehrung des Unvergesslichen. Ich ließ mir oft von ihm selbst erzählen, wie er ein armer Knabe gewesen, und seine Mutter, eine kränkliche Wittwe, ihn zu einem Spezereihändler in die Lehre gegeben hatte. Einen unwiderstehlichen Trieb zum Zeichnen empfand der kleine Chodowiecky, und konnte ihm nicht Gnüge leisten; denn den ganzen Tag lang war er bis Mitternacht im Laden beschäftigt. Dennoch konnten alle Schwierigkeiten ihn in der Bahn nicht aufhalten, welche Gott ihm bestimmt hatte, damit er ein herrlicher Künstler, ein Helfer der Seinigen, ein Vater der Armen und das Muster seiner Mitgenossen wurde. Der Knabe sparte sich Del und Anschlitt, schaffte sich auf diese Weise Licht, und arbeitete, wenn Alles schon schlief, unermüdet

die Nächte hindurch. Der Morgen, in der ihn noch wach fand, rief ihn zu seinem Geschäft. Nach und nach gewann er eine solche Fertigkeit im Zeichnen, daß einige seiner Skizzen Liebhaber fanden, welche sie ihm reichlich bezahlten. Von diesem Erwerb unterstützte Chodowiecky seine schwache, dürstige Mutter, und bald ward ihm Ruhm und Glück. Kein Armer verließ sein Haus unbeschenkt. Der Zutritt zu ihm war Jedem frei. Kein Diensthote meldete den Hülfbedürftigen, oder wies ihn ab, Chodowiecky war stets bereit, die Klagen der Leidenden zu vernehmen, und ihnen zu helfen. Er war der eifrigste Christ, selbst in Beobachtung der äußerlichen Pflichten. Nie veräumte er die Kirche. Morgens um fünf stand er auf und setzte sich an die Arbeit, die er erst Abends um acht verließ, um frische Luft zu schöpfen. Dann ging er wieder an die Arbeit, bis Mitternacht, und auch die dringendsten Warnungen der Ärzte vermochten nichts über ihn; er änderte seine Lebensweise nicht, selbst da ihn schon einmal der Schlag gerührt hatte. Er gab keine Gastereien, und nahm keine an. Er sehnte sich nach keinem andern Vergnügen, als nach dem Gutes zu thun. Mehrere hun-

bert arme Familien unterstützte er anhaltend, und konnte die Pflichten, die er als Familienvater hatte, mit denen für seine dürftigen Mitbürger im Einklang bringen, weil er so ganz einfach und mäßig lebte. Ich liebte ihn, wie einen Vater, und sein Beispiel wirkte begeisternd auf mich. Er starb 1801; ich war an seinem Sterbebett, und sah ihn heiter, ruhig der Vollendung harren. Sanft war sein Ende. — Was er als Gatte, Vater, Künstler, und vor allem als Christ Gutes gestiftet, wird im Ungedenken der Seinen und der Welt nicht untergehen. Das erste meiner Gedichte, welches ich zum Druck gab, war ein Todtenopfer für meinen verklärten Freund, welches H. Spener auf meine Bitte druckte, und zum Besten der Armen verkaufte.

1797 lernte ich meine lieblichste Jugendfreundin, Adelheid von G. kennen; ihre wunderbare Schönheit, Anmuth und seltne Geistesbildung, ihr reines Herz und wahre Frömmigkeit erschienen in jener Zeit als süße Blüten einer Zukunft, deren Früchte jede Erwartung noch übertroffen haben. Der Eindruck, den diese seelenvolle, so kindlich frohe, und doch so ernste und

hohe Erscheinung auf mich machte, läßt sich nicht beschreiben. Sie weckte in mir den ersten schöpferischen Trieb. Ich wollte dichten und Ruhm erwerben, um mich ihrer Freundschaft würdig zu machen. — Hätte ich lieber mich bestrebt, zu werden wie sie! — So oft ich etwas vollendet hatte, ging ich, es ihr zu lesen; nur allzu freundlich nahm sie es auf, nur zu sehr ermunterte sie mich, ihre Güte, ihre Anmuth erhob, was ich hervorgebracht, glänzend vor meinen eignen Augen, und über dem Streben, Vieles aus dem Innern in Worte zu gestalten, ging das Höhere für mich auf lange Zeit unter. Ich that mir genug mit schönen Worten und Bildern. — Schwestern, laßt dies offene Geständniß euch rühren und belehren! Laßt alle schönen Blüten des Geistes nur dienen, euer Herz zu einem Tempel des Herrn zu schmücken. Strebt nicht zu glänzen, nicht gepriesen zu werden, nicht allgemein zu gefallen, dies Alles führt ein weibliches Wesen dem Verderben nahe. Ringt nach innerer Zufriedenheit, nach Ruhe, Demuth, Geduld und Ergebung in Gottes Vaterwillen. Aus diesen stillen Bestrebungen wird ein stilles inneres Glück für euch hervorgehen, dem alle Stürme des Schicksals

sals nichts anhaben können, und welches allen Gütern der Welt vorzuziehen ist, der Herr wird dann zu euch sprechen:

„Frieden geb' ich euch, meinen Frieden geb' ich euch, den die Welt nicht giebt, so sey denn euer Herz nicht verzagt, und fürchtet nichts!“

Es war im Dezember 1798, als ich ein Blumenstück gemalt hatte, welches meiner Adelheid so sehr gefiel, daß sie mich bat, es der Fr. v. Genlis zeigen zu dürfen, die mit ihr in demselben Hause wohnte. Ich hatte nichts dagegen, und es war kaum zwei Stunden her, daß Adelheid mich verlassen hatte, als sie mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen wiederkam, und mir ganz entzückt sagte, daß sie mir Verse von Fr. v. Genlis bringe. Hier schreib' ich diese Verse auf:

Impromptu, à Mademoiselle de  
Klencke.

Une main de quinze ans nuance ces couleurs,  
Elle eut la nature pour maître,  
Et quand elle créa ces fleurs,  
Malgré l'hivers et ses rigueurs,  
C'est le printemps qui les fit naître.

„Eines fünfzehnjährigen Mädchens Hand trug  
„diese Farben auf. Die Natur war ihre Lehr-  
„erin. Als sie diese Blumen erschuf, da war  
„es, trotz Winter und Sturm der Frühling,  
„der sie entsproßen ließ.“

Dieselüberraschende Freundlichkeit gegen mich, von einer so berühmten Frau, deren Werke der Jugend so theuer waren, entzückte mich und erregte meine Eitelkeit. Ich ging zur Fr. v. Genlis, um ihr zu danken. Sie zog mich durch Freundlichkeit an sich, und ich mußte viel mit ihr spazieren gehen. Ihr Fleiß, ihre Künstlichkeit, ihre belehrenden Gespräche, ihr süßes Leben, ihr Hang zum Wohlthun erfreuten mich; ich hielt sie für eine weibliche Chodowiecky, und umfieng sie mit kindlicher Ehrfurcht und Liebe. Doch alle diese Eindrücke, welche mir sehr wohlthätig hätten werden können, blieben auf der Oberfläche schweben, und erfüllten mehr meine Fantasie und meinen Geist, als mein Herz; ich wurde immer eitler, weltlicher, ja, ich gerieth in ein Gröbeln über die Unsterblichkeit des Geistes, las das System de la nature und machte Auszüge daraus. Spielgesellschaften, Umgang mit Freigelstern, Eigendünkel und die Richtige

Zeit schriftstellerischer Bestrebungen, denen keine Erfahrung und keine gründlichen Kenntnisse zur Stütze dienten, hatten mir diese verderbliche Richtung gegeben, aus welcher für mich viel Unglück hervorging. Der Wunsch meiner lebensmüden, kränklichen Mutter, mich versorgt zu sehen, und die Sucht in die Welt zu kommen, waren Ursache, daß ich den Bewerbungen des Freiherrn Carl Gustav von Haffner, meines verstorbenen Gemahls, Gehör gab, und ihm am 19. August 1799 vermählt wurde.

Nie werde ich es vergessen, daß ich in meiner Kindheit das Glück hatte, unsere herrliche Königin öfters zu sehen; sie war gegen mich so liebreich, wie ihr ganz wohlwollendes, reines Herz es ihr eingab, und nahm die kleinen Opfer meiner gränzenlosen Verehrung und Liebe mit engelgleicher Huld auf. Es waren Blumenstücke, oder auch kleine Gedichte, welche ich ihr an festlichen Tagen bringen durfte. Sie berührte dann wohl meine Stirn mit ihren Rosenlippen, und was sie mir sagte, davon hörte ich nur die Melodie, die Worte gingen in meinem Entzücken unter. Welch ein Herz! Und welcher rührende Zauber von Reiz, Anmuth, Würde und Lieb-

lichkeit! Ihre schöne Gestalt war vom Licht ihrer Seele, wie von einem göttlichen Glanz durchschimmert, und die Nüchternheit ihrer Tugend und ihrer Empfindung war es, die ihrem äußern Wesen einen so unwiderstehlichen Reiz verlieh. —

Über Frau von Genlis. schrieb mir Gleim folgende Briefe:

Halberstadt, den 6. Mai 1799.

Genlis war ein Name, so wohlklingend, wie Helmina! Die Dame dieses Namens war in unserm Bbotien (den Franzosen ist Deutschland Bbotien) so bekannt und so geschätzt, wie in Frankreich. Ihre Schriften wurden, wie die einer zehnten Muse gelesen. In unzählbaren Revolutionschriften wurde sie für die Leiterin der Orleans'schen Parthey in Frankreich ausgerufen, ihre Tochter, die berühmte schöne Pamela, sagte man, sey die Tochter des Herzogs von Orleans! Wahr oder nicht, der schöne Name verlör im deutschen Lande seinen Wohlklang! Sie kam nach Berlin, man glaubte, sie habe viel Bbßes mit sich dahin gebracht.

Wohl ihr, wenn Alles nicht wahr ist, und

man hat Ursach einen Geist der Kästerung zu arge-  
wohnen; denn die Kinder des Herzogs von Orleans  
soll sie zur Tugend und Wahrheit erzogen  
haben.

Wohl Ihnen, Helmina, wenn die unschul-  
dige Genlis die schönen Verse gemacht hat! Ich  
wollte sie übersehen, machte den Versuch, meine  
gute Muse war dagegen, und diktirte mir die  
folgenden an die gepriesene Blumenmalerin!

Die Natur, die große  
Blumenmalerin,

Hätte Dich auf ihrem Schooße;

Wie ein Kindchen, sagte sie, nimm hin,

Und sie gab Dir mit dem Segen

Farb und Pinsel in die Hand,

Mals, sprach sie, und du maltest

Blumen, fast so schön, wie sie!

Diese Verse, halb gereimt, halb nicht, diktirte  
die Muse; von ihrem Schreiber wurden sie geta-  
delt, ganz gereimt oder nicht wollt' er sie haben!  
So sagte die Muse sind sie, wie sie seyn müssen,  
ihr Schreiber, mußte nachgeben.

Sehn Sie, Enkelin unsrer Sarah so glücklich,  
wie die griechische, damals, als sie ihrem Gelieb-  
ten gegenüber saß, und geben Sie dem Bräu-  
tigam, der meine Lieder küßte, den zehnten Kuß!  
Und wenn Sie wissen, daß Madame Genlis keine  
schwarze

schwarze Seele hat, so sagen Sie, in welcher von  
ihren Schriften Ihre weiße zu finden ist, Ihrem  
Freunde

dem alten

G l e i m.

Meine Antwort veranlaßte den zweiten Brief:

Halberstadt, den 9. Juli 1799.

Die Gräfin Genlis ist in ihren von mir gele-  
senen Schriften, (ich möchte sie alle haben und  
lesen können) eine Muse, wohl auch eine Grazie!

Wohl ihr, wenn sie, wie sie in ihren Schrif-  
ten sich zeigt, in ihrem Leben gewesen ist!

Ihre Landsleute, die, wie sich selbst sie zu fen-  
nen vorgeben, sind einstimmig gegen diese Ueber-  
einstimmung.

Wir, liebe Helmina, wollen und können nicht  
richten! Ihre Verbindung aber mit einem Ange-  
hener, das sie zu einem Gehener nicht umgeschaf-  
fen hat, und daß sie dieses Ungeheners Ehbne zu  
guten Bürgern, nicht zu guten Menschen, (Sie  
verstehen mich wohl, nicht zu Bürgern, in dem  
Sinne, in welchen dies Wort von den Stiftern  
der französischen Revolution genommen, und von  
verführten Menschen nachgebetet wird,) erzogen

hat, das verräth eine vielleicht gutherzige Schwärmerin, wie wir dergleichen in Deutschland, auch in den höhern Ständen, mehr haben, die da glauben, und ihren Glauben auf die Apokalypse gründen, daß das tausendjährige Reich aus den Gräueln des Umsturzes der Menschheit hervorgehen, und aus der Menschheit eine allgemeine Engelheit entstehen werde. Nun kein Wort mehr, liebe, gute, noch unschuldige Seele! Wir wollen nichts, gar nichts entscheiden!

Wohl ihr, noch einmal, wenn sie die leidhafte Unschuld geblieben ist! Bleiben Sie, gutes Kind, das ich nach der Beschreibung der Mutter für ein vortreffliches halte, bleiben Sie unschuldig! Sie werden dann in Ihrem ganzen Leben so glücklich seyn, wie's der alte Mann, der an ein Kind schreibt, wie's der Freund Ihrer Großmutter und Mutter wünscht!

Gestern las ich in Jean Pauls Briefen den Ersten, und wünschte, daß Helmina diesen Ersten auch lesen möchte!

Die Frau Mutter nehme doch dies Schreiben als geschrieben an Sie; denn ich kann ein Zweites heut nicht schreiben!

Glein.

Halberstadt, den 31. Juli 1799.

Was, Helmina, die Unschuld, der beschuldigten Frau v. Genlis zum besten redet und schreibt, das Alles hält Helmina, die Unschuld! für vollkommen wahr! Weil aber Helmina die Unschuld ist, so kann sie hintergangen werden! Das, liebe Helmina, denkt jeder, der aus Ihrem Munde die Unschuld reden hört! So denk auch ich, und nächst diesem Gedanken ist Mad. Genlis der Engel für welchen Helmina sie hält, wohl ihr! so kann die Verläumdung, die ihren Büchern schadet, ihr selbst nicht schädlich seyn.

Gott sieht, was wir nicht sehn, bey Sonnen und  
bey Kerzen

und sieht in ihrem Herzen,  
Er, was in ihm die Unschuld sieht,  
So tilget der Verläumdung Schmerzen  
Einst eines Engels Lied!

Ihre Gedichte, liebe junge Dichterin, sind ein schönnes Geschmeide dieser Unschuld. Hat Ihr Herr Bräutigam sich in dasselbe verliebt, wohl ihm, so macht er Sie glücklich, und freut sich des Besizes eines der edelsten Herzen. Beim Feste Ihrer Vermählung bin ich im Geiße zugegen.

Der alte Gleim.

Der letzte Brief, den ich von dem so liebreichen Greise empfing, war vom 24. Januar 1800.

Helmina scheint nicht glücklich zu seyn. Ihr Schreiben und Ihre Gedichte verrathen Wolken! Sie, die Enkelin meiner Freundin, muß aber sich glücklich machen. Wie? das kann der alte Mann nicht sagen, der gern guten Rath giebt, weil er von nichts etwas weiß, und weil er, wenn er etwas wüßte, lange Briefe wegen Schwäche seiner Augen nicht schreiben, und die an ihn geschriebenen nicht lesen kann.

Der beste Rath aber ist: Machen Sie selbst sich glücklich! Verlieren Sie das Vertrauen zu sich selbst nicht: das ist auch einer der Besten! Als Frau, als Tochter haben Sie Pflichten, dieser Pflichten Erfüllung wird Sie glücklich machen. Fehlt's Ihnen an einer sympathisirenden guten Seele, so verlieren Sie dennoch den Glauben an die Menschheit nicht, das ist das Wenige, das der Enkelin seiner Freundin der uralte Gleim zu guter Leht noch sagen kann! Werden die Augen noch schwächer, als sie schon sind, wird er Alles Briefwechsels sich begeben müssen!

Grüßen Sie die liebe Mutter!

Gleim.

Während der trüben Zeit meiner unglücklichen Ehe fuhr ich in meinen schriftlichen Versuchen von Zeit zu Zeit fort. Mein Unglück hatte in mir manches Gute wieder geweckt. Hier sind einige Versuche aus jener Zeit, mit einigen freundlichen Worten von Jean Paul Friedrich Richter, den ich 1800 im Frühling kennen lernte, und der voll Nachsicht für meine Fehler mich nur zu freundlich zum Schreiben anregte.

Fragment aus einem Roman. Vierter Abschnitt.  
Berlin 1800.

„Du gehst, Amalie,“ sagte Dorchchen, des Amtmanns Tochter, am letzten Abend, den Amalie hier zubringen sollte. — „Du gehst nun, und kommst sobald nicht wieder! Ach, die Zeit ist vorüber, wo Du am Abend mir versprachest, mit der Morgen-sonne aufzustehen, und mit mir Erdbeeren zu suchen! Ich werde mit Dir nicht mehr auf Deinem Lieblingsplatze, auf dem Hügel unter den Trauerbirken sitzen, und die Sonne hinter die Gebirge sinken sehen. Wie oft ging ich dorthin, und erwartete Dich, Du kamst dann mit Blumen, Schilf und Rohr, wir flochten Kränze und Kränze, wir waren so glücklich, so seelenfroh! Wer geht nun mit Deinem Dorchchen des Abends, wenn der Mond

scheint, auf dem Kirchhof, in den Ulmenwipfeln die Nachtigal schlagen zu hören, oder in der Dämmerung durch das hohe Korn, wenn die Heimschen schwirren? Ach, und kämen tausend mit mir, so wäre doch keine mir so lieb, als Du! Aber Du gehst. — Du kommst in die Stadt, Du wirst mich vergessen, und ich werde vor Gram sterben — Amalie, vergiß mich nicht!“

Amalie weinte; „o, wie machst Du es mir schwer, liebes Dörchen, ich kann nicht von Dir scheiden, mir ist so weh — mein Dörchen — warum muß ich von hier, wo ich so glücklich bin!“ Die beiden Betrübten gingen nun mit schwerem Herzen und feuchten Augen in die Hütten des Dorfes, wo Amalie so oft als hilfreicher Engel erschienen war; die jungen Mädchen weinten, als Amalie Abschied nahm, die alten Mütter drückten ihre weißen Hände, und flehten um Gottes Segen für das gute gnädige Fräulein. — „Wir spielen nicht morgen zusammen, und lange nicht mehr?“ sagte weinend ein schönes kleines Mädchen, das Amalie vorzüglich liebte: — „o, wenn Du gehst, und kommst nicht mehr, so weine ich statt zu spielen! — aber wart! im Frühjahr nimmt mich der Vater nach B. und ich werde Dir alle Weilschen bringen, da sehe ich Dich denn doch wieder!“ — „Ach, seufzte Dörchen, ich darf Dir keine

Weilschen bringen!“ — Zuletzt trat Amalie noch in eine Hütte, deren einsame franke Bewohnerin sie stets selbst gepflegt hatte, um hier den schwersten Abschied zu nehmen. Sie brachte ihr nun noch ein kleines Geschenk. Froh des Wohltuns, des Abschieds traurig, trat sie an das weiße Bett, das der aufgehende Mond beglänzte. Da sah sie mit bleichem Angesicht, mit geschlossenen Augen, die Hände gefalten, die Kranke, die sanft hingebeschlummert war. — Das Geschenk entsank Amalies Händen, sie warf sich schlüchzend auf die Knie, überließ sich lange der Wehmuth, und eilte dann, die Leichenbestattung der ausgelittenen Dulderin zu ordnen.

Nun ging Amalie mit Dörchen noch einmal zum geliebten Hügel hin, um dort in den letzten Blick der Abendsonne noch zu sehen. Hier wurde ihre Wehmuth zu stark, sie versank in einen Schmerz, den sie noch nie so gefühlt. Stumm saß sie neben Dörchen, und drückte ihr weinend die Hand. Da kam aus dem Gebüsch Luise's bleiche Gestalt. Sie sah der lieben Tochter stummen Schmerz, und fühlte nun tiefer der Trennung Weh. Sie ging bekümmert den Hügel hinauf, und ließ sich neben Amalien auf die Rasenbank nieder. „Lange, du liebes Kind,“ sagte sie ihr: „lange wirst Du hier nicht mehr seyn! Ach, Amalie! der Genuß

Deiner wahren Freuden wird Dir in der Fremde verloren gehn, und Du wirst einen Schein der Fröhlichkeit dagegen eintauschen müssen! Die roßigen Träume Deiner Jugend, die zarten, beschränkten Wünsche Deines unschuldvollen Herzens, werden sich in ein wildes Sehnen nach Scheingütern, in einen unruhigen Traum von einem Ideal, welches Du nicht finden wirst, verwandeln! Man wird Dich kränken, man wird Dich täuschen, man wird Dich verfolgen, Dich verkennen, Dich unbefangene Seele, die noch Kummer, Bosheit und Vorurtheil nicht kennt! Die Kunst soll bey Dir die Natur, die Dich so gut und glücklich machte, verdrängen, — ach! Du wirst in der verkünsteltesten Welt nach Deinem Herzen handeln, und die Welt wird Dir bey Deiner Unbefangenheit Dinge zutrauen, von denen Dein Herz keinen Begriff hat. Du lässest hier Deine Mutter zurück, die einsam Dir nachweint, Deine Freundin, die Dich wahrhaft liebt, und Menschen, die warm an Dir hängen, gute Seele! und was wird die Welt Dir dafür wieder geben?“ — Jetzt weinte Luise und ihre Thränen vereinigten sich mit Amaliens Thränen.

Alle drey saßen schweigend, und sahen die letzten scheidenden Purpurgluthen der Abendsonne hinter die Gebirge sinken. „Wie sehr hat mich

sonst dieser Anblick entzückt,“ sagte Amalie: „aber heut ist es mir so dumpf, so traurig, als fänke die Sonne in ein Grab.“ — „Sie sinkt, wie eine Seele von dieser Erde,“ sagte Luise: „aber sie feiert jezt, wie die Seele nach dem Sterben ihr Morgenroth in einer andern Welt.“ —

Hierneben hatte Jean Paul geschrieben.

Sanfte Seele, die uns wie eine Luna die Strahlen der gesunkenen Sonne wieder giebt, in Deinem Leben sei mehr Morgenroth als Abendroth, und Deine Sterne gehn Dir nur auf, und nicht eher unter, als mit Dir! —

Celine. Berlin 1800.

Am friedlichen Ufer des Genfer-Sees steht eine einsame Hütte, von dunkeln Almen umschattet, umschlungen von Weinranken und Zimmergrün.

Hier lebten in schöner Eintracht Carl und Elise. Celine ihr Kind, war der Engel, der das Band ihrer Liebe noch fester knüpfte.

Aber wie die junge Knospe, vom giftigen Mehlthau befeuchtet, matt ihr Köpfchen neigt, und dahin welkt, so sank Celine plöglich hin auf ihr Ruhebettchen. Die klaren blauen Augen erlöschten, die roßigen Lippen erbleichen, die blühenden Wan-

gen sinken weß ein, die Rose ist zur Lilie verwandelt.

Der Abend dämmerte, der Vollmond stieg hinter entfernten Bergen herauf, die Grille zirpte in den Blumen vor der Hüttenthür, säuselnd durchwallte der Abendweß die Felder, Nachtfalter schwebten im Mondlicht, die Fris und der Mohn schlossen den prangenden Kelch, und der Heerde Glocken tönten durch das Feld. Alles athmete Ruhe, aber die Ruhe kam nicht in Celinens Seele, sie seufft und leidet. An ihrem Lager sieht die arme Mutter in Thränen, traurig schließt Carl die Hand der Gattinn in die seinige; ach, Celine, welch' eine Prüfung, sie müssen dich leiden sehn!

Der Mond schwebte hellglänzend höher hinauf, und blickte in das Fenster. Wie schön! rief das Kind, und zeigte nach dem Monde hin; sein süßer Schein spiegelte sich in ihrem matten Auge, sie lächelte dem Himmelslicht entgegen.

Ein sanfter Schlummer senkte Celinens Augenheder, ihr Mund behielt das Lächeln, womit sie den Mond begrüßt hatte. Es war der Schlummer von dem man nicht wieder erwacht.

Elise küßte die erblaßten Lippen zum letztenmal, wand weiße Rosen zum Kranz um die goldenen Locken des Kindes, hüllte es in schneeweiße

Schleier, und schmückte ihr Gewand mit Blumen und Bändern.

An des Kirchhofs bemooster Mauer, erhebt sich Celinens kleines Grab, in der hohen Pappel-laube säuseln die Winde, und weiße Rosen spritzen aus dem Hügel hervor.

„Ach Elise,“ rief Carl, als bey Celinens Grabe der Mutter Thränen flossen: „weine nicht! Sie hat früh gefunden, was die Menschen so heiß ersehnen — die Ruhe! Sie fand sie im Todtenkranz, und die junge Braut verliert sie oft in der Myrthe. Sie entschlief mit süßen Hoffnungen für das Leben, und erwacht zur schönsten Wirklichkeit. Sanft waren ihre Thränen, kurz ihr Schmerz, süß ihr Tod, Liebe hat sie in das Leben empfangen und zu Grabe geleitet, und die Unschuld ist nicht von ihr gewichen.“

Und Elise sah zurück in die Welt, und das Bild des Lebens stand hell vor ihrer Seele. Sie sah ihrer leidenden Schwestern viele, von Schmerz ermattet, und von Schuld besetzt, mit heißen Thränen den Tod ersehnen — und sie weinte nicht mehr, und streute Blumen auf Celinens Gruft.

Dies waren, nebst ähnlichen Dichtungen, die wehmüthigen Gedanken, mit denen ich die zer-

reißenden Schmerzen meines Lebens zu beschwichtigen suchte. Ich fand zuletzt nur noch in einer Trennung Heil; diese zu bewerkstelligen war schwer, weil Herr von Hassfer lange Zeit nicht einwilligen wollte. Es gelang mir endlich, mit dem Verlust meines Eingebachten, mich frey zu machen. Auch meine gute Mutter hatte Alles verloren. Schon vor ihrer Abreise nach Paris, hatte ich der Frau von Genlis meine traurige Lage entdeckt, und sie hatte mich inständig gebeten, bei ihr, wie ein geliebtes Kind, zu leben. Ich wollt' es gern, ich mußte das für ein Glück halten; denn das Betragen der Fr. v. Genlis in Berlin hatte ihr die allgemeine Achtung erworben, und die Stimme weniger rechtlicher Menschen, welche mich gegen sie warnten, verhallte so fruchtlos, wie die Warnungen in den Briefen des herrlichen Gleim bei mir. Während des langen Scheidungsprozesses wohnte ich in einem Garten in der Vorstadt, bei meiner guten Mutter, die sehr kränkelte. In der Neujahrsnacht wurde sie gefährlich krank, ich half ihr mit Fußbädern und mit Bähungen von warmem Wein; es war eine schreckliche Nacht, voll Liebe, Schmerz, Gebet und Thränen. — Der junge

Tag des neuen Jahres kam, und die Mutter stand gestärkt mit neuer Lebenskraft vom Lager auf. Unter ihren Papieren habe ich folgenden Brief vom 10. Januar an den edlen Grafen von Stolberg, Wernigerode gefunden:

Eben seh' ich von einem dreiwöchentlichen Krankenlager auf, worinnen ich, an den heftigsten Krämpfen leidend, mehrmalen in Todesschmerzen lag. Mit der letzten Stunde des scheidenden großen Jahrhunderts dachte auch ich zu verschwinden; aber die ersten Minuten des neuen Jahres warfen mich, ohnmächtig abgekämpft mit überstandnen innern und äußern Qualen, zurück in — die Arme meiner Tochter, welche jetzt, durch ihr trauriges Ehe-Loos gedrängt, wieder bey mir wohnt. Warum mich mein Schöpfer diesmal nicht zu sich rufen, bleibt mir ein trübes Dunkel; die Erde hat an mich, und ich habe an sie nichts mehr zu fordern. Meine Kräfte sind hin, selbst mein Kopf ist durch meine letzten Leiden geschwächt. Das Denken wird mir sauer, so auch das Schreiben, und seit vierzehn Tagen sind dies die ersten Silben, welche aus meiner Feder fließen. Es ist mir unmöglich etwas zu denken, was so recht meine Gefühle aufschlösse; denn, wenn ich es wagen wollte, diese Schleißen zu öffnen, so würde ich

wieder in neue Krämpfe zurücksinken; ich muß also nur bei bloßen Bildern, und zwar bei angenehmen stehn bleiben.

Gnädigster theurer Graf! Sie wissen, was Sie meinem Herzen sind! In meiner Todesangst hab' ich Ihrer gedacht, und in der Neujahrsstunde, als ich nur irrende Gebete, auf der Lebensflucht, gepreßt von Schmerzen, thun konnte, hab' ich Sie und Ihr hohes edles Haus gesegnet. Ach, ich war dazumal froher, als in dieser Stunde, ich glaubte, weit über das Leben und dessen Bedürfnisse durch den annähernden Tod mich schon hinweggeschwungen zu haben — ich irrte — noch leb' ich! und o Gott! zu welchem neuen Kummer. —

Mein Schwiegersohn, welcher all' das Meinige in Händen hat, ohne daß er mir einen Revers darüber gegeben, geht darauf aus, mich darum zu bringen. Er enthält mir sogar meine Interessen vor, und giebt auch für den Unterhalt seiner Frau nichts, weil er sie dadurch zwingen will, wieder zu ihm zu kehren; aber er ist ein heilloser, scheinheiliger Wütherich, dem nimmer ein gutes Weib frommt, und der zugleich ein Verschwender ist. Meine Tochter kann nicht anders, als sich von ihm scheiden, wenn sie nicht so wohl unser Vermögen, als auch ihre Gesundheit und ihren sittlichen Charakter bey ihm einbüßen will. Ist das

nicht für uns Beide ein großes Unglück? — Und darf ich, nach dieser Vorstellung, wohl dem gütigsten Herzen, welches in Ihrer Brust schlägt, noch erst unsre Thränen zeigen, um Sie zu bewegen, daß Sie mit Ihrer Gnade noch so lange gegen mich fortfahren, bis mein Schicksal entschieden ist, welches durchaus glücklich entschieden werden muß; denn ich und meine Tochter sind höchst unschuldig, folglich gerecht, und Gerechtigkeit hat ihren Richter, wenigstens bei Gott.

Verzeihen doch Ew. Excellenz, daß ich Ihnen nichts Angenehmes diesmal schreiben kann, vielleicht erhebe ich mich wieder, und dann will ich darauf denken es nachzubringen. Ich bin schon von diesen Zeilen sehr ermattet, meine Hand zittert, und ich kann nur noch mit Ehrerbietung hinzusehen, wie sehr ich bis in Ewigkeit bin

Ew. u. f. w.

E. F. von Klendke,  
geborne Karschin.

Erst im Mai 1802 erfolgte die völlige Trennung eines unglücklichen Pandes, das nie hätte geschlossen werden sollen. Meine Mutter ging leer aus, das mit Hypotheken schwer beladene Haus bekam sie zurück, und mußte es späterhin verkaufen

fen, wo ihr dann nichts mehr zu leben übrig blieb. Die Bitten der Fr. v. Genlis, mich zu ihr zu begeben, schienen mir nun ein Wink der Vorsehung, und der Aufenthalt bei ihr ein Mittel, meiner Mutter nützlich zu werden.

Frau von Genlis schrieb mir am 2. Januar 1801 (treu übersetzt):

Meine liebe Helmina, wie sehr nehm ich an Ihrer Lage Antheil! So jung, solch ein Mißgeschick zu erfahren! Mein Charakter und meine Liebe für Sie sind Ihnen bekannt, wenn Sie glauben, daß Sie bei mir Ruhe finden, so kommen Sie, mein theures Kind! Ich biete Ihnen eine Freistatt und mütterliche Liebe und Sorgfalt an; nur zu glücklich werd' ich seyn, wenn ich Ihre Qualen versüßen und sie mit der Zeit ganz aus Ihrem Gedächtnisse tilgen kann! Antworten Sie mir, und seyn Sie überzeugt, meine Liebe! daß Sie in mir eine zweite Mutter finden, und daß Ihr Glück eine der theuersten Angelegenheiten meines Lebens seyn wird!

D. Genlis.

Glauben Sie nie, Theure! daß ich Sie der Lüge schuldig halten könne. Ihre Herzensreinheit kenn' ich, und niemand kann Ihrem Liebens-

würdigen Charakter mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, als ich.

Lassen Sie mich sobald als möglich den Tag Ihrer Abreise erfahren. Wie froh, und mit welcher Rührung werd' ich Sie empfangen, armes Kind! Sie verlassen Ihr Land und Alles, was Ihnen theuer ist, um sich meinem Geschick anzuschließen! Wie rührt mich dieser Gedanke, nicht ich Sie all Ihrer Leiden vergessen machen können! Wie werde ich Sie über unsre vortreffliche Freundin befragen! O! Holdes, theures Wesen, ach! ich weiß, wie sie um mich trauert! Ich werde sie bis zum Grabe in meinem Herzen tragen! Sie hat eine himmlische Seele, die Gott ganz nach seinem Bilde geschaffen! O, wir, die wir auf einen Augenblick auf die Erde hingeworfen sind, warum müssen uns so große Räume von unsern Geliebtesten trennen? Warum muß unser Körper traurig angefesselt seyn, wo unsre Seelen nicht ganz sind? — u. s. w.

An meine Mutter, 2. März 1801.

Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen vor sechs Wochen zu schreiben, ich erfahre, daß Sie jenen

\*) Madame Boequet, geborne Jordan.

Brief nicht empfangen haben, und kann dem Verlangen nicht widerstehen, Ihnen Alles zu wiederholen, was ich fühle. Bis in mein innerstes Herz haben Ihre rührenden Worte mich ergriffen, ich hoffe, daß der Himmel, der so oft auf Erden die Tugend prüft, sie aber auch oft schon hienieden belohnt, Ihnen die Gesundheit und Ruhe, deren Sie so würdig sind, wiederschenken wird. Was unsre interessante und liebe Helmina betrifft, so seyn Sie versichert, daß sie, wenn ich Sie bei ihr nicht ansehen kann, in mir alle Sorgfalt, und alle Liebe einer Mutter finden wird; ich verheiße es Ihnen, und es ist mein Herz, daß Ihnen diese Verheißung macht. Seyn Sie denn ruhig, und überzeugt von den aufrichtigen Gesinnungen, mit denen ich verharre, u. s. w.

Queres. Genlis.

Paris, 29. Februar 1801.

Liebe Helmina! Ich bin entzückt über das, was Sie mir sagen, ich ersehne und erwarte Sie mit Ungeduld. Ich will Ihnen Ihr Zimmer sogleich einrichten, dicht neben mir. Sie sollen nichts darin vermissen, und manche Kleinigkeit finden, die Ihnen Freude machen wird, und auch noch

etliche hübsche Sachen von Porcellan. — Ich lebe sehr einsam; aber ich werde Ihnen gleich einen kleinen Kreis bilden, der Ihnen so viel Lust gewähren wird, als Ihre Jugend heischt. Sie sollen zu Hause gern seyn, und immer Ihre Studien lieben; aber Sie sollen nicht menschenscheu seyn, Sie werden öfters ausgehen müssen, Paris kennen lernen, und diejenigen bei Sich sehen, die Ihre Freunde werden. Wir wollen einen kleinen Lebensplan machen, der, so hoff ich, Ihnen gefallen soll. Ich werde Sie behandeln, wie eine gute Mutter. Nur die Freiheit werden Sie wünschen, die sich mit Sitte und Tugend verträgt, und die will ich Ihnen ganz gewähren. Hat Ihre Frau Mutter meinen Brief empfangen? Wie freut es mich zu erfahren, daß Sie nun außer Sorgen über ihre Gesundheit sind. Die edle Mutter! ich fühle, mit welchem Schmerz Sie sie verlassen werden! Ach! dies traurige Leben heut uns immer das Bild des Todes dar, da wir stets unsern Lieben uns entreißen müssen, und der Tod hat gewiß kein herberes Weh, als dieses! . . . . .

Leben Sie wohl, mein theures Kind, ich umarme Sie mit sehr treuer und aufrichtiger Zuneigung.

D. Genlis.

30. April 1801.

Meine liebe Helmina, ich hatte vor 14 Tagen an General Beurnonville Ihrer Reise wegen geschrieben, und schreibe ihm heute wieder. Nachdem, was Sie mir in verschiedenen Briefen meldeten, daß Sie erst im Mai kommen könnten, habe ich mich eingerichtet, um nach den Bädern von Eugeneil zu gehen, auf 80 Stunden von Paris. Ich wollte den 15. Mai dahin; aber Thretwegen schiebe ich es noch bis 15. Juni auf, doch kann ich nicht länger warten, es steht nicht mehr in meiner Macht, die Verpflichtungen zu brechen, die ich mir auferlegt. Ich werde in Eugeneil bei alten Freunden seyn, die dort ein herrliches und entzückendes Landgut haben, und die, nach allem, was ich ihnen von meiner Helmina gesagt, entzückt seyn werden, daß sie mit von der Parthie ist. Suchen Sie also Anfangs Juni hier zu seyn, liebes Kind, kommen Sie später als den 15. Juni, so bin ich fort; Sie können zwar in mein Haus, in Versailles ziehen; ich lasse eine Haushälterin dort, die Sie bedienen wird, und eine meiner dortigen Freundinnen wird Alles thun, Ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen; allein ich würde diese Einrichtung sehr traurig finden. Kommen Sie also, liebes Kind, vor dem 15. Juni, wir werden mit einander nach Eugeneil

reisen, Sie werden den schönsten Ort der Welt sehen, köstliche Bäder nehmen, in der besten Gesellschaft seyn, und wir werden miteinander die umliegenden Gegenden besuchen, köstliche Grotten, schöne Wasserfälle u. s. w. Auch sind die Bäder stark besucht, besonders seit der Revolution. Leben Sie wohl, theure Helmina! antworten Sie schnell und bestimmt.

D. Genlis.

Meine Mutter, die sich den Sommer über wohl befand, glaubte mir nachreisen zu können, wenn ihre Geschäfte wegen des Hausverkaufs beendigt seyn würden; sie glaubte im wärmeren Klima ganz zu genesen, und Frau von Genlis sandte Brief über Brief, daß ich bald kommen möchte. Im Mai fand sich eine Gelegenheit, und ich entschloß mich zur Abreise, mit einem Schmerz, den die Lust der Vor Spiegelung des Anschauens einer neuen Welt und der Ruhe eines sorgenfreien Lebens, wodurch ich auch meiner Mutter nützlich werden könnte, wiederum besiegte. Am 24. Mai, Abens 8 Uhr, reiste ich ab; meine edle Pathe, Frau Caroline von Berg, hatte mir noch verheißen, meiner Mutter in

Allen als Freundin beizustehen, und Liebe der Freundinnen umgab sie von allen Seiten. Mir ahnte nicht, daß ich ihr ein letztes Lebewohl zuschriebe, doch war mein Herz zerrissen. Ich weinte im Wagen, bis ich die Besinnung verlor. Hinter Schönberg kam General Beurnonville, der damalige Gesandte, mir entgegen geritten, um Abschied zu nehmen, er suchte mich mit der Vorstellung zu trösten, daß ich ein Land von Sand und Nadelholz verlasse und in das schönste Land der Welt ginge! Ach! jenes Land war meine Heimath; und ich werde es ewig lieben. Von keiner meiner Freundinnen hatte ich Abschied genommen, denn das Scheiden that mir zu weh. Wir gelangten nach einer Reise, die unaufhaltsam Tag und Nacht fortging, in vier Tagen an das Ufer des Rheins. Ich fühlte mit frischem Schmerz, daß ich nun an Deutschlands damaliger Gränze stand, und hielt sie in meiner Unwissenheit damals, wie Frau von Staël, noch für eine ewige (*L'éternelle barrière du Rhin sépare à jamais deux peuples, etc. S. das Werk de l'Allemagne*). Durch meine Thränen drang der Reiz der Gegend in mein Herz. Welche Fülle von Herrlichkeit! Welch ein heitres Him-

melblau umfängt diese Gefilde! Das wogende Korn stand hoch über Mannesgröße, ich pflückte eine Ähre, die acht Fuß hoch war. Die Äcker waren reichlich mit Obstbäumen bepflanzt, in deren Wipfeln die purpurne Maifirsche glühte. In den Weinbergen arbeiteten die Winzerinnen, die großen Strohhüte mit Blumen geschmückt. Die Gehäge prangten mit wilden Rosen ohne Zahl. Ich stieg, die Fähre erwartend, die uns nach Oppenheim bringen sollte, einen Hügel hinan, auf dessen Rücken die Trümmer eines zerstörten Häuschens standen; und nun zeigten sich mir in ihrer ganzen Herrlichkeit die Ufer des Rheins, von Gebirgen, dunklen Waldungen und heitern Dorfschaften umgeben, in üppiger Fruchtbarkeit prangend. Friedlich lag der schöne Gottesgarten am Rhein, und zeigte keine Spur mehr von den Schrecken der Schlacht. Es war ein schöner Abend, dessen sanfte Lüfte mit den Düften der blühenden Nebenhügel und Rosenhecken erquickend an mein banges Herz drangen. Ich blieb angefesselt stehen, nie hatte sich mir Natur in solcher Herrlichkeit offenbart. Du himmlische Liebe des Allvaters! wie hast du den Sterblichen den Balsam bereitet, der ihre Leiden mil-

bert, und aus nie versiegenden Quellen strömt! Jedes Lüftchen weht Erquickung, jeder Lichtstrahl bringt Trost von Oben — wer mag sich im Schooß blühender Berge und duftender Waldungen einsam und verlassen fühlen, und sein Leben hassen?

O Mutter, liebe Mutter, Vaterland, Freundsinnen! Lebt wohl, lebt wohl! rief ich mit tausend Thränen, da ich die Fährte bestieg; unaufhaltsam weint' ich, bis ich zum Himmel hinauf sah, aus dessen Blau schon Sterne hervor dämmerten, deren Licht meine Seele, wie eine göttliche Verheißung, beruhigte.

Nach einer Reise von sechs Tagen und sieben Nächten kam ich am 2. Junius in Paris an; höchst ermattet, mit Trauer im Herzen. — Der Regen fiel in Strömen herab; die Stadt sah mich finster und unglückweissagend an. Wir fuhren durch die schöne Barriere von Neuilly, die stolzen Quays entlang, nach der Rue d'Enfer. Mein Begleiter fand immer etwas zu bewundern und zu preisen, ich blieb versunken in meiner Trauer. Ich sehnte mich nach der verlassenen Mutter zurück. So kurze Zeit war vergangen, und 225 Meilen trennten mich von Berlin! —

Ich hatte es nicht gewußt, und Niemand hatte mich darüber aufgeklärt, daß hinter all den schönen Plänen, bei Frau v. Genlis mich zu bilden, von dort aus, für meine Mutter zu wirken, sie mir nachkommen zu lassen, u. s. w. der Böse versteckt lag: eine ungeduldige Neugier, ein Drang nach der großen Welt, ein übermüthiges Vertrauen in meine Kräfte. — Ach! wie so besser und würdiger wäre es gewesen, wenn ich den Gram über eine unglückliche Ehe und den Verdruß des Scheidungsprozesses mit stiller Geduld überwunden, und in der Heimath, meine Mutter bis zum letzten Hauch pflegend, ein einsames und bescheiden thätiges Leben geführt hätte! — Ein solches Daseyn hätte in sich selbst schon seinen Lohn getragen, in innrer Freude und Selbstveredlung. Zu manchem Guten war ich damals fähig, nur nicht zu einem ruhigen Aussharren, zu den stillen und ächten Tugenden, die eine Frau schmücken und ehren. Meine Erziehung hatte mich zwar zur frommen Anhänglichkeit an Gott, zur Menschenfreundlichkeit und Liebe hingeleitet, aber nicht zu einem ernstern Streben nach dem, was einzig Noth thut! Meine Eitelkeit und Selbstverblendung war

groß, mein Wunsch berühmt zu werden, und in der Welt eine glänzende Rolle zu spielen, so wie meine Verwegenheit, so jung, unter Fremden ein fernes Land zu bewohnen, gingen aus dieser übertriebenen Eitelkeit hervor; ich habe schwer dafür gebüßt! — Bei der Aussicht, welche eine Reise nach Paris mir darbot, hatte ich mich mit süßen Träumen gewiegt. Immer hatte ich mich hinausgesehnt aus den Umgebungen des gewöhnlichen Lebens, der Hang zum Wunderbaren, Außerordentlichen beherrschte mich. In die Ferne wollte ich; die jetzt so ersehnte Ruhe dünkte mich kein wünschenswerthes Gut. Ich strebte mit frischer Fülle der Kräfte nach einem großen Wirkungskreise, statt diese auf das Nächste, Heiligste, Nothwendigste zu verwenden. — Dies Alles wäre nicht geschehen, wenn ich in der Sphäre der Weiblichkeit geblieben wäre, wenn nicht Alles, was mich umgab, mir vorgespiegelt hätte, daß eine Frau berühmt und groß werden könne, und daß dies ein schönes Loos sey. — Liebe Schwestern, ich wiederhole es, seyd verborgen, demüthig und anspruchlos! Alles Andere gereicht zum Verderben!

Wir gelangten vor das Haus der Frau v. Genz

lis. So wie die Thür ihres Zimmers hinter mir zuschlug, fühlte ich mein Herz von einem bangen, tiefen Schauer beklommen, und ein inneres, ahnungsvolles Gefühl sagte mir, ich sey nun getrennt von Allem, was mich jemals rein und süß beseeligt hatte. Frau v. Genlis kam aus dem Schreibzimmer mit offenen Armen auf mich zu. Ich sank an ihre Brust mit tausend Thränen.

Der Knabe, den Frau v. Genlis aus Berlin mit sich genommen, kam mir mit großen Freundschaftsbezeugungen entgegen. Ich war gegen seine Tücke gewarnt worden, glaubte aber nicht einen Knaben scheuen zu müssen. Es kam mir indeß bedenklich vor, wie er im Hause seine Befehle gab, und selbst in seine Freundlichkeit eine Art von Protektion legte, was mir nicht entging, obwohl er mir ehrerbietig die Hände küßte. Doch zog ich Anfangs aus meinen stillen Bemerkungen noch keinen Schluß.

Raum hatte ich meine Sachen in Ordnung gebracht, wobei mir des Knaben Neugier und unverlangte Beihülfe, wenn nicht überlästig, doch auffallend war, so kam General Kosciusko, um Frau v. Genlis zu besuchen. Ich freute mich,

ihn zu sehen, und fand in ihm einen Mann von einfach freundlichem Wesen, ernst und schwermüthig gestimmt, dessen ganzes Betragen Herzlichkeit erweckte und Achtung gebot.

Wir aßen um vier. Nach Tisch bat mich Frau v. Genlis, mich zur Ruhe zu begeben. Ich that es. Ich wußte nicht, daß mir Casimirs Zimmer und Bett eingeräumt war, und daß er schon deshalb einen Haß auf mich werfen konnte.

Die Nacht war unruhig. Ich träumte, ich sey in Berlin, um schmerzlich beim Erwachen zu sehen, daß es ein Traum gewesen. Noch hatte nichts den reizenden Hoffnungen widersprochen, deren Vorspiegelung mich nach Paris gelockt hatte, und doch waren diese schon abgeblaßt, und an ihrer Stelle erfüllte die tiefste Neue mein Herz.

Am Morgen war es mir schmerzlich, daß mir mein Frühstück auf mein Zimmer geschickt wurde. Doch um zehn sah ich Frau v. Genlis im Puzzimmer. Sie war unendlich freundlich, und bat mich, mit Casimir im Luxembourg spazieren zu gehn. Ich machte mir einen hohen Begriff von einem Spaziergang in Paris, und leidete mich mit einer Sorgfalt an, die der Frau

v. Genlis nicht zu gefallen schien. Unter den alten grünen Bäumen des Luxembourg fand ich einige Wärterinnen und ein Paar abgelebte Greise vom ancien régime, mit Hundcn zu ihren Füßen, und Taback schnupfend. Dies spannte meine hohen Erwartungen etwas herunter, und ich ging traurig heim.

Bei Tisch hatt' ich bemerkt, daß Casimir sehr gebieterisch mit der Köchin umging. Ich machte Frau v. Genlis aufmerksam darauf, und bat sie, die Sorge für das Hauswesen nur mir zu übertragen. Frau v. Genlis schien meinen Bemerkungen Beifall zu geben, und be deutete der Köchin, sie würde künftig ganz unter meiner Aufsicht stehen. Dieser Vorgang mochte den Knaben verdrossen haben. Als ich nach Tisch am Schreibtisch saß, nahm er einen großen Pinsel, tauchte ihn in das Dintenfaß, und spritzte die Dinte ganz behaglich auf mein weißes Kleid. Ich bat ihn Anfangs freundlich, diesen Zeitvertreib mit einem bessern zu vertauschen; allein er schwieg, und ergriff behend das Dintenfaß, welches er nunmehr völlig auf mich ausgoß.

Ich würde über diesen Vorgang, als über einen Knabenstreich, völlig geschwiegen haben,

wenn mir nicht Frau v. Genlis es, sogleich als ich ankam, zur heiligen Pflicht gemacht hätte, ihr alles zu sagen, was Casimir thun würde. Er sey, behauptete sie, ein vortreffliches Kind, welches ihre Leute bloß dadurch verdorben hätten, daß sie unredlich gegen sie gehandelt, und ihr alle seine bösen Streiche verheimlicht. Somit ging ich voller Zuversicht in ihr Zimmer, um ihr Alles zu berichten. Sie aber sah nicht sobald die Dintenflecke, als sie Alles errieth, und es war ihr anzusehen, wie hart es ihr wurde, Casimir zu schelten. Da ich ihr erzählen wollte, wie sich die Sache zugetragen hatte, fiel sie mir in die Rede: *ma chère amie, à quoi bon toute explication, ces taches d'encre parlent pour vous; je les vois bien, cela suffit, Casimir est en pénitence* — (Liebe, wozu die Erklärung? die Dintenflecke sprechen für Sie, ich sehe sie ja, Casimir muß Strafe haben.) — Mir wurde nicht wohl um das Herz bei diesen Worten, ich hatte Recht. Nach einer Stunde kam Casimir, bedeckte meine Hände mit Thränen und Küssen, und bat um Vergebung; mir hute, was ich davon zu halten hätte.

Am Abend des dritten Tages nach meiner

Ankunft wurde die Tochter der Frau v. Genlis, Frau v. Valence, angemeldet. Ihr angenehmes Wesen machte den günstigsten Eindruck auf mich. Sie betrachtete mich lange, umarmte mich dann, und sah dabei gerührt und nachdenklich aus, als bedaure sie mich. Ich war bezaubert von ihrer Freundlichkeit, ich träumte mir in Madame de Valence die Pulchérie aus den Schloß-Aben- den ihrer Mutter, dieselbe, die viele Tage durch im kalten Zimmer geblieben seyn sollte, um heimlich das für ihren Kamin bestimmte Holz einer armen Frau zuzuschicken. — Frau v. Valence sagte mir: „Seyn Sie überzeugt, Liebe, daß ich mich recht glücklich fühle, Sie zu kennen, und Sie bei meiner Mutter zu wissen; gefällt es Ihnen hier?“ — Ich erinnere mich meiner Antwort nicht, aber diese muß sie wirklich gerührt haben, denn sie umarmte mich noch freundlicher und sagte: „Arme kleine Schwester, ja! Sie finden hier Anverwandte!“ Dies ergriff mich so, daß ich weinte.

Einige Tage darauf fuhr ich mit Frau v. Valence nach dem Theater aux Italiens. Sie schenkte mir Blumen, die ich zu Hause sogleich der Frau v. Genlis brachte. „Was soll ich mit den Bluz

men?" fragte sie. Ich sagte ihr, sie kämen von Ihrer Tochter. „Das ist unnöthig,“ entgegnete Frau v. Genlis: „solche Empfindungs-Merkmale sind hier in Paris nicht an ihrer Stelle, und Frau v. Balence und ich sind gar nicht auf einem solchen Fuß, daß wir einander Blumen schenken.“ —

Einige Tage nachher hatte ich mit Casimir folgendes Gespräch:

Er. Sie sind hier nicht zu Hause, Frau Baronin.

Ich. Warum denn nicht?

Er. Sie sind nur in Berlin zu Hause. Mama (Fr. v. Genlis) ist Ihre Mutter nicht.

Ich. Das ist sie gewiß; die mich zur Tochter annimmt, muß doch wohl meine Mutter seyn.

Er. Nein, gewiß nicht! Ich weiß besser, was sie denkt, und was sie mir gesagt hat; sie erlaubt Ihnen, sie Mama zu nennen, weil Ihnen das Vergnügen macht; sie nennt Sie Tochter, um Ihnen ein artig Wort zu sagen, aber das thut der Sache ganz und gar nichts; Sie sind eine junge Freundin, welche sie bei sich aufgenommen, sonst nichts!

Ich. Und was sind denn Sie, Casimir?

Er. O, mit mir ist's ganz ein Anders!

Ich. Wie denn, es ist ja dasselbe Verhältniß. Das kann denn ja auch der Sache nichts thun.

Er. O, nein! ich versichere Ihnen, das thut ihr viel.

Ich. Darnach werde ich mich einmal erkundigen.

Er. Thun Sie das, Frau Baronin. — Meine kleine Helmina, geben Sie mir die Hand!

Ich. Nein, denn Sie haben mich tief gekränkt.

Er. Hab' ich das? Womit?

Ich. Indem Sie mir solche Sachen sagen.

Er. Und ich habe es doch gesagt! ich bin nicht dumm! Gute Nacht!

Er ging, wir waren noch bei Frau v. Genlis im Zimmer, wo er nicht aufhörte, mir angenehme Sachen zu sagen, mich aber, ihr unmerklich, höhnißch anlachte. Ich konnte nun ermessen, wie alles stand, aber es war zu spät, die eiserne Nothwendigkeit hielt mich meiner leidenden Mutter fern, in Paris, in diesem Hause fest. Des Himmels Strafe war gerecht. Warum hatte ich Helmath und Mutter um eine fremde Frau verlassen?

Am Tage nach meiner Ankunft in Paris empfang ich durch Einlage folgenden Brief von meiner Mutter:

Berlin, den 2. Mai 1801.

Ich bin heute nicht so ohne Bangheit, als gestern bei Deinem Abschiede, meine Liebe! Fröhlich war ich im Gärtchen, die Glocken läuteten, ich war allein, ach, und die Glocken allein antworteten mir, und sagten mir nur festerlicher, daß ich wohl nun immer so allein seyn werde. Als ich nach Hause kam, schickte Frau von Heidebreck zu mir, und ließ uns Beide zum Thee zu Hofjägers bitten. Ich schrieb ihr zurück, daß Du bereits auf dem Wege nach Frankreich wärest, daß ich dies heute stärker fühlte als gestern, und daß ich gern noch trauriger um Dich werden wollte, weil Du es ja verdienst. Mit dieser Gelegenheit beförderte ich auch Deine Abschiedszeilen an Mad. Bocquet und an die Fräuleins. F. Minna von Knebel kam sogleich dem Bilette voll warmem Antheil nachgeeilt, bat mich zu sich, und wollte mich gleich mitnehmen, aber Auguste von Hacke und unsre einzig liebende Bocquet hatten mir auch ihren Besuch ansagen lassen, und gern blieb ich zu Hause. Fezt sind Beide hier, und Madame Bocquet, welche so gern Balsam auf lei-

dende Herzen legt, ersuchte mich, Dir eine Zeile zu schreiben, weil sie eben an unsre Genlis schreibt. Sie läßt ihrer theuren Genlis und Dir sagen, daß sie sich heute nur halb wohl befände, und daß Deine unvermuthete Reise an dieser traurigen Hälfte viel Schuld habe. Sehnsucht und Liebe zur Freundin ziehn ihr Her; Deinem Reisewagen nach, ach, Minchen! und wo soll nun das Meine ruhn? Alle Bande der Natur reißt die Ferne ab, und alles, was ich mehr liebte, als mich selbst, verstummet für mich. Lebe Du nur wohl, und sage Deiner zweiten Mutter, daß es nur unwillkürliche Thränen seyn werden, die ich Deiner Abwesenheit weine; denn Alles, was gut, weise und edel denkt, wünscht mir Glück zu dem Schicksale, welches so gütig Dich in ihre Aufsicht führte. Lebe wohl! Unsre Bocquet läßt eben noch durch ihre sanfte Tochter Dir sagen, daß sie Deine recht herzlich liebende Schwester sey, und bleiben werde, und Auguste von Hacke schickt Dir dieselben Gesinnungen, aber freilich ein wenig zwischen Lächeln und Schmalen, denn Du hättest sie noch einmal mündlich grüßen sollen. Mit Anmerkungen muß ich schließen, dafür bin ich.

Deine

redliche Mutter,  
E. L. v. Klencke.

Gern würde ich meinen Lesern die Sammlung der Briefe meiner verklärten Mutter an mich ganz mittheilen, der Leiden ohne Maaß, die sie in den sechszehn Monaten seit meiner Trennung bis zu ihrem Tode erduldet, und der Treue und Liebe eines Mutterherzens ewig ruhrende Zeugnisse. Der Raum dieser Blätter gestattet mir indeß nur kurze Auszüge, die ich nur, wo es unumgänglich nöthig ist, aus den Stellen wählen werde, wo sie von mir spricht. Das Mutterherz spricht, und dies sey gesagt, um den richtigen Maaßstab zu finden, nach der Mutter liebevollen Worten mein eignes Bild zu vollenden.

16 Juni. 1801.

Ich war die ersten acht Tage nach Deiner Abreise nicht eben unruhig, aber matt und ohne Lebenslust. Nachher fand ich mich in die Nothwendigkeit, und jetzt bin ich ganz ruhig, ja, in einer Ruhe, die dem Schläfe gleicht, befinde ich mich. Ach, alle scharfe Ecken meiner Empfindlichkeit sind ja abgeschliffen durch die traurigsten Erfahrungen; nun werd' ich, gleich dem glatten Kugeln, aus der spielenden Hand des Knaben in das kleine Gräbchen auf der Erde, in mein Grab vol-

tends vom Schicksale hineingerollt. Wäre es nur erst bis dahin gekommen, meine Sorgen geht über mein Haupt, und sind so schwer, daß ich mich selbst nicht mehr darunter fühle. —

22. Juni.

Ich habe diesmal den 21. Juni ganz einsam für mich behalten. Morgens, als ich aufstand und frühstückte, standest und schwebtest Du vor und um mich her; die Erinnerungen aller Fahrtage seit Deinem Daseyn blühten, wie an einem Rosenstrauche vor mir auf, und dufteten liebliche Gefühle in meine Brust. Nein, Du bist mir nicht ferne, Du kannst es nie werden, außer, wenn Du Deine Denkart von der Meinigen trennest. — Es wäre hart für uns Beide, wenn Du diesen Tag hättest neben mir begehrt sollen, in dieser meiner trüben, äußerst bedrängten Lage! Ach! das sind nur Geburtstage, welche man im vereinten Kreise seiner Angehörigen, in der glückseligen Ordnung eines immer beschäftigten Hausstandes begeht! Das war für diese Welt mein höchster, mein einzig lieber Wunsch: ich hab' ihn nicht erlangt, so sehr ich auch mit dreifacher Erfüllung meiner Pflichten ihm entgegen arbeitete.

16. Juli.

..... Doch so tief ich auch in Dornen sitze, so weiß ich nicht, woher der Rosenduft der Hoffnung kommt, der mich immer noch umschwebt: ich denke, mir muß geholfen werden, da ich so unschuldig an meinem Zustande bin; ich hoffe aber das nur, wie ein Kind auf seine abwesende liebe Mutter hofft, die vielleicht — doch gestorben seyn kann, weil sie, ach! zu lange ausbleibt. — Muß mir denn geholfen werden? O, Gott! wie viele deiner bessern Geschöpfe, als ich bin, mußten ihr Kreuz bis an die Stätte tragen, wo sie sich mit ihm, als auf ihrem Ruhebett in die Tiefe des Grabes legten. Laß es, die kühlende Erde heilt alle Wunden. Ich weine nicht mehr Thränen für diese Welt, Deine gute Seele, meine Liebe, kenne ich, wenn's zur Prüfung kommt, bist Du das Kind, wie es seyn soll; allein für mich von dem zu sammeln, was Dir Frau von Genlis zu Deinen kleinen Ausgaben giebt, sie, die selbst Sorgen hat, das thue nicht! Kannst Du aber, vermöge Deiner Geschicklichkeit und Deines Fleißes, Etwas erwerben und mir schicken, siehe, und wenn es das kleinste wäre, so würde ich stolze Freudenthränen darauf weinen, und mich nicht satt daran sehen, nicht Lust genug daran haben können!

14. Aug. 1801.

Wie glücklich bist Du, auf allen Seiten betrachtet! Angeschmiegt an den vortrefflichsten Wesen, hat Dein Gemüth die Erinnerungen an vergangene böse Stunden nur zur Verfüßung der künftlichen, die Du jetzt genießest, in sich ruhen, und nie mögen sie ganz aus Deinem Gedächtniß verlöschen, weil ich nicht wünsche, daß ähnliche Dir wieder nachkommen — ach, diese möchten bitterer werden, als die Ueberstandenen! Denn unsere Freudengüsse erhöhen mit den steigenden Jahren nur unmerklich, meistens gar nicht, unsere Gefühle, aber für die Leiden werden sie geschärfter. —

Alles, was Du, in den Armen Deiner Freundin ruhend, herplauderst, erquickt, beruhigt die Einsame, die Du hier mitten im Sturm, nur auf ein Brett gerettet, den Wellen hast überlassen müssen. Ja, Deinetwegen bin ich so ruhig.

17. Sept. 1801.

Du gedenkst für mich zu arbeiten, um mir Geld schicken zu können. Gutes Kind! das Glück sollte Dir die Freude wohl machen, denn Dein Herz ist es werth; aber Deine zweite Mutter ist

Dir geht näher als ich, Sorge ja nur immer, dieser etwas zu ersparen! Du schreibst mir, daß sie unbeschreiblich an Wäsche bestohlen ist. O, Mönchen! Sieh, hier bist Du nun auf den Standpunkt Deiner Pflichten gesetzt: Frau von Genlis muß ihre edle Zeit zu Gold machen, um ihre und Deine Existenz zu befördern, hilf ihr doch auf das Ubrige Acht geben. Du wirst dadurch die Tugend der Ordnung Dir angewöhnen, und so manches andere Gute wird daraus hervorgehen. Sparsamkeit und Aufsicht sind die Grundpfeiler des häuslichen Glücks, und das häusliche Glück geht über alles Glück der Erde. —

— Ja, ich will Maurer den Vorschlag machen, den Du wünschest. Ach, mir wird's schauerlich und bänglich: wohl um die Brust, wenn ich in solchen Worten Dich im Simmen betreffe, und wie Du eiferst, Deinen Arm bis nach mir her auszustrecken, um mich von irgend einem Leiden aufzurichten zu können. Ist es denn so Dein Ernst, Du Guter? Laß es doch nur nicht so Dich treiben, Du machst mir Kummer mit Deinem Kummer um mich — und, Liebe! vernimm's: eh Deine Barke nur gebauet seyn kann, muß ich schon versunken, oder wunderbar an's Land geworfen seyn. Um mich her hängt eine fürchterliche Nacht, ohne Blitz und Donner, aber schwül, und kein Lüft-

chen weht: der Athem der Natur scheint aus Bangheit sich zurück zu ziehn — und doch ist es ruhig in mir, ruhig, wie es dem Kranken auf dem äußersten Punkt der Crisis ist.

— Maurer wünscht, daß Du in unsrer Sprache ein fortgesetztes Werk, oder, wie es Stoff und Zeit mit sich bringen will, schreiben möchtest: über Sitten, Lebensart, Moden, und kurz über alles, was Frankreich außer den politischen Verhältnissen Merkwürdiges in seinem Innern und in seinen bürgerlichen Verhältnissen hat. Dazu will er aber keine Beschreibungen von Gebäuden und Gegenden, noch von Kunstwerken, über die Federmann schon schreibt und redet; aber von Künstlern und Gelehrten und deren Einfluß auf's Ganze. Kurz, hier ist der Titel zum Werk, den Maurer selbst geschrieben hat, und zugleich seine wahre Meinung, in welcher Art er die Beschreibungen vorgetragen wünscht; nämlich in voristischer Manier\*).

\*) Es sind in der *Economia*, Jahrgang 1801, meine: Empfindungen und Erfahrungen einer jungen Deutschen in Paris, abgedruckt.

An meine Mutter.

Verfaßtes, November 1801.

Meine gute, theure Mutter! Der gütige Léonce überbringt Ihnen dies Schreiben nebst meinen Uebersetzungen der Apostasie an Fräulein Clermont, zwei Pfund Schokolade, und einigen kleinen Gemälden, u. s. w. Ich habe mehreres schicken wollen, aber es war nicht möglich, und das thut mir recht innig leid. Auch den Freundinnen hätte ich gern mit dieser Gelegenheit manches geschickt, und konnte nicht; — so manches, was ich so gern erfüllen möchte, so heiß ersehnt, und so nahe glaubte, ist für jetzt nicht möglich — und ich finde das hart, und muß es beweinen. Empfangen Sie ja Léonce recht freundlich, ich bin ihm manche Verbindlichkeit schuldig. Er wird Sie sehen, und ich nicht. — Wenn Sie glücklich wären, so würd' ich das nicht so heiß beweinen. — Wir haben drei Tage in Paris zugebracht, ich würde darüber geschrieben haben, wenn ich nicht vieles für Mad. Genlis zu kopiren, und andre Geschäfte gehabt hätte. W. hat mir einen langen, sehr freundlichen überzuckerten Brief geschrieben, und bittet dringend um Antwort, und Verzeihung wegen seines langen Schweigens. Er schreibt von Ihnen, liebe Mutter, daß er bei seiner letzten

Reise nach Berlin den Zweck gehabt, Sie aufzuwecken, weil Sie seit zehn Jahren über Müdigkeit im Schreiben klagten, Sie hätten ihm aber geschrieben: Sie bedürften mehr als Worte, und er sähe ein, daß er zu diesem Mehrern leider Ihnen zu ferne, und wohl nicht geeignet wäre. Er setzt hinzu:

„Es giebt ein früheres Alter des Lebens, worin bloßer Umtausch der Empfindungen schon genüget, worin Mittheilung und Ergießung des Herzens in Kummernissen und Freuden hohen Werth, gleich einem wirklichen Gut, haben; allein ihm folgt ein späteres Alter — dann wird's anders — jene geistigen Bedürfnisse verdünsten, und dann bedarfs freilich mehr als Worte! —“

Die lebenswürdige Stephanie \*) sendet Ihnen diese Rosenknospe, sie nimmt innigen Theil an Ihrem Schicksal; wenn sie in guten Händen bleibt, wird sie ein Engel. Ich sehe oft die deutsche Familie, von welcher ich Ihnen geschrieben habe, die Frau wird mir lieber, je öfter ich sie sehe. Dies Ehepaar hat unsre göttliche Königin und ihre Geschwister erzogen. Die Prinzessin Ludwig lebt glücklich, wie sie mir versichern, und das

\*) Demoiselle Stephanie war bei der Frau v. Genlis in Pension.

entzückt mich. Die Königin und ihr Bruder, der Erbprinz, sollen eine noch schönere Seele, als ihre übrigen Geschwister haben. Alle diese fürstlichen Kinder haben die glücklichste Jugend genossen, in ihrem Herzen wohnt die zarteste Empfindung, und ihr Verstand hat die höchste Ausbildung erhalten. Wie rührend und schön sind so viele Jugendzüge, die ich hier aus dem Munde des Obristen von Gräfe und seiner würdigen Gemalin erfahre! Ich würde den Brief nicht endigen können, wenn ich das Alles niederschreiben sollte. Nur Eines vom Erbprinzen George. Er reiste mit seinem Hofmeister nach Schweden. Er kam unterwegs an die Stelle, wo Gustav Adolph gefallen. Hier verweilte er, tief gerührt, betrachtete lange und schweigend die Gegend umher, beugte sich dann nieder, pflückte einen Grashalm ab, und legte ihn in seine Schreibtafel, neben das Bildniß seiner Schwester, der Königin. Kurz nachher wurde er dem Könige von Schweden vorgestellt. Dieser sagte dem Erbprinzen unter andern, er wünschte wohl ein recht ähnliches Bildniß seiner Schwester Luise zu sehen. Der Prinz öffnete seine Schreibtafel, um dem König dies Bild zu zeigen, in demselben Augenblick fiel der Grashalm von Gustav Adolphs Denkmal auf die Erde, und der hochherrschende Prinz bückte sich,

ihn aufzuheben. Gewiß etwas Liebes! sagte der König, diesen Vorgang bemerkend, mit Lächeln, — der Prinz schwieg und erröthete noch mehr, da mußte Hr. v. Gräfe die Wahrheit erklären. — Mich hat dieser feine Zug sehr gerührt, — auch die Herzogin von Sachsen Hildburgshausen soll ein wahrer Engel seyn. —

Sie machen mich recht traurig, liebste Mutter, daß Sie Sich so sehr über die Albernheit mancher Menschen grämen. Streben Sie doch nur nach dem Beifall derer, die durch Geist und Gemüth mit Ihnen auf Einem Standpunkt stehen, und wenn auch diese Sie verkennen, so sey es Ihr Trost, daß verkannt werden ein Unglück ist, welches nur gute Menschen betrifft, u. s. w.

Meine Mutter an mich.

Freund Ahlesfeldt hat mir neulich von unserm Jean Paul ein allerliebstes Briefchen zum Lesen gebracht, worin er von seiner Karoline sagt, daß sie ihm seine Tage so schön webe, daß er darüber Besuche und Briefschreiben vergäße, daß er von nun an in der dümmsten Stadt leben könnte. Ich habe sie nach Kassel und Baireuth geführt, um sie zu entzücken, schreibt er; das Briefchen hat mir viel Freude gemacht.

Den 25. Januar 1802.

Ahlefeldt hat mir gestern eine recht unverhoffte Freude gemacht, er war bei mir, und bemerkte Deine Novellen und übrigen Arbeiten, die ich eben Abends zuvor zur Hand genommen, um sie dieser Tage H. Maurer zu schicken. Ahlefeldt hat sich sogleich die Novelle vom Ringe aus, um sie zum Druck zu befördern \*). Als Schriftstellerin kannst Du von nun an in froher Hoffnung leben; würden doch alle Deine schönen frommen Wünsche so erhört!

26. Januar Vormittags.

Nachdem ich gestern den ganzen Tag bis Abends an obigem Briefchen zugebracht, mußte ich aufhören, ohne diese Seite zu Ende bringen zu können, selbst lesen konnte ich in zwei Tagen nicht, diese Nacht aber habe ich gut geschlafen; die Krankheit scheint erschöpft zu seyn, und ich fühle mich heute wohler, so daß ich aufzustehen gedente. Darüber wirst Du Dich freuen; allein schreiben kann ich doch heut nicht viel, nur das Daseyn dieses Tages, welcher recht schön am Himmel steht, will ich dankend genießen. Kind meines Herzens! Tausend, tausend Freuden hast Du mir gegeben, tau-

\*) Sie heißt das Mistrauen, und steht in der Flora, Jahrgang 1803.

send Hoffungsblüthen der Freude versprichst Du noch der Zukunft von Dir, Blüthen, welche das längste Leben weit überschimmern! — Nimm, Geliebte: . . . Worte, in welchen ich mich glücklich fühle, als einen Segen über Dich hin, als den besten, den ich Dir heute und immer geben kann!

Nachmittags 2 Uhr.

Theures Kind! eben wollte ich Dir's noch sagen, daß ich von Stunde zu Stunde wohler werde, und vorhin schon im Gärtchen spaziert habe, im herrlichen Sonnenschein Deines ersten Tages, der mir immer mein Erdenleben seit den neunzehn Jahren Deines Lebens ausgefüllt hat. Ich sage, daß ich mich immer wohler und gar nicht mehr matt befinde; aber was soll ich nun sagen? Ich habe vor einer halben Stunde Dein Paket empfangen; Welch einen süßen, herzerquickenden Anblick gewährte mir das so sehnlich gewünschte, langausgebliebene! Flüchtig hab' ich alles überschaut; denn die Post geht eben heut, aufgerissen hab' ich die Siegel, und Welch ein Engel trat mir entgegen aus dem ersten Brief, den ich eben erbrach, datirt vom 22. Nivose! Ich weiß nicht, welcher Monat das ist, aber ich fühlte, daß mein Kind, mein gutes Kind, die Wahrheit liebende Helmina, unbeschreiblich süßen Trost in mein erdrücktes Da-

seyn, in mein zu wundtes Herz goß, mit den Worten einer gebesserten Tochter! Besser, liebstes Kind, brauchtest Du nicht zu werden, Du warst immer guten Herzens; aber freier von äußeren Fehlern mußtest Du werden, und es waren nicht einmal Fehler, sondern nur Nachlässigkeiten. Gott gebe doch allen guten Müttern solche Töchter, wie mein Minchen ist!

den 9. März 1802.

Wie wirst Du bangen, wenn Dir Nachrichten von mir ausbleiben. Das glaube ich; denn Du trägst wahren Kummer um mich, Dein Herz hat es mir gesagt, nicht allein in Deinen Briefen aus Frankreich her, sondern in allen Handlungen Deines Lebens. Mir zu Liebe hast Du Alles gethan, selbst das, was Dir fehl schlug; mir zu Liebe, mir Ausgaben zu erleichtern, drängtest Du aus Dir den Trieb zum Malen, (darum sollen jene Medaillons, die Erstlinge Deiner Kindesliebe mir immer heilig bleiben \*), mir zu Liebe wolltest Du heirathen, gingst durch alle seine har-

\*) Mein erster Versuch in der Malerei waren Rosen, Medaillons mit Genien, die ich machte, im Wahn, die Mutter würde sie brauchen können, um Gedichte drein zu schreiben.

ten: Schicksale mit Ruhe der Seele, und endlich nach Frankreich. Mir zu Liebe würdest, bist und bleibst Du Schriftstellerin, Dein einziger Zweck dabei ist, mir Erleichterung zu schaffen, — ich weine jetzt und zittre, aber vor Wonne über Dich, mein gutes, mein gesegnetes Kind! Dein Wille ist hier mehr als That, auch unausgeführt ist er die Krone Deines Lebens. Warum hast Du, mein Engel, mich verlassen müssen? Aber sey ruhig, ich bin jetzt es auch. Ich lebe hier wie im Himmel, in einer neuen gesunden Wohnung, dem Hause gegenüber, in welchem Du geboren bist. Oft gedente ich der Zeit Deiner hilflosen Kindheit; jetzt ist es umgekehrt, jetzt bin ich die Hilflose. Ach wirst Du jemals mir Mutter seyn können? Lasse das, was nicht seyn kann, das muß unterbleiben. Gott wird ferner helfen, ich kam ja bis hieher. —

Den 21. Juni 1802.

Heute hat sich das traurigste Jahr meines Lebens geschlossen, so schwer an Kummer und fürverlichen Leiden, so leer an Ermunterungen, ach! so niederdrückend selbst für die Erinnerung vergangener Jahre voller Freude und Hoffnungen. Nur Du, geliebtes Kind, giebst mir durch Dein Betragen gegen mich, wie durch die ehrenvolle Art, womit Du in Deiner Lebensrolle fortschrei-

test, noch ein dankbares Gefühl zu Gott für mein fortdauerndes Daseyn. Der heutige Tag ging trüb und leer vorüber, selbst die gute Auguste v. Haake, die ihn sonst nie verfehlte, hat sich noch nicht sehen lassen. Niemand hat mir heute eine Blume gepflückt, ja ich habe diesen ganzen Frühling noch keine Rose gesehen, weil ich gar nicht ausgehen kann. Das Gehen fällt mir so sauer, ich muß mich überall ausruhen. Mein Unterleib ist durch die Krämpfe so sehr geschwächt. Gestern zum erstenmal fuhr ich ein wenig aus, es bekam mir ganz gut, und ich werde es öfter thun; denn ich bekomme ja von Maurer Dein zweites Honorar, Du liebe, Du schöne, vernünftige Schreiberin. Dafür will ich öfter auf die Dörfer fahren, u. s. w.

Berlin, den 9. Juli 1802.

Warum muß mir die Kraft fehlen, mit Dir reden zu können? Ja, warum fehlet mir die Kraft, Deine rührende Stimme ganz in mich aufzunehmen zu können? Welch' einen Brief habe ich heute von Dir empfangen? Er ist vom zweiten Pfingstfeiertage datirt \*), wo ich, wie Kleist's Lahmer

\*) An jenem Tage hatte ich das heilige Abendmahl genommen in der lutherischen schwedischen Gesandtschafts-

Kranich, an meinem Fenster saß, und alle Welt jauchzen hörte, und unter Gottes freiem Himmel alles fröhlich wimmelte, und ich nirgends mit konnte, weil mir das Gehen so schwer wird. Da bist Du bei mir gewesen, geliebtes Kind, so nahe, so innig, so schön! Ich war auch bei Dir; denn Du hast meine einsamen Stunden; aber ich darf nicht inniglich zu Dir hindenken, es glebt mir nur schärfere Schmerzen, als ich schon leide. So habe ich mir denn in Dir einen Zeugen der Wahrheit auferzogen, und Du bist es allein, die mir Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ohne mir zu schmeicheln. Ja, München, es schmerzt nichts so sehr, als Jahre voll der trübseeligsten Schicksale gelebt zu haben, und dafür nur Verfolgung, Kummer und Armuth zum Lohne zu bekommen, und dann sterben zu müssen, ohne daß eine Seele aufrete, die Einem Gerechtigkeit widerfahren ließe. Diesen Schmerz nimmst Du von meinem Herzen ab. —

Berlin, den 17. Aug. 1802.

Meine Geliebte! Ich werde Dir heute nur wenig schreiben, weil mir das Schreiben zu schwer

Kapelle zu Paris, bei meinem würdigen Freunde, Pastor Gamba.

wird; aber dafür auch lauter Gutes. Möchte es beflügelt zu Dir Bekümmerten hineinlen, die gewiß meinetwegen recht sehr leidet, und vielleicht vom ersten Einde der traurigen Nachrichten von mir gar krank geworden ist. Das wolle Gott nicht! Dein Leben ist meines Lebens Rose, laß mich nur nichts Trübes von Dir hören! Deine Schmerzen, Dein Kummer stillen doch meine Schmerzen und täglichen Leiden nicht. Sey also heiter, liebe Seele, damit ich eine frohe Sonne in der Welt habe, an der ich mich noch erquickte; denn des Himmels gütige Sonne, sein Mond und seine Wolfengebilde, die ich so gern betrachtete, gehn dies Jahr für mich verloren. Ich weiß nicht, ob ein Tag oder eine Nacht ist, weil Beide mir keine Kraft zum Denken und Fühlen übrig lassen; aber ich vergesse mich, ich wollte ja nur wenig schreiben, und Dir nur das Beste sagen, dieses ist, daß ich merkliche Schritte zur Besserung mache. Meine Natur ist vortrefflich. Wäre ich nicht gewaltsam so heruntergerissen worden, ich lebte über hundert Jahr. Mein Leib ist nicht mehr so stark, er ist über die Hälfte geschwunden; ich kann wieder auf beiden Seiten liegen. Der Geschwulst an den Füßen ist rein weg, und ich kann von Zeit zu Zeit eine Weile lang am Fenster stehen, nur gehen und sitzen kann ich durchaus nicht,

hoffe aber, es werde sich auch mit der Zeit finden. Uebrigens bin ich völig abgezehrt, werde Tag und Nacht vom Husten geplagt, alles, was ich genieße, muß ich mit Schmerzen und Spannung abbüßen, daher ich mich vor allem Genuß fürchte, und doch esse ich gern und habe ziemlichen Appetit. Kurz, wenn der Abend erscheint, so muß ich von jedem Tage sagen: es war ein elender Tag, nur die Freundschaft noch durchwebt ihn mit Linderungen. Denke Dir, die theuren beiden Knevels redeten mir zu, den König um eine monatliche Hilfe zu bitten. München selbst schrieb den Brief in's Reine; denn ich selbst war es nicht im Stande. Er. Majestät beantworteten die Supplik mit einem Huldgeschenk von 20 Friedrichsd'or, nachdem Er einige Tage zuvor durch die Vordersprache unserer himmlischen Berg mir 2 Friedrichsd'or und die Königin eben so viel gesendet hatte. Sieh! wie reich ich nun auf einmal bin, aber das Besuch auf monatliche Unterstützung ist mir abgeschlagen, weil jezt kein Fonds vorhanden sey. Indes ist das Geschenk ein so schöner Beweis von des Königs mildem Herzen, den ihm der große König nicht gleich gethan hätte. Freue Dich nun, liebes Kind, Deine Mutter ist auf lange, lange Zeit vor Mangel gedeckt, und das durch solche Personen, ein König, eine Königin, eine von

Berg und die unübertrefflichen Knebel, die sich herzlich freuen; aber es kann noch besser kommen.

Lebe wohl, Theuerste! Wie sehne ich mich nach Nachrichten von Dir! So sehne ich mich nach meiner Gesundheit nicht; denn was hilft sie mir, wenn Kummer um Dich sie wieder zerrüttet?

Berlin, den 4. Septbr. 1802.

### Meine Geliebte!

Endlich habe ich doch einmal Nachricht von Dir erhalten, in zwei Briefen, datirt vom 16ten Juli und 1sten August. Es beruhigt mich ungemein, daß ich Dich über meine Lage beruhigter weiß, und daß Du auf meinen Tod gefaßt bist. Ich werde täglich schwächer, und kann mir allein nicht mehr aufhelfen. Mit der innigsten Sehnsucht sehe ich meinem Tod entgegen. Ach! für das, was ich ausstehen muß, kommt er viel zu langsam. Du siehst, daß ich selbst nicht mehr schreiben kann, und vielleicht ist selbst dies der letzte Brief, den ich an Dich diktiere. Ich habe mir ein paar saure Tage gemacht, und durch Diktiren alles in Ordnung gebracht, was zu meinem Nachlaß und zu meiner Beerdigung gehört, so, daß ihr beiden Kinder nicht die geringste Unruhe durch mein Absterben haben werdet; vorzüglich habe ich

zur Befreiung der Kosten, welche bei einem solchen Fall erfordert werden, die bewußten 20 Stück Friedrichsd'or deponirt.

Nun zu Deinen Angelegenheiten, Liebes Kind. Deine Nachrichten von allem, was Dir begegnet, haben etwas Angenehmes und Erfreuliches, und ich wünsche, daß Deinem Leben die Rosenfarbe solcher Erscheinungen nie verlösche. Besonders ergötzt mich das neue Freundschaftsbündniß, welches Du geschlossen hast, und welches Dich so glücklich zu machen scheint; allein auf der andern Seite bin ich doch nicht ganz ruhig dabei, Du hast ein zu gutes Vertrauen zu allen Menschen, und besonders pflegt die Liebe ein blindes Zutrauen mit sich zu führen; ich fürchte, daß, wie es allen jungen Herzen geht, Du den Kern für die Schale hingeben wirst. Du fällst ein sehr freundliches Urtheil über Deinen erwählten Freund; allein was ist er? welche Geschäfte treibt er? in welchem Amte steht er? und welche Aussichten hat er, um sich künftig familienmäßig zu etabliren? — Auf diese äußerst wichtigen Fragen bitte ich mir von Dir augenblicklich die bestimmtesten Antworten aus, ich würde sonst Deinetwegen sehr unruhig aus der Welt gehen; denn ein Mann ohne Amt und Aktivität ist der gefährlichste Liebhaber, und so geschickt er auch

sey, so fehlt ihm doch das, was ihm erst eigentlich die öffentliche Achtung sichert. Ich habe weder die Kraft noch Gedanken, mich weiter darüber auszulassen. Du hast Verstand genug, um diesen meinen Winken reiflich nachzudenken. Du bist unglücklich genug, lasse nicht etwa die Liebe Dich noch unglücklicher machen. Du erwähnst, es könnte bis zur Schließung eures Bündnisses noch Jahre lang dauern: Jahre nähren, aber verzehren auch die Hoffnung, und wenn man nur glaubt, daß alle Umstände zusammentreffen werden, um uns zum Ziel unsrer Wünsche zu bringen, so sehen wir uns plöblich getäuscht, und das verlassene Herz hat nichts mehr zu hoffen, als eine trostlose Zukunft.

Von den Commissionen, die Du mir aufträgst, werde ich schwerlich noch eine besorgen können, da ich durchaus um diese Welt mich nicht mehr bekümmern kann; was mir aber möglich ist, will ich thun. Ueberdem habe ich gestern von Gleim Auftrag und Geld bekommen, um einen Leichenstein auf der Großmutter Grab zu besorgen, welchen er herschicken wird, und der mir viel Unruhe macht, indem ich von dergleichen Sachen gar keine Kenntniß habe.

Nun noch eins von Allem: Du willst Dich in Rüstung gegen meine Verfolger setzen; unter den

Lebenden habe ich keine mehr, sondern lauter seltsame, himmlische Freunde. Das kleine Geschmeiß wirst Du doch nicht des Fehbehandschuhs werth achten? Sie sind die Mücken und Fliegen, welche nie den Rechtschaffenen in Ruhe lassen, die man aber verachtet. Oder willst Du mit den Schatten kämpfen, die schon in Pluto's Reiche hausen? — Du kennst die Quelle alles meines Unglücks und meiner ausgestandenen Verfolgung, und gewiß hast Du ihr viel Gutes zu danken. Wo Du sonst noch etwa hindenken magst, daß mir Böses geschehen, da irrst Du überall. Ueberhaupt sind Dir alle wichtigen Umstände meines Lebens, wodurch es unglücklich geworden ist, völlig unbekannt; wie wolltest Du nun meinen Lebenslauf gehdrig schreiben und meine Feinde strafen, deren Handlungen wider mich Du nicht weißt? Alles, was Du in dem Fall thun kannst, ist: Dich auf das zu besinnen, was Du während Deines Daseyns an Unrecht gesehen hast, das mir widerfahren ist, und dagegen das Gute aufzustellen, was Du etwa in meinen täglichen Handlungen beobachtet hast. Dieses, liebes Kind, ist mein letzter Wille \*), dies

\*) Mein Werk: „Leben und Werke der Tochter der „Karschin, ein Denkmal kindlicher Liebe“, hat diesen Zweck zum Theil erfüllt. Der erste Theil dessel-

wird dann Deinem weiblichen Charakter keinen wilden Ausbruch geben, und als einfache Wahrheit in jedes Herz dringen.

Nun, Gottes Segen immer und immer über Dir, und die schöne Hoffnung künftigen herrlichen Wiedersehens sey Dein Trost! Lebe wohl, Lebe wohl! Dies werden meine letzten Worte für Dich seyn, die ich in treuester Liebe für Dich ersterbe,

Deine Mutter,  
C. L. v. Klendke.

Am 21. Sept. Nachmittags wurde die Dulderin von allen Leiden ohne Maaß durch einen herzlich ersehnten Tod befreit. Einsam, ohne ihre Kinder, mußte sie sterben, sie, welche ihre Mutter bis in den Tod liebevoll gepflegt und erquickt, sie, die treueste, redlichste Mutter, die nur für ihre Kinder gelebt hatte! — In ihren letzten Lebenswochen hatte sie von mancher edlen

ben: Fragment aus dem Leben meiner Mutter, und ein Roman: August und Julie, ist 1805 bei Willmanns in Frankfurt erschienen. Verschiedene Umstände machten es mir unmöglich, den zweiten Theil herauszugeben.

Freundin Hülfe und Pflege empfangen. Auguste v. Haake, Henriette und Minna von Knebel, Madame Bocquet, und vom Lande aus Fr. v. Heidebreck geb. v. Brand, Fr. Karoline von Berg geb. Gräfin v. Häfeler, nahmen sich iren und herzlich der Freundin an. — Segen über sie Alle! Und im Tode werde noch für die letzte Erquickung getröstet die edle Hofrätthin Schmidt geb. Schlüpmann, meiner Mutter Jugendfreundin, welche sie noch in den letzten Stunden erquickte und tröstete.

Diese edle Freundin, die eine hilfreiche Mutter der Armen und Kranken, von stiller reiner Tugend, und eine geprüfte Dulderin vor Gott ist, hat mir hier in Berlin, wo ich sie wieder fand, noch gesagt, wie meine gute Mutter sich in den letzten Stunden liebevoll mit meinem Andenken beschäftigt, und mich bis zum letzten Hauch gesegnet habe.

Zum Denkmal auf ihren Hügel hatte sie ein schwarzes hölzernes Kreuz gewünscht, in dessen Mitte sollte ein weißes Kreuz gemalt seyn, mit den Worten: Es drückt nicht mehr.

Kein Denkmal bezeichnet ihre einfache Gruft auf dem Luisenkirchhof gegen die Abendsonne und

die Pappeln hin. Ihr Denkmal sey der Segen, der ihren redlichen Bestrebungen zu Theil geworden.

Während der Leidenszeit meiner armen Mutter mußte ich ihr den Kummer verschweigen, den ich selbst im Hause Derjenigen erlitt, die mich durch die liebevollsten Verheißungen den Meinigen entrißen hatte. Die Verschwendungen ihres Pflegesohns setzten sie außer Stand gehörig für mich zu sorgen, und ich mußte das sehr schwer empfinden. Ich bemühte mich also ein anderes Unterkommen zu finden, womit Fr. v. Genlis, gestimmt durch ihre Umgebungen, völlig einverstanden war. In diesen Mauern hatte ich es zu herbe empfunden, was Abhängigkeit sey, als daß ich es hätte von neuem versuchen mögen. Es war damals eine Zeit des Friedens und des Wiederaufblühens aller geistigen Wirksamkeit. Durch den Herrn Joh. Gottf. Schweighäuser, meinen wackern Freund, den ich bei dem edlen Prediger der schwedischen Gesandtschaft, Herrn Gams, kennen gelernt, erfuhr ich, daß Cotta, dessen Antheil an der Beför-

derung vaterländischer literarischer Wirksamkeit stets Dank von uns verdienen wird, französische Miscellen herauszugeben wünschte. Herr Schweighäuser schlug ihm vor, mir die Redaction zu vertrauen, und Cotta schlug ein. Nun konnt' ich meiner Mutter schreiben, daß ich Arbeit und Brod habe, und Fr. v. Genlis verlassen würde. Zugleich schrieb ich ihr von der Aussicht, die sich mir eröffnete, eine glückliche Verbindung zu treffen. Da die Miscellen erst im Januar 1803 herauskommen sollten, hatte ich noch Muße, das Anerbieten eines würdigen Schweizers, des Grafen von Escherny, anzunehmen, zu meiner Erholung einige Monate auf seinem Landgut bei Versailles zuzubringen. Ich lebte hier, so besucht dies Haus war, größtentheils nur einem tiefen, trostlosen Schmerz, den die Freundschaft des edeln Grafen und seiner lebenswürdigen Hausgenossinnen vergebens zu zerstreuen suchten. Escherny war ein ächter Schweizer, im schönsten Sinn des Wortes. Er hatte mit Diderot und Rousseau in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden, war noch befeelt vom Gefühl einer bessern Zeit, die er in Frankreich hatte untergehen sehn. Er war Schrift-

steller und wissenschaftlich gebildeter Sprachkennner, hatte die berühmtesten Länder in Europa besucht, und war auch vortrefflicher Musiker. Nun, im siebenzigsten Jahre, blies er die Flöte zum Entzücken, und sang noch sehr ausdrucksvoll. Wöchentlich hatte er ein kleines Konzert. Sein Haus wurde von vielen Schönegeistern besucht, unter andern lernte ich dort Fanny Beauharnois kennen, die bekannte Schriftstellerin, eine Frau, deren Geist und Herz in seltnem Einklang standen. Ich besuchte sie von Zeit zu Zeit, und fand ihren Umgang sehr liebenswürdig. Sie ließ sich, nach der Weise jener Frauen von Geist, gern ein wenig mit Weisrauch umgeben, und da sie kein sehr glänzendes Haus hielt, und schon sehr alt war, so waren es nicht die Modeschriftsteller, die sie besuchten, sondern eine gewisse Parthet der mittelmäßigen Schönegeister fand sich bei ihr ein, die sie so freundlich war nicht zurück zu stoßen, und unter denen nur derjenige Genialität und Würze des Geistes besaß, dem außer dem Hause der Beauharnois wohl kein einziges sonst offen stand, Rétif de la Bretonne, der Verfasser des *Coeur humain dévoilé* oder *Monsieur Nicolas*, ein Buch, welches

Goethe's Beifall in hohem Grade erhalten hat. Wäre Rétif kein Franzose, und nicht so unglücklich gewesen, er hätte einer der ersten Schriftsteller seiner Zeit werden können. Er bedurfte nur sittlicher Würde, so würde die reine Gutmüthigkeit, der Feuergeist und das Talent dieses Mannes ihm allgemeine Verehrung gesichert haben. Seine *Paysanne pervertie*, ein Gegenstück zu *Marivaux's Paysan parvenu*, ist ein Werk, in welchem man keine Ahnung von der vollkommenen Verderbtheit des Verfassers findet. Es enthält, vornehmlich für Frankreich, treffliche Sittenlehren, und schreckt vom Laster zurück. Rétif war arm, gerieth in die Revolutionistenzirkel, denen es vornehmlich um Umwälzung aller Tugend und Sitte zu thun war. Hier ist der Ort nicht, von seinen beispiellosen Verirrungen zu sprechen, und seines Namens sey hier nur gedacht, um ihn zu beklagen.

Es kann nicht genug wiederholt werden, daß die liebevollsten Gaben des Himmels in des Sterblichen Händen ihm zum Verderben reichen müssen, wenn er mit dem Streben nach ihrer Vervollkommnung nicht das noch wärmere nach der höchsten sittlichen Würde vereinigt. Geist und

Talent sind die gefährlichsten Lockungen der Hölle, und können nur dann beglücken, wenn sie mit Bescheidenheit zur Ehre Gottes angewendet werden. Wie leicht vernachlässigt doch der arme Mensch, verblendet vom Beifall der Welt, die Sorge für die Veredlung seines Herzens, für die Ruhe seines Gewissens, und jagt nach dem Lustgebilde des Ruhmes, wähiend, er sey nahe daran das Höchste zu erringen — O nie genug zu beweinernde Bahn! O, Eitelkeit der Eitelkeiten! — — Möchten wir doch erst in uns einen festen Grund der Gottesfurcht, Herzensreinheit und Tugend legen, ehe wir nach Ruhm vor den Menschen streben!

Im Hause des Grafen von Escherny sah ich öfters den bekannten Boissy d'Anglas, den unermüdeten Schriftsteller Delille de Sales (nicht den Dichter), der in vielen siebenzig Bänden leeres Stroh gedroschen hat, den bekannten Mesnier, dessen Wesen einfach und anziehend war, und der die Harmonika zum Entzücken spielte, Graf Hippolit von Murat, den Verfasser des unsichtbaren Prinzen, eines beliebten Romans, und viele andere Schriftsteller, deren Namen ich vergessen habe. Ebenerrwähnter Graf

Murat war aus einer alten französischen Familie, und so wenig ich je den Adelsstolz geliebt, gefiel es mir doch sehr, daß er das vom General Murat unter der Hand ihm geschehene Anerbieten, sich zu seiner Familie zu bekennen (wodurch der ehemalige Küchenjunge sich geltend machen wollte, als sey er von gräflichem Geschlecht) mit einem Abscheu und einem Muth von sich wies, die seinem Herzen Ehre machen. Graf Murat war ein zurückgekehrter, damals armer Emigrant, hätte er Murats Anerbieten angenommen, so war sein Glück gemacht; damals schien Napoleons Gebäude auf ewigen Grundsäulen zu ruhen. Hippolit von Murat wußte nicht, daß er, indem er so rechtlich und muthig handelte, nicht blos den Grund zur Befestigung seiner Gewissensfreudigkeit, sondern auch den zu seinem künftigen Glücke legte; denn was wäre nun, nach dem Sturz aller damaligen Lieblinge Fortunens, aus ihm geworden, wenn er Anders gehandelt hätte? Möchte doch Jeder stets nur unbedüngt das Rechte ergreifen, wenn es gleich seinem äußern Glück scheinbar entgegen ist, das Rechte kann nur zum Glück führen!

Im Spätherbst begab ich mich in das Haus

des Buchhändlers Henrichs, wo ich fleißig an den Miscellen arbeitete, und viele Menschen sah, so daß eine Menge von Zerstreungen aller Art mich meinem heißen Schmerz um meine Mutter scheinbar entriß, indem sie ihn übertäubten. Ich ging Sonntags früh die Kollegia zu hören, die Fried. Schlegel über Poesie und Kunst las; ich traf dort viele Deutsche, deren Angedenken mir theuer bleibt: Carl Freiherr von Hardenberg, Neventlow und dessen lebenswürdige Gemalin, dessen Freund Herr v. Bülow, nachherigen Finanzminister, den Freiherrn v. Otterstädt, Hrn. Achim v. Arnim, den wackern Schweizer Muralt, den gelehrten Dänen Bersted, den verewigten Neihardt, den Professor Jagemann, unsern Wallenberg (Dr. Meyer), der in Torgau, ein treuer Arzt unsrer Verwundeten und Kranken, am Nervenfieber starb, nachdem er auf dem Todbett noch das eiserne Kreuz empfangen, und viele andere wackere Männer mehr. Die Zeit ruhte damals in dumpfer Gewitterstille, welche uns ruhige, schwüle, milde Luft zu seyn schien, die wir ohne Bangheit einathmeten. Uns Allen, die in jenem Saal, mitten in Frankreich, ein

heiteres Streben nach Belehrung, und nach dem Genuß der Schönheiten deutscher Poesie vereinigte, ahnete nicht, welcher furchtbare Ernst des Lebens über uns kommen würde, und daß es Manchem von uns vergönnt seyn würde, das Höchste zu erreichen.

Bei dem Umgang mit Friedrich Schlegel erschloß sich mir eine neue, überraschend reiche und lebensvolle Welt von Begriffen, Bildern und Gedanken. Ich war in stiller Einsamkeit von meiner Mutter erzogen, nachher plötzlich in die Kartenwelt der Theezirkel und in die Frivolität der Pickenicks in Berlin versetzt worden, wo von keinem ernstern und mühsamen, künstlerischen Streben die Rede seyn konnte. Durch meine zu frühe Heirath und nachheriges trübes Schicksal, war ich der freundlich belehrenden Einwirkung entzogen, welche der Umgang mit meinen gebildeten Jugendfreundinnen auf mich hätte haben können. Dann kam ich zur Frau v. Genlis, welche in ihren literarischen Bestrebungen die Gränze des Gewöhnlichen nie überschritten hat, und welche sich mit mir nur bemühte, um mir das Französische gründlich zu lehren. In der Treuherzigkeit meiner Eitelkeit und in der

Selbstgenügsamkeit eines Dünkels, den ich nicht entschuldigen will, hatte ich die Redaction der französischen Miscellen übernommen, deren drittes Heft schon die Farbe der neuen Eindrücke trug, die ich empfangen, die aber noch völlig unklar und verworren in mir lagen. Ich hatte im Vorwort des Ersten Heftes der französischen Miscellen gesagt: wir bedürften weder der Erfindung noch des spöttelnden Witzes, um unser Werk zu beleben. Daraus machte Friedrich Schlegel den Scherz, daß ich hiermit feierlich dem Witz und der Poesie abgesagt hätte. Dies verletzte mich tief, aber es gab mir Licht. Ich ging mit Schlegel und seiner geistreichen Frau fleißig auf die Gallerie der Gemälde, und sah bald ein, wie Unrecht ich gethan, Guerin's theatralischen farblosen Hippolyt zu einem Meisterstück zu erheben. Ich lebte nun, fast wie ein unabhängiger Mann, ohne häusliche Pflichten, ohne Angehörige, ohne wahre Freunde, ganz der Poesie, der Kunst, den Anschauungen ohne Zahl, welches das damals höchst lebendige, blühende, heitre Paris darbot, und wenn ich an irgend eine Zeit meines Lebens mit heißem Schmerz über die in Nichtigkeiten und Wahn

verschmerzten Tage zurückdenke, so ist es an jenes Jahr, wo meine wissenschaftliche und poetische Ausbildung so einseitig betrieben wurde, und wo ich so falsche Lebensansichten gewann. Ich vermeinte, stets nur der Poesie leben zu müssen, nie Gattin und Mutter werden zu sollen, weil die Ausübung häuslicher Pflichten mir drückend und gemein erschien. Ich stand dicht am Abgrund — wie wunderbar die Vaterhand Gottes mich durch Leiden errettet hat, auf welchen dunkeln und verschlungenen Pfaden mich der Allmächtige zur Erkenntniß des Rechts geführt, dazu fehlet mir in diesen Blättern Raum, und meinem Herzen gebricht es noch an Kraft, es auszusprechen.

Eine heilsame Einwirkung auf mein Gemüth hatte der Umgang mit der liebenswürdigen, edlen Juliette Nécamiér, mit ihrer herrlichen Freundin Annette de Gérando, mit Camille Jordan, und einigen andern wackern Leuten. Madame Nécamiér, der wegen ihrer Schönheit Vielberühmten, ist von einigen Menschen nicht völlige Gerechtigkeit wiederfahren, weil sie, die fast noch ein Kind war, ganz mit der Welt unbekannt, durch ihre Verbindung mit dem reichen

Banquier Nécamier sogleich in glänzende Verhältnisse kam, und in den Strudel der großen Welt im üppigen Paris hineingerissen wurde. Der himmlische Vater wollte nicht, daß so viel Schönheit, Unmuth, Gutmüthigkeit und Sittsamkeit, als in Julietten vereinigt lag, zu Grunde ginge. Sie blieb rein und gut, und bildete sich, durch den Einfluß ächter tugendhafter Freunde und Freundinnen, zu einem Musterbild der Frömmigkeit, Herzensgüte, des Edelmuths und strenger Sittenreinheit aus. War sie in den Tagen ihres Glanzes, wenn gleich rechtschaffen und keusch, dennoch weltlich und etwas ettel, so zeigte sie sich hingegen im Unglück groß, und ging mit Glanz, als eine wahre Christin, aus vielen und schweren Prüfungen hervor.

Während ich so ganz der Kunst lebte, studierte ich Italiensisch, späterhin Englisch und Spanisch. Der Umgang mit Hrn. von Chezy, den ich bei Friedrich Schlegel kennen gelernt, weckte in mir die Lust, aus der Quelle der Dichtungen des Orients, die zugleich der Urquell aller europäischen Poesie ist, zu schöpfen, ich fing das Persische an, doch die Pflichten der Frau und Hausmutter zogen mich bald von diesem Stur-

dium ab. Ich hatte die Herausgabe der französischen Miscellen Herrn Schweighäuser übergeben, lieferte blos einzelne Aufsätze in diese, in Vertuchs und andre Zeitschriften, und beschäftigte nach mit mehreren französischen Arbeiten. Ich gab unter andern eine Nekrologie meines Freundes Chodowiecky, und eine des berühmten Fernow in Millin's Journal encyclopédique, redigirte späterhin die Zeitschrift Thaliet et Melpomène, und nahm noch an einigen Arbeiten des Herrn Silvestre de Sacy Antheil. Sodann gab ich mein Werk: Kunst und Leben in Paris heraus, welches Napoleon 1811 in Paris bei den deutschen Buchhändlern auffuchen und prohibiren ließ.

Meine Unbekanntschaft mit den Namen der südlichen Formen, und meine Leichtigkeit, mich in eine jede hinein zu schmiegen, war Ursach, daß ich mein erstes Sonnet und meine ersten Stanzas und Terzinen dichtete, ohne zu wissen, daß dies Formen wären, die von der Schule geschätzt wurden, und welche damals noch ihre Schwierigkeiten hatten, über die man seitdem ganz gemächlich hinwegsprang. In den göttlichen Gedichten der Clotilde fand ich die Verse

der Justine de Lévis an den schlafenden Louis de Puytendre, die mich ihrer Zartheit wegen erfreuten, und die ich, ganz unwillkürlich, in die Form eines Sonnets brachte, welches ich sogleich Dorotheen Schlegel zeigte. Ganz vergnügt sagte mir diese: „Ey Helmina, Du hast ja ein Sonnet gemacht!“ — Ein andermal wollte ich den Wahnsinn eines unglücklichen provençalischen Mädchens, die vor dem Apollo von Belvedere den Verstand verlor, schildern, und ergriff sogleich die Form, in der ich eben etwas gelesen hatte. Ich zeigte die Verse Friedrich Schlegel's, der überrascht und freudig ausrief: das sind ja Terzinen, recht schöne Terzinen! Ich klagte ihm, daß ich sie nicht weiter fertig machen könnte. „Ey,“ sagte Friedrich Schlegel, „das sind ja eine ganze Menge, seyn Sie doch zufrieden, unser Einer ist froh, wenn er eine Seite Terzinen herunter hat!“ Kurz darauf empfing ich ein Gedicht von Achim von Arnim, ungefähr fünf- undzwanzig Stanzas, in denen er mich bat, die Gedichte von Clotilde de Surville zu verteutschen. Ich las dies anmuthige Gedicht mit einer Freude und einer Behaglichkeit, durch welche mir die Form sogleich eigen wurde; ich antwortete in dem:

demselben Sylbenmaas, und als ich es Friedrich Schlegeln zeigte, ersah ich gleichfalls die Neuigkeit, daß ich Stanzas, und zwar gute gemacht hätte. So waren mir denn ohne Vorsatz und Studium drei Formen geläufig geworden, die, nach den damaligen Begriffen, das Höchste erreichten. Ich übte mich nun fleißig, besonders im Nachbilden alt französischer Poesieen, und auf Friedr. Schlegels Bitte übersetzte ich für seine „romantische Dichtungen aus dem Mittelalter“ die Geschichte der Furlanthe von Savoyen, und half seiner Frau den Merlin übersetzen. Für den Buchhändler Wilmans übersetzte ich die Herzogin v. la Valiere, von Frau v. Genlis; Dorothea Schlegel übernahm den zweiten Theil. Frau v. Krüdener lebte damals mit ihrem Sohn und ihrer Tochter in Paris. Sie besuchte die glänzendsten Cirkel, sah die ersten Gelehrten und Dichter bei sich, und lebte so recht der feinen Welt und ihren rauschenden Freuden; ihr ganzer Ehrgeiz ging damals dahin, den Roman Valerie, den sie eben vollendete, zu einem recht klassischen Werke zu machen. Dorothea Schlegel und ich bekamen diesen Roman im Manuscript und übersetzten ihn für die Verfasserin; ich zweifelte,

Daß diese Übersetzung je gedruckt worden ist; mit war der zweyte Band übertragen, und ich gestehe, daß ich etwas zu willkürlich damit umging. Dorothea's Arbeit hingegen war treu und ganz vortrefflich, das Werk nahm sich verdeutscht erst recht eigenthümlich aus, so anmuthig und wahrhaft edel und zart die Sprache darin in seiner französischen Gestalt ist. Ich sahe Frau v. Krüdener oft, ich fand sie etwas zu ängstlich besorgt für die Ausbreitung ihres Romans, etwas zu begierig, die Huldigungen einzusammeln und zu verbreiten, welche ihr dieses Werkes wegen vielfach zuströmten. Sie war stets eine feurige Seele, die, was sie einmal bezweckte, mit voller Kraft umfaßte. Sie hoffte vom Einfluß der Valérie eine vollkommene Sittenverbesserung für die französische feine Welt. Allerdings hätte diese einer Sittenverbesserung bedurft. Frau v. Krüdener war gegen Alle, die sie kannten, die Güte, die Theilnahme selbst, und im Umgang die liebenswürdigste und geistvollste Frau. Als ich sie, die ich 1802 in Paris mit Schriftstellerrei beschäftigte, und im reichen Glitterglanz weltlichen Treibens gefunden hatte, 1814 in Karlsruhe wieder antraf, im schlichten schwarzen Überrock, mit ge-

scheiteltem Haar, von Armen umgeben, von redlichem, damals noch gemäßigtem Eifer für das Wort Gottes erfüllt; und wie sie nun jedes andere Streben und geistige Ausbilden für nichtig erklärte: da freute ich mich innig, daß ein so gutes Herz den rechten Weg gefunden, daß eine so seltne, reiche Kraft nun ihren rechten Brennpunkt habe. Die Bestrebungen der Frau von Krüdener, die in der großen Welt gelebt hatte, waren stets auf ein höheres Ziel gerichtet gewesen, welches sie damals auf dem Wege erreichen zu können glaubte, den sie einschlug. Da sie ihren Irrthum eingesehen hatte, betrat sie muthig die entgegengesetzte Bahn, und mag sich auch die Stimme der Gemeinheit gegen sie erheben, sie hat gewiß viel Gutes gestiftet!

Als 1814 in Heidelberg Straßenräuber und Mörder gefangen saßen, ging Frau von Krüdener mit einem Erbauungsbuche in den Thurm, und suchte die gefangenen Elenden noch vor dem Tode mit dem Trost göttlicher Lehre zu erquickten. Sie wollte den verworfenen Sündern, welche noch jung waren, und schon einem nahen, schmachlichen Tode entgegen saßen, die Aussicht in ein besseres Daseyn eröffnen, sie wollte in ihren

Herzen Neue erwecken, weil Neue bei Gott Erbarmen findet. Diese Verbrecher waren verlassenen, ein Gegenstand des Abscheu's; mußte es sie nicht rühren, daß eine edle Frau sie besuchte, um zu trösten, ihre Seele von Todesangst zu befreien, ihren Muth zu erheben? Gemeine Seelen haben diese That gerügt und verhöhnt, unbefangene und gottesfürchtige sahen etwas Erhabenes und Großmüthiges in diesem Schritt, der, so hoffen wir, nicht ohne Segen geblieben ist. — Und hat sich nicht seit einiger Zeit in London ein Verein gebildet, die gefangenen Weiber und Kinder in Newgate mit den Tröstungen der Religion, mit Unterricht und heilsamen Beschäftigungen zu erquickten? Diesem Verein hat sich eine edle fromme Frau angeschlossen, welche im Gebäude selbst wohnt, und sich den wichtigen und herrlichen Beruf, diese gemeinen, von der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßnen Geschöpfe, anhaltend zu belehren, zu versorgen, zu erleuchten, gewidmet hat. Kapitalien werden zum Ankauf des Nothwendigen verwendet, die zahlreichen Mitglieder des edlen Vereins besuchen abwechselnd täglich das Gefängniß, und bringen Lehren, Hülfe und Trost in den Aufenthalt des

Jammers und der Verworfenheit. Bereits ist der sittliche Einfluß dieses Unternehmens sichtbar; lich groß und erfreulich. Die Elenden, einst so verblendeten Wesen sind für die Tröstungen der Religion empfänglich geworden, sind zum Gefühl eines bessern Daseyns gelangt; sie streben eifrig nach dem Guten, betragen sich sittsam, und arbeiten sauber und fleißig. Dies herrliche Beispiel, welches ein edler Verein in London giebt, sollte allgemeine Nachfolge finden. Ist es nicht der Bessern Pflicht, sich der bejammerwürdigen Opfer der Verblendung und des bösen Beispiels, der verirrtten Mitbrüder anzunehmen? Kann der sittlich gute Mensch dem Himmel genug dafür danken, daß er nicht ist, wie diese, und kann er diese Dankbarkeit schöner bethätigen, als durch die Vorsorge für seine unglücklichen, verirrtten Mitbrüder? Der ehrwürdige Wohlthätigkeitsverein in Berlin (und ohne Zweifel noch mancher andre Verein) sorgt auf das eifrigste für die sittliche Verbesserung der Armen, die seiner Milde theilhaftig werden; dies ist schon ein Schritt nach jenem Ziele hin. Man weiß, daß die Unglücklichen, welche das Zuchthaus verlassen, dort tückischer und schändlicher geworden

sind, als eh sie hinein kamen! — Woran liegt das? — und sollen wir uns in dieser Hinsicht von einer Nation beschämen lassen, die, so edel als wir sie kennen, doch gewiß nicht über uns steht!

Die genaue Darstellung der vielfachen Erinnerungen meines Lebens würde mich in diesen flüchtigen Umrissen zu weit führen. Manches läßt sich aus Rücksichten für verehrte Freunde nicht berühren; eine bloße Namenliste der vielen berühmten Gelehrten und Künstler, die ich in Paris gekannt, wo sie sich von allen Punkten Europa's her einfanden, würde nur ermüdend seyn, wenn ich gleich die Freude haben könnte, bei der Erwähnung der Meisten unter ihnen hinzufügen zu dürfen, daß sie mir als Menschen noch theurer und anziehender waren, als in Hinsicht auf ihren Ruhm. Gérard, den Maler, sah ich oft, der ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter ist; ich weiß auffer seinem herrlichen Talent von ihm zu rühmen, daß er das Ehrenkreuz ausschlug, das Napoleon ihm geben wollte. Denon verdanke ich den ungehinderten Anblick des Museums zu jeder Stunde, und den Genuß, die Statuen bei Fackelschein zu sehen. Ich war da-

mals (1802, 1803) von Buonaparte sehr eingenommen, und machte ihm ein Sonnet, welches ich ihm aber nicht erst zuschickte; ich wollte auch seine Thaten in einem epischen Gedicht feiern, aber ich war eben so getäuscht in meinen Erwartungen von meinem Talent zur Epopöe, als von dem Verdienst meines Helden, und am Tage, wo Enghien fiel, zerriß ich meine Stenzen, mit denen ich mir nicht wenig gewußt hatte:

Es irrt der Mensch, so lang' er strebt. —

Das Sonnet ist mir nachher oft zum Vorwurf gemacht worden, weil es in meinen Gedichten steht; ich habe doch noch so manches Andre darin, welches mit dem Gedicht in keinem Zusammenhang steht, so viele Andeutungen einer Hoffnung zu Deutschlands Befreiung!

„D, wenn ich hier in bden Mauern  
Verweilend sinn', im bangen Trauern,  
Wo noch der alten Größe Bild,  
Aus Trümmern auf mich schaut so mild,  
Wo üppig sich der Epheu webt,  
Dort, wo das Bild der Fürsten lebt,  
Die einst von dieser stolzen Höhe  
Ganz Deutschland hochbeglückt geseht,  
Dann blühet unter heißen Schmerzen

Noch neue Hoffnung auf im Herzen,  
 Dann ist's, als sey in Gottes Hand  
 Vergangenheit der Zukunft Pfand:  
 Der Phönix wird nach Todeswehen  
 Aus seiner Asche auferstehen!//  
 (Siehe, alte und neue Zeit, in meinen Gedichten.)

Noch aus vielen andern meiner Gedichte in dieser Sammlung spricht weissagende Ahnung aus tiefem Schmerz, und ist der Phönix denn nicht auferstanden? — Jenes Sonnet war ein Freipaß für meine Sammlung, ja, für meine Person; denn ich hätte so gut können aufgehoben werden, wie 1811 mein Werk: Kunst und Leben in Paris! Der deutlichste Beweis, daß ich durch Aufnahme dieses Sonnets nur Sicherheit, nicht eine elende Schmeichelei bezweckte, ist der notorische Umstand, daß ich die beste Gelegenheit hatte, meine Sammlung durch den Fürsten Primas an Napoleon, oder an Marie Louise, kaiserl. Hoheit, zu senden, und daß diese Sendung hinreichend gewesen wäre, mir den Weg zum Glück zu bahnen; denn Napoleon fühlte sich sehr geschmeichelt, wenn ihm deutsche Dichter huldigten. Ich that das nicht, unverkennbar ist es, daß ich zu redlich und stolz war,

mein Glück dem Tyrannen danken zu wollen, den ich laut verabscheute, so daß mich Freunde baten, vorsichtiger in meinen Neben zu seyn.

In der Neujahrsnacht 1803 drückte mich das Gewicht aller trüben Erinnerungen meines Lebens, so daß ich die Feier dieser Nacht mit heißen Thränen beging. Vor Allem schmerzte es mich, daß mir in so früher Jugend, durch die Verstimmlung, welche zwischen der Großmutter und Tante väterlicher Seite und meiner Mutter herrschte, mein Vater entrisen wurde, der, so wie meine gute Mutter, an dieser Trennung unschuldig war. Nach einigen rührenden Briefen, die ich noch besitze; die mein Vater seiner gekränkten Gemalin geschrieben hatte, um ihre Liebe und Verzeihung wieder zu gewinnen, und welche sie mit standhafter Weigerung beantwortete; weil Freunde die Stegung ihres liebevollen Herzens durch überflügen Rath hemmten; hatte mein Vater, schmerzlich und unheilbar gekränkt, nicht wieder von sich hören lassen. Da im Kriege 1797 viele Offiziere, die denselben Namen trugen, den Tod gefunden hätten, glaubte meine Mutter, daß auch mein Vater unter den Gebliebenen sey. Sie hielt sich nun für eine Wittwe,

und ich war im Ernst eine Waise. Oft schon in meiner Kindheit hatte ich dies entsetzliche Geschick beweint; denn man ergiebt sich viel leichter in Gottes Willen, wenn uns der Tod einen Vatten, einen Vater, oder sonst einen unserer geliebtesten Angehörigen entreißt, als wenn die Bosheit der Menschen uns des theuersten Gutes beraubt. Nunmehr war ich im fremden Lande, so ganz ohne Stütze und Trost, und dachte mir in jener Nacht, mein Vater könne doch wohl noch leben, aber vielleicht eben sterbend nach mir verlangen. Dies Bild, welches meine Einbildungskraft wie in das Leben rief, ängstigte mich fürchterlich. Ich fand nach einem langen Gebet Hoffnung und Muth, und schrieb in jener Nacht eine kindliche Bitte auf, die ich meinem würdigen Freunde, Pastor Gambs, andern Tages zur Beförderung in die Hamburger Zeitung brachte. Nunmehr kam Ruhe über mich, und drei Wochen später erhielt ich von der Post einen liebevollen Brief meines Vaters, der, nachdem er den Abschied aus Dänischen Diensten genommen, sich eben in Hamburg befand und meinen Aufruf gelesen hatte. Ich sollte zu ihm kommen; allein die Aussicht, in Frankreich eine glück-

liche Ehe zu schließen, hielt mich davon ab. Mein Entzücken, mein Dank zu Gott war unbeschreiblich. Ich war den Tag freudematt, und segnete die Schmerzen jener Nacht, welche so süße Frucht getragen hatten.

Ich habe schon erwähnt, daß die Pflichten der Hausfrau und Mutter, die ich mir bewußt bin, redlich und mit der höchsten Anstrengung erfüllt zu haben, mich vom Studium des Pöfischen abhielten. Meine Verhältnisse machten noch immer Arbeiten notwendig, welche ich selbst im Wochenbett nicht versäumte. Der Morgenstern fand mich oft noch am Schreibtisch, während mein Wilhelm, an meiner Brust schlummernd, Nahrung sog. Was ich in jener Zeit gestrebt und geduldet, das weiß nur Gott.

Im Frühjahr 1807 mußte meine Schwiegermutter ihre freundliche Wohnung im Hotel du Chatelet, welche sie mit uns theilte, verlassen, und im Palais Bourbon eine von fünf Zimmern beziehen, von denen zwei, hoch und geräumig, natürlich ihr gegeben wurden, die drei oberhalb, Entresols, die nicht sechstehalb Fuß hoch waren, und kleine Fenster hatten, wurden mir und meinem Mann zu Theil. Hier besuchte mich

im August der verewigte Herzog Franz von Dessau, der blühende hohe Greis mit dem jugendlich lebenskräftigen Geiste und Gemüthe. Ich sehe ihn noch, wie er sich in den dumpfen, niedrigen Stuben bücken mußte, ich höre ihn noch in seiner Treuherzigkeit und geistvollen Gemüthlichkeit. Jene Stunden sind mir unvergeßlich. Er sprach viel von Napoleon und dessen Mordsucht, die ihn dahin brächte, daß er oft allerhand Vieh zusammentreiben ließ und darunter schösse, bis alles hinstürzte; auch erzählte mir der edle Greis mit glühendem Unwillen, daß er durch seine Verwendung es nur mit Mühe erreicht hätte, daß zwei Männer, wegen eines geringen Vergehens, auf Napoleons Befehl nicht todgeschossen wurden. Ich nannte Napoleon den Bürgengel, worüber der Herzog lächeln mußte. Wenn ich die Jagd nicht so liebte, und kein rechter Waldmann wäre, sagte der Herzog lachend, ich glaube er hätte mich mediatisirt. Der erhabene Fürst rühmte mit Wärme Matthissons Anhänglichkeit an seiner Gemalin und dessen schönes Talent. Nachdem er einige Zeit in meinem Zimmer zugebracht, und meinen schlafenden Wilhelm mit einem Kuß gesegnet hatte, durfte ich ihn

auf die wahrhaft köstliche Bibliothek des Corps Legislatif führen, welche sich damals im Pallast Bourbon befand, und vorzüglich an Schriften für das Studium orientalischer Literatur sehr reich war; der Herzog sahe dort mit vielem Antheil die Schätze, welche sie enthielt, und sprach mit der ihm so eignen Sachkenntniß über jeden Gegenstand. Dann verließ mich der herrliche Fürst, und bat mich recht angelegentlich, ihn in Dessau auf lange Zeit zu besuchen. Ich hoffte darauf, und schrieb ihm oft, und auch noch am 9. August 1817 Abends um sieben, um den Brief meinem Freund, Dr. Wilhelm Müller, der auf der Reise nach Griechenland und Egypten seine Vaterstadt Dessau noch besuchte, mitzugeben. Da erhielt ich wenige Tage nachher den Brief zurück, und erfuhr, daß ich dem Herzog in seiner Todesstunde geschrieben hatte. — Segen über die Gruft des deutschen Fürsten, der, von ächtem Sinn für das Schöne und Gute beseelt, sein Land zu einem blühenden Garten umgeschaffen hatte, ein hilfreicher Vater und Freund seiner Unterthanen war, der in seinem Gebiete die Fortschritte der Wissenschaften und Künste beförderte, die Talente, welche dort aufblühten,

schäfte und aufmunterte, und auch nach Auson hin viele Zeichen seiner Großmuth, und seiner Liebe des Schönen dem wahren Verdienste reichete! Er und seine verklärte Gattin hatten manche Rose auf den Lebenspfad meiner verewigten Großmutter gestreut. — Franz von Dessau war auch einer der Ersten, welcher bei dem Wiederaufleben des Geschmacks und des Sinnes für alteutsche Kunst kräftig mitwirkte. Noch einmal, Segen über seine Gruft, und seinem Andenken Deutschlands ewige Liebe!

Im Frühjahr 1807 hatte ich Wilh. Schlegel kennen lernen, dessen liebereiches Zureden und nur zu freundliches Lob meiner bisheriger Bestrebungen, auf kurze Zeit wieder Leben in meinen Geist hauchte, der unter manchem Leid gebeugt war. Ich brachte sehr angenehme Stunden mit ihm, seinem Bruder, mit Herrn Geheimrath von Strahl aus Homburg v. d. H., mit Koeff, dem verewigten Dr. Klünger, und meiner geliebten Therese von Winkel zu, deren Aufenthalt in Paris mir schon seit zwei Jahren zum Trost gereichte, da ihre liebevolle Sorgfalt, mir Erheiterung zu verschaffen, bei ihrem himmlischen Talent zur Musik und

Malerei und ihrer eigenthümlichen Liebenswürdigkeit, ihren Zweck nicht verfehlen konnte. Im Hause dieser Freundin, welches ich mit meinem Manne jeden Sonnabend regelmäßig besuchte, fand ich viel ausgezeichnete Geister unsrer Zeit, unter denen ich mich Deykensschlägers, der uns treulich jedes seiner köstlichen Werke nach der Vollendung vorlas, und dessen Jugendfeuer Blume an Blume in kurzer Zeit erblühen ließ, so wie des Dr. Koes, der unter Griechenlands schönem Himmel in ein besseres Daseyn früh hinüberging, und dessen Freundes Dr. Bronsted noch vorzüglich erinnere.

Der Winter 1808 verging langsam, von wenigen Besuchen deutscher Freunde erheitert, Ende Januars genas ich glücklich meines kleinen Max, mein ältester Sohn kränkelte sehr, und Dr. Harbauers Kunst und Sorgfalt, späterhin Dr. Koeffs Bemühungen, verdanke ich seine Lebenshaltung, um die ich in tausendfacher Angst mehrere Jahre lang schwebte. Die unreine Luft in unsrer verdampften Wohnung hatte auch meine Gesundheit sehr angegriffen, und meine beiden Kinder litten sehr. Schmerzhafte, häusliche Verhältnisse, und die Lieblosigkeit einiger Mitglieder

der Familie meines Mannes beugten mich so tief, daß ich fast zum Denken keine Kraft mehr hatte. Ich brachte meine Tage und oft die Nächte in Thränen zu, und hätte mir auf das innigste den Tod gewünscht, wären dann meine Kinder nicht mutterlos gewesen. Es war uns nothwendig, daß ich viel schrieb, weil der Ertrag meine häuslichen Umstände verbesserte, und weil Bercuch mir mehr als Einmal in seinen Briefen sagte: hätten Sie doch tausend Hände zum Schreiben! Doch, wenn ich schreiben wollte, und das weiße Blatt vor mir lag, fühlte ich mit Entsetzen meinen Kopf so leer wie das Blatt, und keine Kraft in mir, als zu Thränen. Wollt ich mit den Kindern ausgehen, so hatt ich keine Ausflucht als die steifen Thuleriesen, und die bestaubten Champs Elysées. Mein Mann war von seinem Studium des Jüdischen dergestalt hingenommen, daß er nun an nichts anderm auf der Welt noch Antheil nahm, und allenfalls mit seinen Manuskripten in eine thebaische Wüste gegangen wäre. Der schöne, heitre Frühling mit seinen Blüten und Düften weckte in mir nur eine tiefere Trübnis. So fremd und einsam war ich in dem Lande, wo ich doch häuslich an-

gefestelt war. — Einer Freundin, der ich viel Trost und Hilfe seit einigen Jahren verdankte, habe ich noch nicht erwähnt, meiner unvergeßlichen Elise L. gebornen v. B., der Dulderin, die als fromme Christin, als zärtliche, sorgsame Mutter ihrer Töchter, und als meine mütterliche Freundin, mir bis in den Tod theuer seyn wird. Diese zu besuchen, hinderte mich mit dem saugenden Kinde die weite Entlegenheit ihrer Wohnung; meine liebe Therese v. Winkel lebte nur auch nur ganz der Kunst, und höchst einsam, auch wohnte sie mir zu weit; alle freundlichen Verhältnisse waren durch Entfernung aufgelöst, ich war dem Schmerz allein vom Schicksal übergeben. Um mich her nur Verstimmung und Kummer, und in der schönen Sommerzeit nur die von den endlosen Steinmassen der Gebäude zurückprallende Hitze einer verpesteten Luft, und der in Wolken aufsteigende Staub zermalnter Steine des weißen Erdbodens. Die Wipfel senkten die staubbeladenen Blätter nieder, keine Blume blühte auf dem versenkten Rasen, das ganze Ufer der Seine wiederhallte von den Klöpfeln der Wäscherinnen, die das Weißzeug zermalnten, um es zu reinigen; ein unablässiges verworrenes Ge-

Schrei der Verkäufer erfüllte die Straßen, und, wie uns in einer schmerzlichen Lage alle unangenehme Eindrücke von Außen peinlicher fühlbar werden, empfand ich nun erst recht, wie traurig, ekelhaft und trostlos die sogenannte Hauptstadt der Welt für ein deutsches Gemüth sey. Ich sehnte mich in das Grüne, in das Freie, ich schloß die Augen und sah Wasser und Wiesen, glaubte nie dahin zu gelangen, und sehnte mich bis zum Sterben nach reiner Luft. Schon lange hatte ich mich nicht mehr entschließen können, unten bei meiner Schwiegermutter zu Tisch zu gehn, und verzehrte mein kleines Mahl allein, dessen reichlichste Würze meine Thränen waren; da trat ein neues Mißverständnis ein, aus welchem für mich der Muth hervorging, meinen Mann um Erlaubniß zu bitten mit meinen Kindern das Land beziehen zu dürfen. Dies wurde mir zugestanden; wir suchten eine Wohnung in Chailot und Passy, Dörfer, welche beide als eine Verlängerung von Paris angesehen werden können, und von denen vornehmlich das Erstere höchst traurig ist. Die Wohnungen waren sehr theuer, und dort weniger Lebensmittel als in Paris zu haben. Auch er-

klärte mir mein Mann, daß er, seiner vielen Studien wegen, mich nur alle acht bis vierzehn Tage dort besuchen würde, wenn gleich der Ort nur eine kleine Stunde weit von unserm Hause lag. Nun dämmerte mit einem Male eine liebe Erinnerung auf, an Montmorency, Rousseau's Lieblingsort, welches ich mit Präsident v. Scheve und dessen edlen Gemalin früherhin besucht hatte. Ich eilte dorthin, fand eine höchst anmuthige Wohnung, und bezog diese Anfangs Juni 1808. Als ich in den Wagen stieg, der mich nach Montmorency führen sollte, wußte ich nicht, daß ich das Haus meiner Schwiegermutter nie wieder bewohnen würde. Es war halb zwölf; indem ich nach der Uhr meines Mannes sah, die am Kamine hing, sprang die Kette, und der Zeiger stand still, ohne daß ich die Uhr nur berührt hätte. — Ein abendender Schauer zuckte durch mein Herz, doch erst nach mehreren Jahren konnt' ich wissen, wie prophetisch dieser Zufall war.

Von Paris bis St. Denis geht die Straße durch Kohlfelder und Aecker, ohne Aussicht, ohne Reiz; erst hinter diesem Städtchen athmet man reine Luft, und erblickt schöne Bäume

und freundliche Hügel, in der Ferne den Lichtpunkt der Gegend, das Schloß Montmorency, mit seinem herrlichen Park auf den Nebenhügeln, und rings umher im Schoos des Thales die Menge schöner Dörfer und Landschlösser von üppiger Fülle des Grüns umgeben. Je näher an Montmorency, je duftender und heiterer wird die Gegend. Wir kamen am Abend an. Mit unsern kleinen Einrichtungen und der Sorge für die Kinder ging mir und meiner treuen Mariane der folgende Morgen und der Nachmittag hin, wo nur einzelne Blicke aus dem Fenster hinaus, nach dem silberhellen See am Fuß der Hügel, nach dem dichten Walde und den schönen Feldern mein Herz erquickten. Es war nun Abend geworden, die Kinder niedlich gepußt, und wir gingen durch eine kleine Straße in das nahe Kornfeld, nach dem Kastanienwald, auf dem Weg nach Rousseau's Hermitage. Die Sonne senkte sich schon, die Weinberge hauchten Düfte, Heimchen schwirrten, Nachtigallen schlugen, über dem Kornfelde schwebten singende Lerchen. Meine Kinder jubelten vor Lust, und mich umfing mit einemmal ein Frieden, eine Seligkeit, als wenn ich nun am Ziel aller Leiden sey. Hier

zu sterben wünscht ich innig, aber ich war zu größern Schmerzen aufbewahrt.

Recht friedlich und süß verging der Sommer, meine Kinder erholten sich, ich selbst genas von meinem schweren Kummer, mein Mann brachte viele schöne Tage mit uns zu. Wir besuchten den köstlichen Garten der Mutter Marie, so überreich an Feigen, Pfirsichen, Melonen und Mandeln; wir irrten durch die Kastanienwälder nach den umliegenden Dörfern, wir besuchten das Schloß, wo der gequälte Rousseau auf der Pilgrimschaft des Lebens eine kurze, süße Nacht gefunden. — Oftmals gingen wir über die Waldeshöhe durch St. Prix, nach der Ruine des alten Jagdschlosses, mitten im tiefsten, schdüsternsten, einsamsten Wald, wo Heinrich der Vierte mit Gabrielen unter einer hohen Eiche saß, die noch jetzt ihre Zweige in das Gewässer zu ihren Füßen senkt, wo noch immer alles duftet und blüht, wo die süße Natur noch immer in ungestörtem Frieden waltet.

Im Herbst erfuhr ich durch einen Brief von Wilhelm Schlegel, daß Frau v. Stael ein großes Bedauern geäußert, weil man mich für todt ausgegeben habe. Ich war dieser edlen Frau für

diese Theilnahme dankbar, und drückte ihr mein Gefühl darüber in einem Briefchen aus, welches ich in meine Antwort an W. Schlegel einlegte, und auf welches ich bald folgende Antwort erhielt:

Coppet 7. Sept. 1808.

Il est très vrai, Madame, que j'ai pris un intérêt bien vif à la triste nouvelle qui s'étoit répandue. Vous êtes heureuse, Vous rendez heureux un homme très distingué, et Vos goûts littéraires supposent une aimable disposition de l'ame. J'ai souhaité de connoître Monsieur de Chézy, et je voudrois bien, que Vous fissiés un voyage en Suisse l'un et l'autre; ce n'est qu'ici, qu'il m'est permis de voir les personnes, qui, comme Mr. de Chézy honorent la république des lettres, mais plus je suis triste d'être exilée, plus je goûterois avec plaisir l'entretien de ceux qui me rappelleroient ma patrie.

Diese Zeilen machten mich so glücklich, als ich sie empfing, daß ich nun nachsann, wie ich derjenigen auch eine angenehme Empfindung verursachen könnte, die aus der Ferne so liebe reich zu einer Unbekannten sprach. Die Klage der Frau

v. Stael über ihre Verbannung rührte mich tief; ich wollte versuchen, sie zu trösten, nicht ahnend, daß es mir wunderbar gelingen würde. Ich schrieb ihr aus dem Gedächtniß die mir stets gegenwärtige Ode des Hassis, die ich einst in der leidenvollsten Stunde meines Lebens unter Thränen niedergeschrieben, indeß mein Mann sie mir in die Feder sagte:

Josuf \*) der langverlorne kehrt einst noch zurück nach Canaan, tröste Dich!

Des Unglücks Aufenthalt wandelt sich noch einst zum Rosengarten, tröste Dich!

O, mein Herz, der langen Qual zum Raube, dir wird besser werden; Muth gefaßt!

Und du, verwirrter Sinn, du wirst wieder Klarheit gewinnen, tröste Dich!

Das Glück hat so manche Umwälzung der Dinge bewirkt, und nicht eine Sonne hat über mich mild gestrahlt, tröste Dich!

Aber das Glück muß sich wandeln, tröste Dich!

Wenn des Lebens Frühling wieder den Thron der Gärten besteigt, o, Sängerin mit der süßen Kehle, dann kannst Du wiederum Dein Haupt unter Rosen schirmen, tröste Dich!

\*) Joseph.

O, mein Herz: wenn des Unglücks Wogen gegen Deines Lebens Grundpfeiler stürmen, was fürchtest Du, sobald Noah Dein Steuermann ist? tröste Dich!

Verzage nicht, wenn Du keinen Beschützer kennst, vielleicht ist hinterm Schleyer verborgen, der Dich liebt und hegt, tröste Dich!

Wenn Du die Wüste betrittst, von Sehnsucht hingezogen, die heilige Raabah zu begräßen, wenn Dein Fuß von den Dornen verletzt wird, die auf Deinem Pfade sprießen, tröste Dich!

Wenn Deine Pilgerfarth von Gefahren umgeben, und das Ziel entfernt ist, so giebt es doch keinen Weg, der nicht sein Ziel hätte; tröste Dich!

O, Haßis, in allen Deinen Leiden, so lange Du Dich zu Gott hinwenden kannst, tröste Dich!

Frau von Stael ließ mir durch ihren vortreflichen Freund auf das innigste für diese Ode danken, welche sie höchst angenehm überrascht und erquickt hatte. Ich war froh, daß mein guter Wille einen so wünschenswerthen Erfolg gehabt hatte.

Im Herbst lernt' ich in Paris Hrn. v. Pilat kennen,

der mit seiner liebenswürdigen Frau und Schwägerin sich auf die gütigste Weise bestrebte, mich zu erheitern. Ich wurde durch den Umgang mit deutschen Freunden wieder zur Poesie angeregt, und dichtete in Montmorency an einem regnichten Herbsttage die Wundernacht in Arabien, die ich in der Sammlung meiner Gedichte 1812 drucken ließ. Im Frühling hatte ich mich mit der Übersetzung der Reisebeschreibung des persischen Dichters Auwary beschäftigt, bei der mir Wilhelm Schlegels Rath sehr nützlich war. Ich sandte sie nachher auf die Bitte des edlen Grafen Wenzeslas Nzewusky zu den Fundgruben des Orients, die 1809 in Wien erschienen sind.

Gegen den Winter wurde es nothwendig für mich, Paris wieder zu bewohnen. Mein Mann blieb zur Pflege seiner höchst kränklichen Mutter bei ihr, und ich bezog eine Wohnung in seiner Nähe, wo ich aus meinem Fenster einen Streif der Seine, einige Bäume des Thuilleriesgartens, und einige Höhen des Montmartre erblickte, den ich immer mit Schauder betrachtete, weil ich wünschte, dort möge einst mein Grab nicht seyn. Wer hätte mir damals gesagt, daß dieser innere

Graus ein Ahnungschauer sey, und daß viele meiner theuren Landsleute in wenigen Jahren auf diesem Hügel den höchsten Sieg und Deutschlands Freiheit mit ihrem Leben zahlen würden? Der Winter 1809 war überreich an Freuden und Schmerzen für mich. Ein angenehmer Kreis von Deutschen im Hause des Herrn von Pilat, in welchem auch mein Mann sich einheimisch fühlte, trug zu meiner Erheiterung bei, indes sich meine häuslichen Verhältnisse mit jedem Tage trauriger gestalteten. Unter den vielen Deutschen, die mich jenen Winter besuchten, erinnere ich mich besonders des berühmten Werner und des würdigen Carl v. Morgenstern. Der Erste war eben in seiner Entpuppung begriffen. Er strebte mit aller Kraft, die Welt von sich zu streifen, an der er noch mit allen Sinnen hing. Sein Wesen zog mich sehr an, da ich in seinem Streben Ernst und Liebe erkannte. Auch war er gegen mich höchst liebevoll und nachsichtsvoll, und sprach mir vielen herrlichen und frommen Trost zu, der mich noch lange nachher erquickt und erhoben hat. Auch in Morgenstern fand ich ein reines, theilnehmendes Freundesherz, und verlebte mit ihm schöne Stunden. Wir besuch-

ten Montmorency und andre umliegende Ortschaften, und sein Abschied von Paris ging mir nahe.

In der Mitte Mai 1809 ging ich nach Montmorency zurück. Ich bezog dort eine Wohnung, welche viel schöner als die vom vorigen Jahre, so recht im Herzen der grünen Fluren, lag. Ich konnte dreizehn Dorfschaften übersehen, und von der fernen Waldeshöhe glänzte mir ein weißes Hüttchen entgegen, dessen Anblick den ersten Funken lyrischer Dichtung in mir erweckte:

Im tiefen Abendscheine  
 Ein grüner Hügel lacht,  
 Da blickt ein Hüttchen kleine  
 Wie Schnee aus Waldesnacht,  
 Die Purpurwolken spielen  
 So fröhlich drüber hin,  
 All meine Wünsche zielen  
 Dahin, zum Hüttchen hin.  
 Wie liegt es still und helle  
 Im goldnen Abendstrahl,  
 Und schaut von hoher Stelle  
 So süß in's Blumenthal.  
 Was zieht nur so mein Sehnen  
 Nach diesem Hüttchen hin?  
 Es wohnt, so mächt' ich wähnen,

Die Ruhe wohl darin.  
 Ach, wüßt' ich sie zu finden,  
 Die ich umsonst erstehet,  
 In einsam stillen Gründen,  
 Wo solch ein Hüttchen steht,  
 Da senkt' die müden Flügel  
 Mein rastlos Sehnen gern,  
 Bis lächelnd meinen Hügel  
 Bestrahlt der Liebe Stern!

Ich lebte einige Wunden ganz einsam und glücklich in einer süßen Wehmuth fort. Mein Lied der Lerche dichtete ich in jenen Tagen, so wie das: beim Wellenklang, beim Waldgesang, und manches andre meiner Lieder, die zum Theil schon bekannt sind.

### L e r c h e n g e s a n g.

1809.

Was tönt so süß aus hohem Blau  
 Hinunter in die Blumenau,  
 Es sind der Lerche Lieder. —  
 Was singst du, kleine Sängerin,  
 O, heute mir des Liedes Sinn? —  
 „Den Frühling grüß' ich wieder!“  
 O, wäre noch mein Frühling da!

O, täusche nicht das wunde Herz  
 Mit unerfüllter Hoffnung Schmerz,  
 Nichts kann mich noch beglücken!  
 Der Liebe süßer Stern entwich,  
 Der Jugend Rose auch erblich —  
 „Sie wird der Thau erquicken!“  
 Und wo ist Trost, wenn's Herz mir bricht,  
 „Blick auf zum Licht, Blick auf zum Licht!“

Wie sanft du wogst im Aether hell,  
 Und tränkst Dich an des Lichtes Quell,  
 Mit leichtem Schwung erhoben,  
 Wie strebt auf Flügeln reiner Luft  
 Hinan zu dir der Blumen Duft —  
 „Was schön ist, strebt nach Oben!“  
 Ich aber seufze stets in Nacht —  
 „Laß Erden Nacht, denk Himmelspracht!“

Wie Freundes Worte, dein Gesang  
 Mit sanftem Trost mein Herz durchdrang  
 Und stillt der Sehnsucht Triebe,  
 O sprich, warum dein einfach Lied  
 Mit Ruhe meinen Sinn umzieht?  
 „Ich singe Gottes Liebe!“  
 Und kennt er, stillt er meine Pein?  
 „Er denkt dein, bist auch ja sein!“

Im Julius bezog meine Freundin v. Vilat das erste Stockwerk des Hauses, welches ich bewohnte; nun begann ein anderes Leben, ich wurde sehr aufgemuntert im schönen Kreis geselliger Freude; aber der süße Zauber der Einsamkeit war dahin, wie man denn, wenn das Herz von Kummer erfüllt ist, sich nie Zerstreuung zu sehr hingeben sollte, weil die vom Glück begünstigten Menschen nur selten ein wundes Herz verstehn.

Zief im November bezog ich wieder eine Wohnung in Paris, dies war der traurigste Winter meines Lebens. Der Krieg mit Oestreich hatte in die litterarischen Unternehmungen Stoßung gebracht; man weiß, daß bei Napoleon die Friedenszeit noch drückender war, als selbst der Krieg. Es war so wenig für deutsche Buchhändler zu thun, daß ich mich zu einigen französischen Arbeiten entschließen mußte. Die Eine war die Uebersetzung der beiden Bräute von Lafontaine, die, von Nicolle bestellt, bei ihm nicht herauskam; die Andre, Wilhelm Schlegels dramatische Vorlesungen, die ich mit Herrn v. Chamisso unternahm. Während des Winters zahlte Napoleon die Besoldungen nicht aus, und Hülf-

quellen hatte ich nicht, meine Lage war höchst drückend und schmerzlich. Die Theuerung war übermäßig gestiegen. Endlich war der lange Winter überstanden, und der Mai rief mich nach Montmorency zurück, wo ich wieder Athem schöpfte. Meine Kinder waren während des Winters wiederum sehr krank geworden, und ich mußte befürchten beide zu verlieren. Im Frühjahr hatt' ich noch die Freude gehabt, von Wilhelm Schlegel begrüßt zu werden, auch hatte ich den verdienstvollen Orientalisten Herrn v. Hammer aus Wien kennen lernen, der, mit diplomatischen Waffen ausgerüstet, einen Theil der von den Franzosen hinweggeführten orientalischen Manuskripte wieder zu holen kam, welche einige Jahre darauf seine tapfern Landsleute mit dem Schwert allzumal holten. Herr v. Hammer hatte 106 Manuskripte zurück erhalten, wer hätte geglaubt, daß es auf Abschlag sey? — Wegen der Uebersetzung der beiden Bräute schrieb mir Frau von Stael einiges, was den Leser nicht interessiren kann; ich hatte ihr eine Romanze: Hagar in der Wüste geschickt, welche sie freundlich lobte, und dabei noch wieder der persischen Ode gedacht, „welche sie nie vergessen

„wolle, wenn sie sich gleich für sie nie erfüllen  
„könnte.“ — Wie hätte man auch in jener Zeit  
eine Veränderung nur ahnen können?

Die vielfach erlittenen Schmerzen und Be-  
drängnisse jenes Winters, verbunden mit meinem  
kränklichen Zustand und der welkenden Gesund-  
heit meiner guten Kinder, erweckten in mir mit  
Wacht die schlummernde, langgehegte Sehnsucht  
nach Deutschland. Mein Mann versank immer  
tiefer in sein Studium des Indischen, das Le-  
ben hatte keinen Reiz mehr für ihn, und für  
jedes häusliche Interesse war er gleichgültig ge-  
worden. Paris wurde mir mit jedem Tage mehr  
verhaßt; wenn ich so durch die Steinhäufen  
ging, flüsterte mir immer eine Stimme die Verse  
aus dem Markos zu:

Die Mauern sehn mich an, wie Leichensteine,  
Mir ist, als könnte hier nur Unheil haufen.

Ich sehnte mich nach ungestörter Ruhe, nach einer  
Hütte, wo ich mit meinen Kindern leben könnte,  
ohne tägliche nagende Nahrungsorgen, da die ent-  
setzliche Theuerung in Paris es meinem Mann un-  
möglich machte, mehr für uns zu thun, als er schon  
that. Ich bat demnach meinen Mann, mir zu er-  
läuben, daß ich mich mit meinen Kindern nach

Deutschland begeben dürfe. Mein Mann hätte das  
Südliche Frankreich zu meinem Aufenthalt vorgezo-  
gen; daher ich trug schon einen Abscheu vor als  
lem, was Französisch war und unter Napoleons  
Szepter stand, im Herzen; und weigerte mich, wo  
anders, als nach Deutschland hinzugehn. Mein  
Mann gab mir seine Einwilligung, und wir  
gingen beide zum Herrn General v. Krusmark,  
dem damaligen Gesandten, um meinen Paß aus-  
fertigen zu lassen, der auf Berlin ausgestellt  
wurde, wohin ich nicht zu kommen gedachte! Ich  
ging nach Heidelberg, welches mir von allen  
deutschen Freunden mit Recht als ein Ort ge-  
geschildert war, der alle bezaubernden Reize der  
Natur mit den Gemächlichkeiten einer wohlfeilen  
Lebensweise vereinige. 1810. 1811. 1812.  
Mit den bittersten Thränen verließ ich das  
schöne Montmorency am 14. Sept. 1810. Ich  
liebte diesen Ort, wo die Natur so anmuthig,  
die Luft so milde ist, und wo ich selbst unter  
Schmerzen so unvergesslich süße Stunden verlebt  
hatte. Mein Nachbar in Montmorency war dies  
Jahr der blinde André Grétry, ein Neffe des  
berühmten Grétry, gewesen; dieser junge Mann  
lebte mit seiner Familie von der Güte seines

Oheims, zu der er nur in der höchsten Noth  
Zufucht nahm, viel minder, als vom Ertrag  
seiner Schriften. Grétry hatte ihn im Frühling  
1810 dem Fürsten Primas vorgestellt, und der  
gütige Karl, dem des blinden, talentvollen, sanf-  
ten Jünglings Geschick zu Herzen ging, hatte  
ihm sogleich ein schönes Jahrgehalt ausgesetzt,  
und 25 Louisd'or zum Voraus auf Abschlag ge-  
schickt. Diese fürstliche Gabe kam in dem Augen-  
blick, wo oft dem Guten Rettung wird, in dem  
der höchsten Noth: je größer Noth, je näher  
Gott! Die junge Frau sollte eben ein Kind zur  
Welt bringen, und Grétry's bescheidener Neffe,  
der wohl wußte, für wie viele bedürftige Ver-  
wandte der Oheim zu sorgen hatte, wollte sich  
nicht an ihn wenden; er trug den Kummer still  
und schwer, wußte nicht, wo Morgen Brod her-  
nehmen, — da kam Karl's Geschenk, und Zu-  
sicherung des Jahrgehaltes! Dies war das Erste,  
was ich vom Fürsten Primas erfuhr; bei meiner  
Entfernung von Deutschland, und meiner völligen  
Unbekümmertheit um alle politischen Ver-  
hältnisse, hatte ich noch den Namen Carl von  
Dalberg nicht nennen hören.  
Von Niemand in Paris nahm ich Abschied,

als von meinem Manne, vom Vater meiner  
Kinder, von dessen Herzen ein ungünstiges Ge-  
schick, nicht Abneigung mich fortriß, und der  
mir beim Scheiden allen Trost zusprach, den in-  
nige Anhänglichkeit und herzliche Anerkennung  
nur eingeben können. Ich weinte — Schmerzli-  
cher noch als in Berlin am 24. Mai 1801 an  
meiner Mutter Herzen. — Meine Kinder spran-  
gen wohlgemuth in den Wagen.

In Verbun fand ich einen Brief von mei-  
nem Manne, Poste restante; auch noch auf eini-  
gen andern Punkten meiner Reise, fand ich  
Briefe von ihm, denn ich hatte versprechen müs-  
sen, täglich nur 10 Stunden zu fahren. In  
Meß warteten auf mich folgende zwei liebe  
Briefe, die meine Thränen wieder schmerzlicher  
und süßer aus meinem Herzen riefen.

Blois ce 11. Sept. 1810.

J'apprends avec peine, aimable Helmina, que  
Vous vous êtes décidée à quitter la France; j'ig-  
nore les circonstances qui Vous ont fait prendre  
ce triste parti, mais je desire vivement savoir  
si Vous êtes heureuse. — Je pense avec peine  
combien Votre vie a été tristement agitée, Vos

douces et aimables qualités devoient Vous faire espérer une destinée moins orageuse. — Cherchés dans Vos enfans, dans l'affection de Vos amis, et dans la distinction de Vos talens les sentimens consolateurs dont le charme est sans mélange de regrets. — Si je pouvois Vous être utile en quelque chose, Vous êtes bien sûre que je le ferois avec empressement — et si, comme je l'espère, Vous revenés près de nous, je serai charmée de Vous revoir, et de Vous parler de mon tendre intérêt.

J. R.

Neben diesen Brief hatte die gütige Frau v. Stael geschrieben:

Me permetés Vous, Madame, de me joindre à une personne à la quelle je voudrois m'unir de tant de manières, pour Vous dire combien je regrette de n'avoir pas eu l'occasion de Vous voir. — Un homme de Vos amis qui m'inspire autant d'estime que d'intérêt, Mr. A. de Chamisso, a dû Vous dire combien je desirois Votre voyage à Blois. — Soyés heureuse dans un pays plus analogue à Votre caractère que le nôtre, *il faut y être habituée dès l'enfance pour y conserver son imagination et son coeur!* Adieu, Madame!

je n'oublierai jamais Votre Ode persane, et si elle pouvoit se réaliser je Vous en attribuerois le présage.

Wir reisten bequem, und die gute Laune meiner Kinder, welche sich sichtbarlich erholten, erheiterte mein Herz. Wir kamen nach Homburg, wo ich still am Abend schreibend saß, als ein wohlbekannter vaterländischer Ton von der Straße her, mich mit froher und frommer Nührung durchzuckte. Es war der seit zehn Jahren nicht von mir gehörte betende Gesang des Nachtwächters: und lobet Gott, den Herrn! Der Unterschied zwischen beiden Nationen, der sich mir erst nach und nach recht offenbart hatte, ist auch in kleinen Neuzerlichkeiten charakteristisch erkennbar. Der Franzose hat nichts im gewöhnlichen Treiben des Volkslebens, was an fromme, alte Sitte erinnerte, und was leider auch in Deutschland zu verschwinden anfängt. Des Nachtwächters Ermahnung, die Mitbürger vor Schaden zu hüten, und Gott, den Herrn, zu loben, ist nicht so ganz gehaltlos, und mag schon Gutes gestiftet haben. Es that mir leid, als ich 1816 in Berlin ankam, und statt des wohlklingenden Horns, und des einfältig frommen Liedes eine

gellende Pfeife und gleich darauf der Stundenruf hörte. Jede Abweichung im bürgerlichen Leben von einem gutmüthigen und kindlichen alten Brauch, ist ein trauriges, bedenkliches Zeichen. Gewiß haben die Berliner die Abschaffung des frommen Liedes den Franzosen zu danken?

In Kayserlautern wurde ich meinen französischen Kutscher los, und es ging mit einem Manheimer mit zwei raschen Schimmeln wie im Flug durch das wunderherrliche Jägerthal nach Mannheim. Je näher wir dem eigentlichen Deutschland kamen, je würziger wurde der Lufthauch, je tiefer und süßer das Grün. In Mannheim verweilt ich eine Nacht, und ging andern Tages nach Heidelberg. Je mehr ich Heidelberg nahte, je angenehmer umging die Landschaft Sinne und Herz. Die Berge, die nur als stolzer Schmuck der Gegend zu prangen scheinen, so hoch und dicht belaubt, so herrlich angebaut, die Thale voll Quellen und Obstbäumen, die mit Gold und Purpur glänzten, und deren überreiche Äste viele Stützen hielten, des Neckars schöngewundner Lauf, der tiefblaue Himmel über den Fluthen, und so viel andre Reize der Gegend, entzückten mich wunderbar; ich be-

griff nicht, wie so viel Schönheit der armen Erde zu Theil geworden seyn könnte, und zum erstenmal fühlte ich den Schmerz um meine Schicksale in mir milder werden. Ich stieg im badenschen Hof ab, wo ich sogleich erfuhr, daß die Sängerin der Schwestern von Lesbos sich in derselben Stadt befände, und daß Schillers edle Wittve mit ihren liebenswürdigen Kindern meine Nachbarin sey. Diese liebevolle Frau sagte mir, daß ich wohl gethan, diese Gegend zu wählen, hier könne ein wundes Herz genesen. — Vor allem hatte ihr der Weg gefallen, der nach dem Schloß durch Klein Heidelberg führt, und wo der dürftigen Bewohner Gärtchen, hoch thronend über Stadt und Thal, eine unermessliche und entzückende Aussicht darbieten.

Am Abend nach meiner Ankunft besuchte ich Caroline Adolphi, meiner Mutter Jugendfreundin, die ich von einer Fußreise in die Schweiz schon ganz ermattet fand; sie hatte von zu großer Anstrengung den Todeskelch davon getragen; sie erkrankte gleich nach meinem Besuch, und ich sah sie nicht wieder. Das Wiederfinden der Brüder Sulpiz und Melchior Boissière, die ich schon in Paris bei Friedrich Schlegel ge-

sehen, machte mir große Freude, und die neue Kunstansicht, welche der Genuß ihrer herrlichen Sammlung mir aufschloß, war genügend, auf lange Zeit meinem Geist-Beschäftigung zu geben. Ich hatte aus den Italienern, und den wenigen Gemälden von der deutschen Schule, die ich bis dahin gekannt, noch kein rechtcs Verständnis der Kunst in ihren mannigfaltigen Bestrebungen entnehmen können; hier ging mir ein neuer Sinn dafür auf. Vor allem aber begeisterte mich in Heidelberg der Reichthum einer wunderfüßen, so anmuthvollen, als im Erhabenen schönen Natur. Kam ich gleich aus dem freundlichen Montmorency, so war es mir doch in dieser Fülle und Herrlichkeit zu Muth, wie einem Vogel seyn mag, der aus dem mit grünen Zweigen umsteckten Käfig in die Freiheit kommt. Mein erster Ausgang war nach dem Berge, wo die Trümmer des alten Schlosses stehen, die mir, selbst im Spätherbst von Blüthen umwunden, ein wahres Wunder erschiennen. Über den Verfall der stolzen Werke von Menschenhand schien die Natur den ewigen Sieg zu feiern, und rieselnde Quellen, die auch im Winter nicht ganz verstummen, saugen mir Frost in's

Herz. Mit meinen Kindern ging ich manchen schönen Tag einsam in dem blühenden Gartengarten, den auch der Herbst so lieblich schmückt, und in der Gegend umher. Ich weidete mich an dem Entzücken der Kleinen, welche auch noch nie die Welt so schön gesehen hatten. Späterhin lernte ich den Dichter Carl Zehrbeder und seinen Freund Leopold von Gerlach kennen; beide ließen es sich angelegen seyn, mir die Reize der Gegend zu zeigen, ihrer anspruchlosen und herzlichen Freundschaft verdanke ich manche schöne Stunde. Ein Gefühl süßen Friedens, köstlicher Beruhigung, füllte mein Daseyn aus, die Fluthen des Neckar waren mir Lethe, in welchen meine Vergangenheit nicht verschwand, sondern als sanft verklärtes Bild mich wehmüthig lächelnd grüßte. Ich lebte beinahe ganz einsam, wenn mich gleich mancher Landsmann freundlich zu begrüßen kam: Paul Graf v. Haugwitz, Carl v. Naumer, Hr. v. Lamprecht, Hr. Jakob Berger, Professor Schelver, seine jetzige Gemalin, kamen von Zeit zu Zeit, meinen einsamen Liedern zu lauschen.

Einer meiner liebsten Spazlergänge, den ich auch öfter mit meinem Freund Horstig machte,

fährte nach dem schönen Neuenheim, das, reich mit Trauben beladen, an den Fuß des heiligen Bergs angelehnt, sich im Neckar spiegelte. Auf einem leichten Nachen fuhren wir über die klare Fluth, links und rechts nur Lust und Fülle auf grünen Gebirgen, im Hintergrund über den tiefblauen Fluthen die schöngebildete Brücke, gegen das Grün der Waldeshöhen im Abendlicht purpurn hinschwebend, und in Westen die Vogesen, der Donnersberg, einen schönen duftigen Gürtel vom zartesten Blau im Abendgolde des Horizontes bildend. Die Fluthen dufteten und die Ufer glänzten; ein seliger, ungetrübter Frieden umfing mein Herz. Ich hatte damals von Heidelberg nur angenehme Eindrücke empfangen, die Menschen, so ganz verschieden von den Franzosen, erfreuten mich durch Offenheit und Heiterkeit des Wesens. In Gesellschaft kam ich nicht, ich sah nur meine freundliche Wirthin mit ihren Töchtern, die Professorin Fischer, und die oben genannten Landsleute; und der für mich so neue Genuß der herrlichsten Natur wurde dadurch erhöht, daß ich nun mir noch ganz unbekannte Werke durch die Freundlichkeit der Madame Fischer erhielt, welche mich stets nach Gefallen in

ihrer Bibliothek wählen ließ, und mir immer das Neueste schickte. Diese vielgeprüfte, höchst interessante Frau ist die bescheidene Verfasserin einiger sehr lieben deutschen Bücher, unter denen mich ein Roman: Margarethe, ganz vorzüglich angezogen hat. Ihr schmerzbewegtes Leben voll trüber Erfahrungen hat in ihr diejenige Stimmung hervorgebracht, vor welcher sich tief und zartfühlende Gemüther nicht immer zu bewahren wissen, — daß sie die Menschen liebt und flieht. Sie war mir, als einer schutzlosen Pilgerin, sehr freundlich, und ich verdanke ihr manche angenehme Stunde.

Eins der ersten Bücher, welche ich aus dieser Bibliothek benutzte, war Fouqué's Sigurd, der mich ganz entzückte. Fouqué war durch gemeinschaftliche Freunde meinem Herzen werth geworden, ohne daß ich noch viel von ihm gelesen hatte, dies Heldengedicht ergrif mich sehr, und regte mich wieder zum Dichten an, welches lange unterblieben war. Außer diesen Büchern erheiterten mich die freundlichsten Briefe meines Mannes, der sich unendlich freute, daß meine Kinder in Deutschland so gesund würden, und daß ich mich im deutschen Leben glücklich fühlte. Ich

bewohnte einige Zimmer am Fuß des Schloßbergs, dem schönen Bleichplatz nahe, an dessen Rand ein starker lebendiger Quell unaufhörlich rieselt, über welchen hin herrliche Obstbäume den Fels hinauf gepflanzt sind. Hier waren die Mondabende mir unaussprechlich süß, wenn ich mit meinen Kindern auf der steinernen Bank, von Ephen umrankt, an der Gartenmauer saß, und die Giebel der Schloßruine aus dem Grün des Waldes auftauchten. Ein schmales Gäßchen windet sich von diesem Hause nach dem Kornmarkt hin; Abends drang ein heller Schein vom wunderlieblichen, in Stein gehauenen, stets reichlich erleuchteten Marienbilde in dies Gäßchen, und erhellte meine und der Kinder einsame Schritte bis zur Hausthür; indeß rings umher Alles still war. Nie vergeß ich, mit welchem süßen Gefühl von Zuversicht bleibender Ruhe des Daseyns ich an solchen Spätherbst-Abenden heimging, und an das bunte, bewegliche, traurige Paris dachte, das ich so gern verlassen hatte. Diese angenehme Freudigkeit erfüllte nach Gottes Willen wohl meine Seele nur, um mich zu neuen Kämpfen des Lebens zu stärken; aber ich

konnte das nicht ahnen, und genoß sie rein, in ihrer ganzen Fülle.

Noch waren in diesen glücklichen Thälern die letzten Gaben des Herbstes nicht ganz den Ästen entrisfen, als die liebe Weihnachtszeit nahte. Ich freute mich innig, den Kindern auf deutsche Weise zu bescheeren. Ein ungeheurer Tannenzweig, auf ein starkes Brett befestigt, wurde mit dem Gold und Purpur der würzigsten Äpfel und Birnen beladen, die lieblichen Töchter meiner Wirthin vergoldeten Mandeln, Nüsse und Weintrauben, und stattlich prangte am Abend mit vielen Lichtern der reichbeladene Weihnachtsbaum, für die kleinen Pariser ein Götterfest, da noch mancherlei Zierliches vom Conditior und die Geschichte des Christkinds in der Wiege, nebst vielen Spielsachen den Reiz des Anschauens erhöhten. Den Kindern war noch nicht bescheert worden. Frankreich's Nation weiß nichts von dem anmuthigen Gedanken, daß das Christkind die guten Kinder liebt; keine Aussicht auf ein so herziges Fest erhellt dort die trüben Wintertage. Nur am Neujahrs Abend regnen die Bonbons nebst ekelhaften Spielsachen in die Häuser, so daß das neue Jahr die Kinder mit

---

verdorbenem Magen und verderbter Fantasie finden; denn was kann der Polichinelle, und seine Frau Mähme die Mère Gigogne (eine scheussliche, rothgekleidete Puppe, aus deren Rockfalten ein Haufen Kinder springt, wenn man einen Drath zieht) dem kindischen Gemüthe sagen? Dies sind jedoch die Stereotypen der parisischen Kinderfreuden!

Meine Kleinen waren, wie gesagt, entzückt, und Mitternacht fand noch den leuchtenden Christbaum, und unsre frohen wachen Blicke. Das Christfest leuchtete noch durch die folgenden Tage bis zum Neujahre 1811 freundlich durch unsre einsamen Stunden hin, und das verhängnißreiche Jahr schloß sich heiter in ungestörtem Frieden des Daseyns für mich.

(Die Fortsetzung künftig.)

---

G e d i c h t e.

---

---

L i e b e s s c h m e r z .

---

Sch saß mit ihr am Bach allein,  
Der Mond war aufgegangen,  
Und küßtern sah der bleiche Schein  
Den Morgen ihrer Wangen.

Da spielt ihr purpurrother Mund  
Mit goldnen Liebespfeilen;  
Sie machen uns das Herze wund,  
Und sie nur können's heilen.

Mich traf ein Pfeil im Liebeswort,  
Mit wunderfüßen Schmerzen;  
Doch, wie er traf — da ließ sie fort,  
Und ließ ihn mir im Herzen.

Dein hardstein.

---

Liebesklage.

Rothe Lippen, rothe Rosen,  
Hat die Sehnsucht aufgeschwellt,  
Meinen Kummer all verkofen  
Könnst' ich in der Purpurwelt.

Blaue Augen, blaue Sterne,  
Ziehen bald mein Sehnen hin,  
Ewig schau' ich in die Ferne,  
Wo die lieben Lichter glüh'n.

Wie die Rose in der Höhe,  
Winkt mir fern der Sterne Schein;  
Aber weiß ich beide sehe,  
Wird nicht Stern, nicht Rose mein.

Deinhardstein.

Die Antonsbrücke im Helenenthal bei Baden.

Es steh'n zwei graue Felsen  
Und schließen ein Bächlein ein;  
Zwei Tannen schauen herunter,  
Die Jedem das Herz erfreun.

Es wölbt sich leicht eine Brücke,  
Wohl über das Bächlein hin,  
Das Leben drängt sich ans Ufer,  
Ein Leben traulich und grün.

Hoch oben schwebt ein Geländer,  
Dort wo die Tannen steh'n;  
Da hält mich die Sehnsucht gefangen  
Die freundige Welt zu seh'n.

Und übers Geländer gebogen,  
Hernieder ins liebe Thal,  
Schau' ich all die klaren Wellen,  
Und höre den süßen Schall.

Und immer möcht' ich hier bleiben,  
Mir wird's so wohl in der Brust;  
Und immer gehen die Wellen,  
So voll der ewigen Lust.

Deinhardstein.

---

## Alte Zeit.

Vor der Weste Merkenstein.

---

Andachtsvoll schau' ich nach jener Stelle  
 Niederknien mücht' ich an den Stufen,  
 In der Burg, wo Männer lebten, schufent,  
 Wo die Jungfrau sang in frommer Zelle.

Wo sie lauschte, nach der Rosse Hufen  
 Ob er komme; dort, beim Klang der Welle,  
 Bis das Glibblein von der Schloßkapelle  
 Sie zum Frieden wieder heimgesufen.

Alter Kraft hochheil'ge Überreste!  
 Armes Denkmal der vergangenen Zeiten,  
 Wie ein Traumbild bist du mir erschienen!

Wenn die Männer mir vorüberschreiten,  
 Schaut mein Blick so sehrend nach der  
 Weste, —  
 Und die schlafen — sie liegt in Ruinen!

Deinhardstein.

---



---

## Der Gang zum Liebchen.

Ich ging zum Liebchen feine  
 Hin über manchem Grab,  
 Schaut hin zum Mondenscheine,  
 Zur Erde nicht hinab.

Und plötzlich war verschwunden  
 So Mond als Liebchens Haus,  
 Im Grab' ich mich befunden  
 In einem Sarg voll Graus.

Das Grab, in das ich stürzte,  
 'nem Jüngling grub man neu,  
 Dem Lieb' das Leben stürzte,  
 Weil ihm sein Lieb nicht tren! —

Hffur.

---

## Die Begegnung.

Als ich ging zu meinem Kinde  
 Sah ich auf dem Weg zwei Blinde  
 Tappend mir entgegen gehn.  
 Herz, o werde drum nicht trübe,  
 Wallst ja auf den Weg der Liebe  
 Zu dem Gott, der nicht kann sehn!

Hffur.

---

Blumen im Winter.

Wann Haine und Gärten im Winter erstarrten,  
Dann werden die Mädlein zu lebendem Garten,  
Sie tragen mit Busen die Blumen, die zarten,  
Die blühen so lieblich auf weißem Gefild,  
Im Rahmen des Winters ein sommerlich Bild!

Wie schön sich die lebenden Gärten bewegen,  
Wie lieblich die blühenden Busen sich regen,  
Bedecket von Flora und Venus mit Segen;  
So schwebten Semiramis Gärten in Luft,  
Im lieblichsten Scheine, in Blüthe und Duft!

Assur.

Im Spätherbst 1813.

Von feindlichem Geblüte walt besossen,  
Gleich einer roth von Blut besprängten Leiche,  
Der Mäntel, der die Glieder hält umschlossen,  
Des Mondenlichtes Gänssling sönst, der Bleiche,  
In dem ich oft erklimmt der Leiter Sprossen,  
Und Minnelieder sang an jener Eiche,  
Die stolz ihr Haupt zum Kämmerlein erhebet,  
Darin die Holde schbnes Leben lebet.

Den theuern Ring voll Lauterkeit und Bese,  
Den ich als ihrer Liebe Pfand getragen,  
Und nächtllich oft an meinen Busen presste,  
Hat mir im Kampf ein Degen kühn zerschlagen,  
Daß sich die Hand vom Lebenspurpur näste,  
Erröthend ob des schnüden Feindes Wagen.  
Nicht härt der Kämpfe ihn mir abgestritten,  
Härt nicht sein Stahl den Finger abgeschnitten.

Wenn sich der Freunde Schriftzug falb entfärbet,  
(Also uns lehrt der fromme Bblerglauben)  
Bedeutet dies ihr jüngst geschehnes Sterben,  
Als ob sich Bäume falben und entlauben. —  
So schaut der Gärten Schmucl man nun in Scherben,  
Zerkampft von Feindes Noß die reifen Trauben,  
Der Bäume Laub sich herbällich sch entblättern,  
Elegisch die Natur in falben Lettern!

Als jüngst ich überlas der Goldenen Züge,  
Da einst sie mich zu seelger Nacht geladen,  
In der ich selig, wie ein Kind der Wiege,  
Empfing des Himmels hohe Huld und Gnaden:  
Erschienen mir, wenn ich nicht betrüge,  
Die Züge schier mit falben Noß beladen. —  
D daß ich doch in süßer Ruhe schlief  
Bei der Verfasserin jener falben Briefe!

Assur.

---

 Lied des armen Mädchens.
 

---

Das schwarze Brod, das schwarze Brod,  
Für meine Mutter in der Noth  
Hol' ich vom Bäcker her.

D würde doch zum Diamant  
Das ganze Brod in meiner Hand,  
Wie froh, wie froh ich wär!

Der Mutter brächt' ich ihn nach Haus,  
Die tauscht' es bei dem Kaiser aus,  
Und würde glücklich seyn!  
Der Bäcker, der mir stets das Brod,  
Und guten Tag durchs Fenster bot,  
Der würde auch sich freun!

Assur.

---



---

 Die Einsame.
 

---

Der Abend ist so lange,  
Mir armen Kind wird bange,  
Ich sitze ganz allein.  
Die Thüren sind verschlossen,  
So schläfrig die Genossen,  
Das Licht giebt matten Schein!

Den theuern Freund zur Pferde! —  
Vielleicht deckt kühle Erde  
Sein schlummerndes Gebein: —  
D'Herze, sanft und muthig,  
Liegst du im Felde blutig,  
Und läßt mich ganz allein!

Assur.

---

## G l o s s e.

Himmelschlüssel, Blümlein kleine,  
 Kommst, den Himmel aufzuthun;  
 Himmel ist's, auf Erden ruh'n,  
 In der Liebe Maienscheine.

Spriefet, knospt auf grünen Auen,  
 Ihr Blümlein wonniglich,  
 Laßt in euren Blicken sich  
 Goldne Sterne liebend schauen.  
 Wann die Perlen niederthauen  
 In der Liebe Maienscheine,  
 O, dann hebt ihr duftend meine  
 Seele zu den Sternen hin,  
 Seid denn alle meinem Sinn  
 Himmelschlüssel, Blümlein kleine.

Wann die Fluren rund umfangen  
 Von der Maimacht süßen Glanz,  
 Duftend in der Berge Kranz  
 Rosig steht der Erde Wangen,  
 Will ein ahnungsvoll Verlangen  
 Rund sich in der Seele thun,  
 Und du schwebst hernieder nun,  
 Stillter Liebe heil'ges Sehnen,  
 Thaut auf Blumen hin in Thränen,  
 Kommst, den Himmel aufzuthun.

Senke dich im Ätherbilde  
 Keiner Stern, der Blume zu,  
 Ihr Sehnen bist ja du,  
 Und sie stirbt im Glanze milde,  
 Ihre Däfte vom Gefilde  
 Heben sich entfesselt nur  
 Ihre Liebe kund zu thun;  
 Nur in süßer Liebe Sehnen  
 Nur in Lieb' durchstralten Thränen  
 Himmel ist's auf Erden ruh'n.

Rinne, perle, reine Welle,  
 Wo die goldne Lilge thront,  
 Auch in deinem Busen wohnt  
 Mond der Sehnsucht süß und helle,  
 Hingelockt zum Liebesquelle.  
 Singe, Nachtigall, im Haine,  
 Seufze süßer, was ich meine,  
 Lied, und Well und Blütenleben,  
 Seele will zum Himmel schweben  
 In der Liebe Maienscheine.

GeImira.

## Die drei Jünglinge.

Drei Jünglinge wandelten einstmal gar weit, —  
Erdolchet sie fanden die lieblichste Maid.

Da ziehet der Erste sein schimmerndes Schwert,  
Das ist ihm zur Rache noch einmal so werth.

Er küßet die Leiche, dann eilet er iach  
Den blutigen Tritten des Mörders nach.

Der Zweite die Leiche mit Küssen bedeckt,  
Doch keiner in's Leben die Schlummernde weckt.

Da gehet er weinend und jähgernd nach Haus,  
Und klaget, und jammert, und härmet sich aus.

Der Dritte trägt schweigend die Maid mit sich fort  
An einen verborg'nen entlegenen Ort.

Und gräbet zwei Gräber und schauet mit Schmerz,  
Und aß nicht, und trank nicht, da brach auch sein  
Herz.

Graf v. Blankensee.

## Die drei Schwäne.

(Als Aufgabe nach Gottschalks Sagen S. 202.  
treu bearbeitet.)

Ein Knabe stand auf grüner Flur,  
Blickt sehnend um sich her,  
Ihn lockt die blühende Natur,  
Der Jugend Kreis nicht mehr.

Was ihn so trieb aus Dorf und Hag  
War ihm nicht wissentlich,  
Doch schon an manchem lieben Tag  
Er durch die Fluren strich.

Und klagte viel und weinte sehr,  
War er viel einsamlich,  
Ihm sey das Herz so voll und schwer,  
Und nimmer heil es sich.

Da thut um ihn, und um ihn rauscht  
Gar wunderfamer Klang,  
Das Knäblein still entzückt lauscht,  
Ihm scheint es Dreiegsfang.

Und fühlt sich mächtig hingebannt,  
Wie seine Sehnsucht steigt,  
Dorthin, dorthin, vielleicht zum Land  
Ob sich ihm Heilung zeigt.

Am Ufers Rand der Knabe steht,  
Schaut in den See bewegt,  
Denn Well auf Wellen lispelnd geht,  
Und zarte Ebne trägt.

Und Blümlein an dem Ufer wehnt,  
Die duften wunderbar,  
Da möcht' er gern als Blümlein wehnt,  
Wohl in dem See so klar.

Und immer mächt'ger faßt es ihn,  
Gesänftigt ist sein Weh,  
Da sieht er erst drei Schwäne ziehn  
Zmitten auf dem See.

Die segeln ruhig, flächentlang,  
So schneeigt, silbern heh,  
Und hauchen all' den Zauberklang,  
Der ihn gelockt, so sehr.

Die mögen wohl von Ferne sehn,  
Entzückt in seelger Ruh,  
Ein Knäblein an dem Ufer sehn,  
Und segeln darauf zu.

Da möcht' es zu den Schwänen hin,  
Möcht' gern ein Wellchen seyn,  
Und mitten in dem Spiegel drinn  
Sich mit den Schwänen freun.

Brodkrumen reicht' es flehentlich,  
Möcht' gern sie füttern gut,  
Blickt liebend zu den Schwänen sich  
Voll kindscher Liebesgluth.

Die blicken auch es freundlich an,  
Und hauchen milden Sang,  
Doch's Knäblein sie nicht haschen kann,  
Läuft das Gestad' entlang.

Und legt sich auf ein schmales Brett,  
Das an dem Ufer liegt,  
Und treibt schon auf dem Fluthbett,  
Das ihn nun schaukelnd wiegt.

Und zu dem Dreipaar rudert er  
Mit zarter Händchen Fleisch,  
Und rudert lang' und rudert sehr,  
Und wird so müd' und heiß.

Doch zu den Schwänen trägt's ihn nicht,  
Wie sehr er sich auch müht,  
Die zarte Kraft ihm all' gebriecht,  
Das Dreipaar vor ihm zieht.

Da weint das Knäblein bitterlich,  
 Daß so die Schwäne fliehn,  
 Die wenden still in Mitleid sich  
 Um nun mit ihm zu ziehn.

Da streckt's die Händchen zum Empfang,  
 Möcht sie noch streicheln fein,  
 Und danken für den Zauberklang,  
 Da schläft's ermattet ein.

Und lang' und süß es schlummernd lag,  
 Und als es drauf erwacht:  
 Sieht sich's im schimmernden Gemach,  
 Von Glanz und Duft umlacht.

Drei wunderschöne Jungfrauen schauen  
 Es hold und lieblich an,  
 Da lächelte der Knabe traure,  
 Und schmiegt sich kindlich an.

Willst mit uns bleiben lieblich Kind?  
 Sollst süß willkommen seyn;  
 Doch wenn dir froh die Zeit hier rinnt,  
 Kannst nicht mehr oben seyn.

Und wenn dir's hier ein Jahr gefällt,  
 Drückt oben dich die Luft,  
 Du darfst nicht mehr zu jener Welt,  
 Sie drückt dich in die Gruft.

Da jauchst das Knäblein frohlich auf:  
 „Will mit euch bleiben schon!“  
 Und springet von dem Lager auf,  
 Und häpft, der Anmuth Sohn.

Die Jungfrauen führen ihn umher  
 Durch Gärten und Pallast,  
 Das freut den Knaben gar zu sehr,  
 Sein Aug' erblindet fast.

Wie flimmert es, wie glänzt es dort  
 Von Demant, Perlen, Gold,  
 Und Frucht auf Frucht in einem fort,  
 Die winken ihm so hold.

Hier meint er sey das Paradies,  
 Davon er oft gehört,  
 Wer darin wohnt, und's doch verließ,  
 Der sey doch recht betört.

Und tummelte sich hoch beglückt,  
 Und spielt, im Sonnenlicht,  
 Und naschte viel, war still entzückt,  
 Der Heimath dacht er nicht.

Und so verschwand ihm manche Zeit,  
 Der nichts an Freuden gleicht,  
 Denn Neues sich an Neues reiht,  
 Doch auch die Lust erbleicht.

Und zu der Heimath treibt es ihn,  
 Ob er dagegen ringt,  
 Unwiderstehlich zieht's ihn hin,  
 Wie sehr er sich auch zwingt.

Da litt der arme Knabe schwer,  
 Und wollt' es nicht gestehn,  
 Doch seine Wangen bleichten sehr,  
 Die Schwestern konnten's sehn.

Und forschten sie auch nach dem Grund  
 Liebkosten tröstend sie,  
 Er that es ihnen nimmer kund,  
 Verrieth die Trauer nie.

Im Rasen lag er hingestreckt,  
 Als just die Sonne sank,  
 Die Thur vom goldnen Strahl bedeckt  
 Balsamisch Kühlung trank.

Und Wohlgeruch erfüllt die Luft  
 Wohl reich und schwelgerisch,  
 Und in dem äpp'gen Abenddust  
 War Alles froh und frisch.

Die Vögel sangen's Abendlied  
 Durch Wiesen und Gebüsch,  
 Der Schnitter schäfernd Häuflein zieht  
 Im fröhlichen Gemisch.

Da tritt der Heimath frommes Bild,  
 Des lieben Ohrs'chens Hag,  
 Der theuren Mutter Antlitz mild  
 Recht lebhaft an den Tag.

Wie nun die Mutter um ihn wein',  
 Und ihn verloren glaubt,  
 Da schluchzt er laut und hält sich ein,  
 Verbirgt sein glühend Haupt.

Und seinen Namen hört er laut,  
 Und fährt erschreckt empor,  
 Und sieht ein greisig Weib, das schaut  
 Aus trübem Aug' hervor.

Das Schensal grinst ihn freundlich an,  
 Und krächzet höhl zumal:  
 Zur Heimath ich dich bringen kann,  
 Wirst du mein Ehemal.

Fort, Ungeheuer, rufst das Kind,  
 Will nimmer dich mehr sehn,  
 Die mir so hold und liebend sind,  
 Sollt' ich sie hintergehn?

Und kaum zerrinnt der Worte Hall  
 Zerfließt auch die Gestalt,  
 Und vor ihm stehn die Jungfrau all  
 In lieblicher Gewalt.

Weil du so redlich dich und rein  
 Fehst gegen uns bewährt,  
 Soll auch der Wunsch gewährt dir seyn,  
 Den heimlich du gendhrt.

Da dankt der Knabe minniglich,  
 Wie sie so gut, so hold,  
 Und wieder weint er bitterlich,  
 Daß er sie lassen sollt.

Und schlummert ein erschöpft darauf  
 In stillem Leid und Weh,  
 Und wachet spät erst wieder auf  
 Am wohlbekanntem See.

Da steht er die drei Schwäne ziehn,  
 Und ringt die Hände sehr,  
 Die nickten freundlich, tauchen hin  
 Sah nicht sie wieder mehr.

Und gehet still ins Dorf hinein,  
 Im Dorf war alles Freud,  
 Und Allen mußts erzählt seyn,  
 Die staunen weit und breit.

Und als die Sehnsucht nun gestillt,  
 Die Heimath er gesehn,  
 Da fast ihn wieder unerfüllt,  
 Ach! ein unnennbar Wehn.

Da litt' der arme Knabe schwer,  
 Und wollt' es nicht gesehn,  
 Doch seine Wange bleichte sehr,  
 Er mußte ans Ufer gehn.

Und täglich er am Ufer weint,  
 Sehnt zu den Schwänen sich,  
 Doch weder Klang noch Schwan erscheint,  
 Da seufzt' er und erblich.

Graf v. Blauensee.

### Prüfungszeit.

Wenn die Zeit der Leiden naht,  
 Dir zu demüthsvollem Büßen,  
 Tilge nicht der Thränen Saat,  
 Such' die Thränen zu versüßen.  
 Aus dem wilden Thränen Thau  
 Blüht einst auf ein Himmelblau,  
 Süß, wie's werth nur zu genießen,  
 Wer recht ausgeharrt im Büßen.

Wilhelm von Schüb.

## Der Liebe Jahreszeiten.

### I.

Soll ich dich melden, seligstes Verlangen,  
 Was scheinst du dich vor andern mir zu  
 neigen?  
 Darf ich mich geben deiner Lieb' zu eigen,  
 Warum die Kälte, die mich läßt erbangen? —

Oft blieb ihr Blick an meinem Blicke hangen,  
 Doch nur um Strenge mir statt Gunst zu  
 zeigen,  
 Raum brach mein Flehen der Grausamen  
 Schweigen,  
 Die dulndend doch, daß sie mein Arm um-  
 fangen.

Wie oft wollt' ich die lieberglähnden Lippen  
 Dem süßen Munde zu vermählen streben  
 Um Labung für des Herzens Durst zu nippen.

Doch wie wenn Blumen kühner Lüfte Rosen,  
 Sich züchtig wendend, unberührt entschweben,  
 So floh'n auch meinen Kuß des Mundes  
 Rosen.

### II.

Nun fürcht' ich nicht mehr des Geschicks Empfö-  
 rung,  
 Und jeden Wunsch mag es mir nun ver-  
 sagen,  
 Auch werd' ich kaum noch einen neuen wa-  
 gen,  
 Seit meines sehnlichsten mir ward Erhörung.

Im Traum mich wähnend zag' ich vor Zerstörung  
 All meines Glücks, das ich nicht weiß zu  
 tragen,  
 Doch scheucht ein Wort des Zweifels banges  
 Zagen,  
 Sie liebt mich! heißt die mächtige Bes-  
 chwörung.

So wars nur Prüfung, ob des Herzens Flamme  
 Fortlobern würde in der Stürme Toben,  
 Die dem Geständniß deinen Mund verschlossen?

Zu welchem Leid das Schicksal mich verdamme,  
 Es zu bestegen ist mein Muth entschlossen,  
 Deinn Schweigen war die härteste der Proben.

## III.

Wohl mag so schnell des Stromes Fluth nicht  
 tauschen,  
 So rasch im Sturm der Wolken Flug nicht  
 ziehen,  
 Als Liebenden die goldnen Stunden fliehen,  
 Wenn Blick um Blick und Kuß um Kuß sie  
 tauschen.

Wie ängstlich muß ich nun den Stunden lauschen,  
 Seit du geschieden, wie will sich verziehen  
 Das hohe Glück, wo endlich mir verliehen  
 An deinem Mund mich wieder zu berauschen.

Vergebens blick' ich in die blaue Ferne,  
 Die dich hält, und leer verhallt die  
 Stimme,  
 Die wie mein Auge zu dir möchte dringen.

Ach, sehen mücht' ich zu des Tages Sterne,  
 Der dort sich hebt, daß er nicht mehr er-  
 glimme,  
 Bis er mir dich, mein Lebenslicht, wird  
 bringen.

## IV.

## IV.

Was klag' ich noch, warum noch fließen Thränen?  
 Es will nicht mehr des Schicksals Strenge  
 walten,  
 Die sie mir raubte, mich zurückgehalten,  
 Sie ist mir nah, es ist nicht eitles Wähnen! —

Noch lieb' ich dich, und doch steht dich mein  
 Sehnen;

Bei heißer Blut' schein' ich dir zu erkalten;  
 Doch Klüfte zwischen dir und mir sich spalten,  
 Die weiter sich als Land und Meere dehnen.

Dämon'sches Mißverständnis, hart Geschickel  
 Du hältst mich fest in deinen tausend Schlingen,  
 Raum darf ich klagen, was ich nicht verschul-  
 det.

Säh' sie im Kampf mich mit mir selber ringen,  
 Verkünden müßten ihr die Thränenblicke,  
 Daß solchen Schmerz die Unschuld nur er-  
 duldet.

E. N.

---

 Das Wahre.
 

---

Wenn, was wahr ist, du willst finden  
 Lerne, eine Lieb' erfassen,  
 Von ihr bis zum Tod nicht lassen,  
 Und Ein Licht wird sich entbinden.

Alle Tön' in Einen schmelzen  
 Dann, die sonst wie einzeln klingen,  
 Und die Seel' ist ganz gefangen  
 In des einen Lichtstroms Glänzen.

Wenn, was wahr ist, du willst finden,  
 Lerne, Eine Lieb' erfassen,  
 Von ihr bis zum Tod nicht lassen,  
 Und Ein Licht wird sich entbinden.

Wilh. von Schüb.

---



---

 Mißtrauen.
 

---

Wie hast du dich, Freude,  
 Verirrt mir ins Herz?  
 Gefügelte, scheide,  
 Hier wohnet nur Schmerz.

Ein Sonnenstrahl, fällst du  
 Zum Kerker voll Nacht,  
 Nur Schrecken erhellst du  
 Mit glanzvoller Macht.

Mein Aug' hat gewöhnet  
 An's Dunkel sich nun:  
 Mit Thränen versöhnet  
 Wünscht nur es zu ruhn.

Willst du mir nun blenden  
 Den krankenden Blick?  
 Dann grausam dich wenden,  
 Mich neckend mit Glück?

Hast du mich gefunden,  
 Um treu mir zu seyn?  
 Kann noch ich gefunden?  
 Kann noch ich mich freun?

Wenn Zufall dich führte,  
 Zu mir in die Nacht,  
 Flieh, eh mich berührte,  
 Die Hoffnung mit Macht.

Nicht grausam vergebens  
 Entfalte dem Blick,  
 Den Teppich des Lebens  
 Voll Freuden und Glück.

Hinein mir nicht sunke,  
 Du Farben = Gespenst,  
 Zu schwarz wird das Dunkle  
 Wo hell du geglänzt.

Den farbigen Bogen  
 Mal' nicht in mein Grau:  
 Versöhnung gelogen  
 Hat oft mir sein Bau.

Nicht steht ja mein Kummer  
 Um Gaben dich mehr,  
 So laß mir den Schlummer  
 Von Täuschungen leer.

Nicht mehr mag ich trauen,  
 Dir, täuschender Gast,  
 In Lüften mir bauen  
 Der Wünsche Pallast.

Zu oft hintergangen  
 Hat mich dein Besuch,  
 Du flohst, und gefangen  
 Hielt fester mich Fluch.

Korreff.

---

M a r c A u r e l i s B ü s t e .

---

Der Beschauer:

Sprich, warum denn so ernst, warum in die  
 Güte der Weisheit  
 Mischt sich der Trauerzug, der um die Lippe  
 dir klagt?

Der Kaiser:

Schau' in mein Leben zurück! Tief hab' ich die  
 Menschen geliebt ja,  
 Redlich wollt' ich ihr Glück, ach! und ich  
 kannte sie gut.

Korreff.

## Frühlings- und Gefanges-Erwachen.

1.

Könn' ich einmal wieder singen,  
 Wär' ich wiederum gesund,  
 Aber noch will's Herz zerspringen  
 Und in Trauern schweigt der Mund.

Raum, daß diese leise Klage  
 Aus dem vollen Busen drang,  
 Wie an einem Wintertage  
 Oft schon halb ein Vogel sang.

Wie aus Wolken eng verschlossen  
 Halb oft dringt ein Sonnenblick,  
 Bald von Regen übergossen  
 Wiederkehrt in sich zurück.

Also hellte mein Gemüthe  
 Ach nur kurz ein lichter Traum,  
 Und vom aufgeweckten Liebe  
 Hielten diese Tbne kaum.

2.

Es wollen Vögel wieder singen,  
 Es wollen Blumen wieder blüh'n,  
 Mein Herz! kannst du dich nicht bezwingen,  
 Nur einmal noch der Lust ergäh'n?

Was nimmer Leben durfte hoffen,  
 O sieh! das blickt jetzt frisch hinauf,  
 Hat dich sogar ein Frost getroffen,  
 Daß du dich nimmer richtest auf?

Es schafft, es klopft, es möchte sich heben,  
 Doch kann es nicht, es ist zu krank!  
 So schafft, so klopft, man hört's mit Beben,  
 Im Sarge der Scheintodte bang.

Dann kommen eilend seine Lieben,  
 Befrei'n ihn aus des Grabes Graus.  
 Du Herz, aus dieser Brust, der trübet,  
 Kommst du, ach! nimmermehr heraus!!

Justinus Kerner.

## L i e d.

O könnt' ich einmal los  
 Von all' dem Menschentreiben,  
 Natur! in deinem Schooß  
 Ein herzlich Kind verbleiben!  
 Mich rief ein Traum so schwer  
 Aus deinen Mutterarmen;  
 Seitdem kann nimmermehr  
 Das kranke Herz erwärmen.

Der Menschen Treiben, ach!  
 Das hält mich nun gefangen,  
 Das folgt mir störend nach  
 Wo Erd' und Himmel prangen.  
 Doch ist dies Treiben mir  
 So fremd und so unherzlich,  
 Und, Mutter, ach nach dir  
 Zieht mich ein Helmweh schmerzlich!

O nimm dein reuig Kind  
 In deine Mutterarme,  
 Daß dir's am Busen lind  
 Zu neuer Lieb' erwärme!

Wie ist's ergangen mir,  
 Daß ich verirrt so lange!  
 Mutter! zu dir, zu dir!  
 Wie ist's mir weh und bange  
 Bis ich wie Blum' und Quell  
 Dir darf am Herzen bleiben,  
 Mutter! o führ' mich schnell  
 Hin, wo kein Menschentreiben!

Justinus Kerner.

## L i e d.

Warum du nur Klagebne?  
 Warum du nur ew'gen Schmerz?  
 Stimmt Natur mit ihrer Schöne  
 Dich nicht einmal um zu Scherz?

Kommen Wolken hergezogen,  
 Liegt die Erde kalt und grau,  
 Bald ein lust'ger Regenbogen  
 Schimmert über Wald und Au.

Muß der Baum dem Sturm sich beugen,  
 Steht er ohne Farb' und Duft,  
 Bald mit tausend Blüthenzweigen  
 Spielt er üppig in der Luft.

Warum du nur ewig Schmerzen?  
 Du nur ewig hangen Traum? —  
 Läg' ich an dem Mutterherzen,  
 Der Natur wie Erd' und Baum,

Säng' ich lust'ge, farb'ge Lieder,  
 Spielt' ich wie ein herzlich Kind,  
 Feho wein' ich bis ich wieder  
 Die verlorne Mutter find'.

Justinus Kerner.

G e h e i m e r W u n s c h .

Mich entzückt das Frühlingswehen,  
 Und des Sommers Morgenluft,  
 Wie die Wässer wieder gehen  
 Und sich wiegt der Blumenduft,  
 Alle Vöglein munter sprechen  
 Durch die grüne Walbesnacht,  
 Daß mein Herze nicht zerbrechen  
 Wann der süße Klang erwacht.

Wenn die lieben Stimmen schallen  
 Wird' ich, ach! so tief gerührt,  
 Schläge gern mit Nachtigallen,  
 Wo's zu Sternen sich verliert;  
 Ist's mir doch als riefen alle  
 Ebne, komm an's trunkne Herz!  
 Und ich folgt' dem holden Schalle,  
 Halb in Lust und halb in Schmerz.

Jäger nicht: ich wahrlich werden,  
 Schweifte durch die grüne Nacht,  
 Schnres giebt's wohl nicht auf Erden  
 Als des Weidmanns freie Macht.

Wenn die Hörner laut erklingen,  
 Wenn sich Ross und Mann zerstreut,  
 Wird, verdeckt von Laubes Schwingen,  
 Um ein süßes Kind gefreit.

Ober werd' ich gar wohl Sänger,  
 Fühl' ich ahndend nicht den Drang,  
 Schlägt mein Herz nicht bang und bänger  
 Bei des Liedes Zauberklang.  
 Wunsch sieht man mit Wünschen tauschen,  
 Wechselnd wird die Brust durchhebt,  
 Doch der Eöne heimlich Rauschen  
 Ist's, was ewig in uns lebt.

Wilhelm, Freih. v. Eichendorff.

Einsamkeit und Liebe.

Nur Ein Wort, nur Ein Gedanke!  
 Hatt' ich doch die Welt im Sinne,  
 Daß ich wieder mich gewinne,  
 Nicht im Laumel ewig schwanke!  
 Ob ich lebe, sterbe, franke,  
 Ob mich Nacht, ob Tag hält inne,  
 Wie ich mich auch tief besinne,  
 Löst der Geist doch jede Schranke;  
 Eöne, Däfte nicht' ich denken,  
 In ein einzig Wort versenken.

Oft, so scheint es, flieht die Nacht,  
 Und ich steh' im vollen Lichte,  
 Kenne schäuernd die Geschäfte,  
 Habe viel und viel gedacht.  
 Weiß ich, wie vom Traum erwacht,  
 Dann verflungen das Gedichte,  
 Wie ich die Gedanken richte,  
 Hab' ich Keines doch gedacht;  
 Seh' das Bild mir steigend winken,  
 Und ich muß mich neigend sinken.

Lockend durch die Sinne ziehen  
 Oft mir Worte wie Gestalten;  
 Greif' ich, eine nur zu halten,  
 Seh' ich Blick und Gruß entfliehen.  
 O verwirrt, unselig Mühen!  
 Stumme Fragen, Lüfte halten  
 Tod durchglühend still erkalten,  
 Sonne Nacht, Mai ohne Blühen;  
 Keine Welt und Lieb' alleine:  
 Ist kein Gott denn hier der meine?

Würden Schatten Töne werden,  
 Die Gesichte süße Mienen,  
 Wo die Blicke Worte schienen,  
 Dieser Taumeltanz Gebarden;  
 Senkten Düste sich zur Erden,  
 Um als Blumen ihr zu dienen,  
 Würden Arme mir aus ihnen  
 Selig mich umfangend werden:  
 Lebt' im Ruf das Wort verloren,  
 Ich im Worte neu geboren.

Gottwahl

N o v e l l e n.

---

G r a f M a r k o s.

---

Bleiche Rose, bleiche Rose  
Sprichst so schmerzlich mir zum Herzen;  
Kennst mein Leid, daß du so traurig?  
Weißt du, Rose, meine Schmerzen?  
Was denn bleichte dir die Wangen?  
Bist du fern der Sonn' entblüht?  
Hat ein sehnendes Verlangen  
Durch dein Blumenherz gegläht?  
Bleiche Rose, bleiche Rose  
Bleiche Schwester meiner Wangen,  
Sehnend welke, Farbentose;  
Traurig ist dein Lein'z vergangen.

So klagte die Infantin in ihrem einsamen Schloß, getäuscht in ihres Herzens Hoffnung, von Markos vergessen. — Sie stand am Fenster, wo die zarte Rose entblüht war, und schaute in den Abendhimmel, in das weite Thal, über den Strom auf die Hügel hin; überall grünte und duftete es, nichts war für Solisa schön, nichts gab ihr Erquickung. Ihr lechzendes Herz bangte nach einem Blick von Markos, der nirgend mehr ihr begegnete, seit jener Stunde, wo sie ihm ihre Liebe gestanden.

Solisa ließ die muthigen Rosse satteln, und ritt in die Ferne, weit ließ sie ihr Gefolge hinter sich zurück, und schweifste den blumigen Schlagenpfad hinauf, der über eines Berges Rücken führte, in einen dichten Wald, der wiederum in ein tiefes, kühles Thal hinab sich senkte. Hier verschränkten sich mit den blühonden Apfelbäumen die hohen Myrthenstauben; schlanke Mandelbäume sproßten neben uralten Kastanien auf, der Boden, wie Smaragd, war mit Sinnblüthe wie mit einem himmelblauen Netz überzogen, zahllose Quellen spielten, wie silberne Schlangen, rieselnd und murmelnd um die bemoosten Stämme der Eichen: der ganze Ort erfüllte das Herz

mit Entzücken. Solisa konnte der anmuthigen Gewalt dieses Eindrucks sich nicht ganz entziehen, doch als ihr liebekrankes Herz sich noch kaum erlabt an der süßen Fülle von Schönheit, fühlte sie tiefer und glühender ihr Leid, und es schmerzte sie, daß alles um sie her so schön sey, und ihr Herz so einsam in der blühenden Welt.

Wie nun Solisa an der Quelle rosig und blau beblühtem Rande abgestiegen, dem schneeweißen Rößlein den goldnen Zaum, mit Rubinen und Perlen gestickt, freundlich auf den Hals hingeworfen hatte, und der Zelter, den Wink verstehend, sittig weiter ging, grasend und aus der Quelle Kühlung schlürfend, warf sich die Infantin nieder, und ließ ihren brennenden Thränen freien Lauf. Indem sie mit den Blicken die Schwingung der Hügel im Thal verfolgte, gewahrte sie an eines hohen Felsen Rücken den spitzen Giebel eines schneeweißen, gar zierlich gebauten Häuschens, welches, so recht in des Thales blühendsten Busen, wie eine hohe Lilie aus all den grünen Wipfeln hervorsah. Solisa ging fast unwillkürlich auf das Häuschen zu. Da saß, an einem Tisch, auf dem Nasenplatz eine hübsche, junge Frau, auf ihrem Schooß ein

Mägdelein von einem Jahre, aus dessen himmelsäßen Blicken alle Anmuth und Schönheit der blühenden Natur entzückender zurückstrahlte. Die Infantin konnte von dem süßen Kinde die Augen nicht abwenden, wie eine Zaubermacht verstrickten Lächeln und Blick sie, wie Erinnerung dämmert es ahnend auf in ihr; plötzlich stand es klar vor ihren Sinnen, es war Markos Urge und Mund! Aus ihr heraus rief es, ihr fast unbewußt: Graf Markos! Die Bäurin schaute sie verwundert an. Der Herr Graf sendet Euch wohl her, schöne Dame, sagte sie, nach der kleinen Blanchefleur zu sehen? Ihr könnt ihm sagen, wie ihr sie gefunden, doch werdet ihr zuvor eine Erquickung genießen! Mit diesen Worten setzte die Bäurin das Kind auf den Nasen neben ein weißes Lämmchen, das sogleich mit Blanchefleur zu spielen begann, und eilte in die Hütte.

Wie ein zerschmetternder Donnerschlag war diese Entdeckung auf Solisas Herz gefallen. Blanchefleur hatte den goldnen Saum des Gewandes der Infantin ergriffen, und ergößte sich jubelnd an dem blanken Schein der Perlen und Edelsteine darauf. Solisa betrachtete das unschuldige

Kind mit funkelnden Blicken. Sie fühlte, daß es nicht helfen würde, wenn sie nach der Mutter fragte, doch haschte sie schnell nach allen Erinnerungen des jüngstverflossenen Jahres; ein fast vergessener Vorgang, der ihr einst einigen Verdacht erweckt, kam in ihr Gedächtniß zurück, sie sah Blanchefleur forschend an, und schnell stand es eben so deutlich vor ihrer Seele, Blanka war des Kindes Mutter!

Jetzt kam die junge Frau zurück, beladen mit Weinkrügen und Orangen, die golden aus frischen Rosen hervorblickten. War Fräulein Blanka kürzlich hier? fragte Solisa. Das wagt sie nicht, antwortete die Bäurin, denn Graf Markos hält seine Ehe geheim, aus wichtigen Gründen, wie es heißt. So, so! sagte die Infantin, und zum Himmel schauend, in dessen duftendem Blau schon der Vollmond hing, erinnerte sie sich, daß die Nacht schon herannah, und ihr Gefolge um sie bekümmert seyn müsse; sie warf der Amme einige Goldstücke hin, rief den weißen Zelter, schwang sich hinauf, und verschwand.

Die Bäurin sah lange gedankenvoll nach, wie des Rosses Schnee, des Purpurkleides Funfeln noch durch das friedlichen Thales Grün

bligten. Das mag wohl eine Waldfönigin seyn, meinte sie; denn sie wußte Alles, und doch haben der Graf und die Gräfin geschworen, Niemanden etwas zu sagen. Sie sah nicht freundlich aus, sondern hatte so recht etwas von einer Verzauberung an sich. Was sie nur mit den Goldstücken gemeint hat? Was sollen wir damit, wir haben hier Wald, Feld, Heerden und den Gottesgarten, das vollblühende Thal! Es mag wohl ein Unfegen auf dem Golde ruhn. Ergriffen von diesem Gedanken nahm das junge Weib die Goldstücke und warf sie in die rieselnde Fluth, beruhigt schaute sie dann in den Vollmond, und ging in die Hütte, weil es schon kühl thante.

In der Infantin racheglühende Brust sank der Himmelsthar nicht hinab. Sie sah vom einsamen Lager die ganze Nacht hindurch in den einsamen Mond und in die bleichen Rosen hinein, und sehnte sich nach dem Tode. Frühmorgens ließ sie die schöne Blanka rufen, um doch nicht so allein an Schmerz und Grimm zu zehren. Die Schüchterne kam, die Stirn von Ahnung umwölkt, die Infantin empfing sie mit übelverhaltenem Zorn, und schon nach der ersten Begrüßung sagte sie ihr: „Eure Schönheit

hat sich wunderbar erhalten, Frau Gräfin! Doch Blancheflour sieht dem Vater noch mehr gleich, als der Mutter.“ Blanka wurde bleich, und schwankte, ihr vergingen die Sinne, zu den Füßen der Infantin taumelte sie hin, umschlang diese, und konnte vor Entsetzen und Jammer weder weinen noch sprechen. „Beruhigt Euch, Blanka,“ sagte Solisa: „ich will des Kindes Mutter seyn, ich selbst werde sie erziehen!“ Sie zog die Schelle, und ihr Kämmerling Riccardo trat herein. „Geht eiligst,“ rief sie ihm zu: „nach dem Thal Selva Florida, wo ihr in der Arme Armen, oder in der Wiege, die kleine Blancheflour finden werdet. Bringt sie sorgfältig und insgeheim nach dem Schlosse, in meine Wohnung!“ Riccardo neigte sich, und ging, den Befehl zu vollstrecken. Blanka hatte indeß Thränen und Worte gefunden, und sagte der Infantin: „Ja, Prinzessin! Graf Markos ist mit meines Vaters Einwilligung mein Gemal. Unsere Liebe hat mit der Kindheit begonnen, und wird im Grabe nicht enden. Du hast uns verziehen, und so bleibt mir nichts zu wünschen übrig, nur um das Eine fleh' ich dich, laß mir Blancheflour!“ — „Dies ist unmöglich!“ rief die Infantin: „Blanche-

flour wird die Meine; denn hierin habe ich meine ganze Lust.“ — „So wär' es denn Unrecht noch zu wiedersehen,“ sprach Blanka: „dankend küß ich deines Kleides Saum.“ Die Infantin ließ ein Frühstück bringen, nur um das Gift noch mehr einzusaugen, das mit Blanka's Worten in ihre Seele floß. Blanka mußte ihr berichten, wie ihre Liebe entstanden sey, wie hoffnungslos und treu sich Markos um sie beworben, und wie zuletzt sein Gram, ihre Verzweiflung, des alten Grafen, ihres Vaters, Herz besiegte, so daß er zu einer heimlichen Heirath seine Einwilligung gegeben habe; denn ihr Gemal habe gewünscht, daß ihre Ehe eine Zeitlang verborgen bliebe. Nun sah die Infantin klar, wie falsch sie Markos Worte und Blicke gedeutet, und das für Liebe genommen, was doch nur Ehrerbietung und gefällige Sitte war; auch verstand sie es nun erst, daß Markos ihren Hof nur Blanka's wegen so oft besucht. Ach! es that ihr alles um so heißer weh, je klarer es sich ihr entwickelte, und ihr Schmerz ward zur heftigsten Wuth, deren Ausbruch sie kaum zurück zu halten im Stande war. Jetzt kam Riccardo zurück, und berichtete, daß die Kleine mit ihrer

Amme

Amme Bartolina in der Säufte unten am Schloßhof hielten. „O Himmel, laßt sie mich sehen!“ rief Blanka. „Du wirst sie früh genug sehen,“ sprach Solisa, und gebot dem Riccardo, Blanche flour sogleich nach dem Schloß in die Stadt zu bringen. Riccardo gehorchte, und auf der Infantin Wink entfernte sich Blanka.

Kaum war Solisa allein, als der König, ihr Bruder, von der Jagd zurückkam, und nach seiner Schwester verlangte. Es war der König ein blühender, herrlicher Jüngling; glühend für Ehre und Ruhm, rasch und gewaltfam.

„O, Schwester!“ rief der König Solisa zu: „welche Wunder birgt dieser Wald!“ — „Ja wohl,“ seufzte die Infantin; denn sie gedachte der wunderbaren Begebenheit des vorigen Abends. „Laß die sagen, was mir geschehen,“ sprach der König. „Ich verfolgte einen Hirsch bis in des Waldes tiefstes Dickicht, mein Geschloß erreichte ihn, er sank an einer Quelle nieder, in seinem Blute gebadet. Die Stelle war so anmüthig und kühl, daß ich hier zu ruhen beschloß. Ich ließ das Pferd grasen, und warf mich auf den Sammetteppich der Fluren nieder, um einen Augenblick zu schlummern. Meine Augen schlossen sich, und alsbald war

es mir, als sey ich völlig wach; denn ich sah Wald, Quelle und des Hirsch's entseelten Bän, und ein Greis mit Silberlocken führte mich bei der Hand zu einem Fels, der auf sein Wort sich verschloß, und den Eingang zu einer leuchtenden und funkelnden Grotte zeigte. In diese hinein leitete mich der Greis, schweigend und ernst, und wir stiegen bergab durch tiefdunkle Hallen, wo nur Gewässer rauschten, sonst die tiefste Stille herrschte. Endlich gelangten wir in dieser Grotte Centrum, wo alles uns licht und blühend, wie ein ewiger Frühling, umfing. Ein Blumenkreis umgab einen kleinen silberhellen See, ringsum war dunkles Gebüsch, und alles still umher, kein Vogel zog durch die Luft, kein Windhauch rührte die Blätter, die spiegelglatte Fluth schwieg. Schau in diesen See, sprach der Alte, und wisse, ich bin Merlin, der hier um Niniane in ewigem Sehnen mit himmlisch süßen Schmerzen ringt, und nun vom Weh nicht wie der scheiden mag; dir, König, ist von den Sternen ein Anderes beschieden, doch verlangt dein feliges Glück Beharrlichkeit und Treue! Nun schaute ich in den See hinein, und erblickte, nicht mein Spegelbild, sondern im Glanze gol-

dener Locken ein Hirtenmädchen, schlank und königlich gebaut. Ihre Wangen trugen den Glanz des jungen Morgens, Blick und Lächeln machten die Sinne trunken. Sieh dies holdselige Bild, sprach Merlin, diese ist deine Geliebte, deine Braut! Ehe noch Silberhaar deine Scheitel krönt, wird diese dein; glaube und beharre! — Ich hörte nur halb auf des Alten wunderbare Worte, so durstig trank mein Blick des Bildes Wunderreiz, das lächelnd meine Seele stahl. Doch die Fluthen des Sees trübten sich, das Bild zerrann, mich streckte ein Donnerschlag betäubend nieder, und da ich erwachte, lag ich an des Quells Rande, neben mir der Hirsch, der noch kaum verendet. Dies Bildniß, o Solisa, waltet nun ewig in meiner Seele, nun ist mein Leben glühender Sehnsucht geweiht, den Träumen meine Freude verfallen.“ Mit diesen Worten verließ der König seine Schwester, welche nun einsam blieb mit all' ihrem Leid.

Indeß kam wohlgenuth Graf Markos, der erste Feldherr des Königs, nach einem rühmlich beendigten Kriege zurück. Er ging nach dem Dorfe in der Nähe von Selva Florida, wo er Blanka finden sollte. Blanka's erstes Wort war

die Nachricht, daß die Infantin Blanchefleur zur Tochter angenommen. Bei der Infantin Namen erblaste und bebt' Markos. Blanka, deren Seele an des Geliebten Augen hing, sah dies und rief: Was ergreift dich so, mein Gemäl? Vergebens suchte Markos auszuweichen, er mußte seines Kummers Grund entdecken, und zitternd gestand er seinem Weibe Solisa's von ihm unerwiderte Liebe. „O,“ rief die reine Blanka: „wie verblendet dich dein Urtheil! Wenn Solisa dich liebt, so wird ihr dein Kind unaussprechlich theuer seyn, du kennst sie nicht; sie ist ein Engel auf Erden!“ — „Laß das, mein edles Weib,“ sprach Markos: „nicht in allen Herzen gestaltet Liebe sich auf gleiche Weise; hier ist sie ein Seraphsittich der Seele, dort ein Gift, das die edelsten Kräfte verzehret.“

Weide Liebenden kamen nun überein, ihren Vater zu bewegen, daß er ihre Heirath öffentlich erklärte, damit auf der Tochter Geburt kein Makel bliebe, und Solisa sie der Mütter widergeben müsse. Dann schied Markos von dem holden Weibe, um dem Könige von den Siegen, die er erfochten, Kunde zu bringen.

Als Solisa erfuhr, daß Markos seine Hei-

rath mit Blanka erklären wollte, ließ sie die Gräfin rufen, und sagte ihr kurz und scharf: „Blanka, ich habe ein ernstlich Wort mit dir zu sprechen. So dir Markos theuer ist, mußt du wissen, was es sey, ihn zu lieben. Ermiß denn, nach dem Umfang deines Glücks, den Umfang meines Leides, und reiz' nicht meines Zornes Gluth. Wenn deine Tochter dir theuer ist, so nimm des Grafen Hand nicht an, sondern schlag' ihn aus, denn dein Ja ist Blanchefleurs Tod!“ Mit diesen Worten verließ Solisa die bebende Blanka, die im herzerreißenden Kampfe mit sich selbst zurückblieb, erstarrend vor dem Übermaß von Grausamkeit in einem Herzen, in dem einst so viel Liebe und Huld wohnte. Wie nun Blanka, von Zweifeln bestürmt, ihr herbes Loos beweinte, nicht wissend, welchem Ausweg sie ergreifen sollte, da erwachte in ihrer reinen Seele der Glaube an die Menschheit wieder. Sie hielt es für unmöglich, daß die Infantin ihrer Eifersucht das Leben eines holden, unschuldigen Kindes opfern könne, und sie beschloß, Markos die Hand zu geben, und erklärte dies der Prinzessin schriftlich in den herzergreifendsten Worten; sie sagte ihr am Schluß jenes Briefes,

wie sie dafür halte, daß Solisa sie nur prüfen wolle, um zu erfahren, ob Blanka wohl einen Augenblick an der Großmuth eines so edlen Herzens irre werden könne, doch sey es ein grausamer Scherz, den ihre Treue nicht verdient habe.

Statt aller Antwort ließ Solisa Blanka zu sich einladen. Sie erschien bang und ahnend, und fand bei der Infantin den König, der ihr huldvoll sagte, er freue sich, Alarkos Gemalin zu begrüßen. Auch Solisa zwang sich zur Freundlichkeit, und lud Blanka zum Mittagessen ein. Der König entfernte sich, und auf Solisa's Wink entwich jedermann aus dem Saale. Da ergriff die Infantin Blanka's Hand, und führte sie in ein Zimmer, wo ein Tisch mit einem einzelnen Bedeck bereit stand. „Hier, Blanka,“ rief sie mit zornfunkelnden Augen: „genieße das Mahl, das ich dir bereitet habe, und sage mir dann, ob es dich erquickt hat!“ Jetzt ließ die Infantin Blanka allein, die in heißer, dumpfer Angst und schmerzlicher Ahnung halb bewusstlos auf den Sessel hinsank, und kaum zu athmen Muth hatte. Mit bebender Hand wagte sie endlich, die silberne Schaal, die vor ihr stand,

aufzudecken, da lag auf weißen Rosen ein kleines, zartes, noch zuckendes Herz. Bei diesem Anblick sank Blanka bewusstlos auf den Boden hin, und als sie Hülfe von den herbeigerufenen Dienerinnen empfing, war sie ganz ohne Besinnung, und sprach verworrene Worte vom Herzen, das die weißen Rosen mit blutigen Thränen benetzt habe! Niemand als Solisa verstand Blanka's düstre Reden und ihren unermesslichen Schmerz, doch sie weidete sich am Anblick ihres Leides, und schickte dann die Unglückliche, die mit dem Tode rang, als Wahnsinnige in einen Thurm.

Nickardo war beauftragt worden, Solisa's Grimm die zarte Blanchefleur zu opfern, doch der sonst so tief verderbte Schmeichler entsetzte sich vor dem Verbrechen, und der Unschuld süßes Lächeln stahl sein Herz. Er nahm alsbald das Kind in seinen Mantel, und trug es durch den Garten seines Hauses auf das Feld an den Strom, wo ein leichter Nachen an einem Pflock gebunden war. Er legte die holde Blanchefleur hinein, auf ein Lager von weichem Moos, und neben sie einen Juwel von sehr großem Werth; sanft löste er dann den Nachen, der vom mil-

den Windhauch getrieben stromabwärts glitt, in-  
 deß das zarte Kind süß schlummerte. Mit hel-  
 fen Thränen rief Riccardo der Armen ein bit-  
 tres Lebewohl nach, und flehte den Himmel um  
 Schutz für die Unschuld an. Dann nahm er  
 eines jungen Rhees Herz, und brachte es Solisa'n,  
 die nicht zweifelte, daß ihr Kämmerer ihren Be-  
 fehl erfüllt habe. Doch von diesem Augenblick  
 verabscheute Riccardo seine Gebieterin; sobald  
 sie ihn entlassen, entfloh er in verstellter Tracht,  
 und nahm den Weg stromabwärts, forschend  
 nach Blancheflour. Es war Abend und heller  
 Vollmondschein. Riccardo ging sehnennden Her-  
 zens die blühenden Ufer entlang, viele Stunden.  
 Weit umher war keine Hütte sichtbar, und schon  
 vermeinte Riccardo, das Kind möchte wohl mit  
 dem Fahrzeug in den Wellen umgeschlagen und  
 ertrunken seyn. Er schalt sich, daß er nicht  
 auf andre Weise gesucht, Blancheflour zu ret-  
 ten, und sie nicht in seinem Hause verborgen  
 hätte, statt daß er, von die Furcht übermannt,  
 nun wider seinen Willen zum Mörder gewor-  
 den. Wie er sich den bleichen Leichnam des  
 Kindes in den Fluthen dachte, so ergrimmete er  
 gegen sich selbst, und fluchte den Vanden, mit

welchen der Böse die Menschen umstrickt, die  
 der Macht schmeicheln, und ihr gehorchen, wenn  
 sie Verbrechen gebietet, statt daß sie nur auf  
 der Seele Heil bedacht seyn, und diese zu ret-  
 ten suchen sollten. In so heißer Reue ging  
 Riccardo immer weiter, und die ewiglächelnden  
 Himmelslichter, die sich in den Fluthen spiegel-  
 ten, strahlten keinen Frieden in sein Herz.

Mit jedem Schritte stieg Riccardo's Angst und  
 Reue, da hörte er mit einem Male im Schilf  
 ein leises Wimmern, ahnend stürzte er auf die  
 Stelle zu, und erkannte beim Mondlicht den  
 Nachen, den das Geschilf festhielt, und sah die  
 holde Blancheflour, die hilflos und einsam dort  
 schon mehrere Stunden gekammert hatte. Da  
 stürzte Riccardo zuerst auf die Kniee, und dankte  
 Gott, der seine Seele von Verzweiflung geret-  
 tet hatte; dann eilte er, das Kind aus dem Na-  
 chen zu heben, das ihn nicht sobald ersah, als  
 es still wurde, und süßer lächelte, als der Mond  
 am Himmel. Da drückte Riccardo das Kind  
 mit sanften Küssen und Thränen an sein Herz,  
 schöpfe ihm Wasser in der hohlen Hand, und  
 wiegte es dann auf seinem Schooße in Schlum-  
 mer. Darauf ergriff er den leuchtenden Edelstein,

der noch im Nachen lag, und eilte, die süße Last am Herzen, auf eine Einsiedelei zu, deren großes schwarzes Kreuz hoch über die Wipfel der nahen Waldung emporragte.

Sehen wir indeß wieder auf die trostlose Blanka zurück, die, als Wahnsinnige, in einem hohen Thurm an der Ringmauer der Stadt saß, sich verzehrend in hoffnungslosem Weh, nicht ahnend, daß der Himmel sich ihrer erbarmt. Wohl mag auch Mancher, der diese Worte liest, jetzt irgend ein Leid beweinen, wie Blanka, und weiß es nicht, daß die Rettung schon da ist! Wie eine Wolke vor die Sonne, lagert sich oft ein schweres Leid vor unser süßestes Glück, damit es näher um so herrlicher strahle; denn der himmlische Vater umhüllt gern die rosige Freude mit Trauerschleiern, und läßt sie dann selig lächelnd aus Thränen hervorgehen.

Um die Wälle des Kerkers her ging schwermüthig, tiefgebeugt, Graf Markos, vor wenigen Stunden noch der Ritterschaft leuchtendster Stern, nun der unglücklichste der Männer. Als Blanka vom Gitter des Thurms Markos sahe, da wich den des Wahnsinns Nebel vor dem süßen Licht der Liebe, und sie rief seinen Namen aus. Markos

vernahm Blanka's Ruf. In meine Seele, sprach er, dringt ein Ton, der alle Wolken durchbricht, wer diese Stimme vernimmt, kann nicht mehr zweifeln, wer diesen Blick sieht, banget nicht mehr! Mein, alles ist gut! Ich sehe sie, und sie hat mich erkannt! „Mein Markos!“ rief Blanka: „bin ich nicht mehr dein? Hat sich denn Alles von mir gewendet?“ — „Du, mein geliebtes Weib, Du, Seele meines Lebens!“ sprach Markos: „sage mir, hält denn finst'rer Wahnsinn deinen Geist in Banden? Wird Du meiner Liebe zurückgegeben werden? O, laß mich eilen, Deinen Kerker zu öffnen, kehre wieder an meiner Hand in das schöne Leben!“ — „O, rette mich,“ rief Blanka; „denn wisse, Solisa, die mich zum Gastmal einlud, und mir — o unermesslicher Jammer! — in silberner Schaal auf weißen Rosen Blancheflour's noch zitterndes Herz darbot, ließ mich durch ihre Wache als Wahnsinnige nach diesem Thurm bringen.“ — „Meine Blancheflour ist dahin!“ rief Markos: „wie, und Solisa lebt? Ihre eigne That ist nicht wie ein Donnerschlag zerschmetternd auf ihr Haupt gefallen? Ist noch ein Gott im Himmel! Scheint ihr noch immer heiter herab, ihre ewigen Sterne? Doch, meine Blanka,

fasse Muth! Der Himmel hat uns Kraft gegeben, diesen Schlag zu tragen, laß uns leben, daß wir uns rächen und Trost finden!“

Indeß die beiden Gatten ihren Thränen und schmerzlichen Herzensergießungen freien Lauf ließen, kam der König des Weges geritten. Er stieg vom Pferde, als er den Grafen erblickte, dessen bleiches Antlitz von seinem Schmerz zeugte. Markos wollte vor dem König die Kniee beugen, doch dieser nahm ihn freundlich bei der eiskalten, zitternden Hand, und führte ihn ins Gehölz, welches dem Thurm so nahe lag, daß seine Spitze über die Wipfel hin noch sichtbar war. Des Königs Gefolge war auf seinen Wink zurückgeblieben, und die beiden Helden wandelten schweigend durch düstergrüne Baumgänge bis zu einer Quelle hin, die hoch vom waldbewachsenen Felsen herab in ein schwarzes, von tausendfarbigen Blumen umduftetes Marmorbecken fiel. Hier ließ der König sich auf den Nasen nieder, und sprach bewegt zu Markos: „mein edler Graf, ich lese eine tiefe Trauer in Eurer Blicken; sagt mir an dieser anmuthigen Stelle, deren Duft, Kühlung und Schatten schon das Herz erquicket, was Ihr für Kummer tragt, und

laßt Eure Thränen hier am Quelle rinnen, der nicht aufhöret ein süßes Leid zu beweinen. „Mein Schmerz“ entgegnete Markos: „ist nicht von der Art, daß er durch Klagen gemildert werden könnte, und wie könnt ich am Rande dieser Quelle süße Zähren vergießen, da ich mein Herzblut in Thränen ausweinen möchte! Mein, solch ein Echo von Nachtigallen, als von diesen Felsen tönt, ist nicht für meinen Schmerz, und nicht diese grüne Einsamkeit ein anmuthiger Zufluchtsort, mein Leid darin zu hegen. Die Nacht dumpfger Mauer und des Grabes Schrecken würden der Botschaft geziemen, die Du, mein theurer König, von mir zu vernehmen hast. Wisse denn, daß ich seit zarter Kindheit mit Blanka in reiner Treue verbunden, vor zwei Jahren mit der Braut den Segen der Kirche mit des Vaters Bewilligung empfing, und daß vor kurzem die Geburt eines wunderlieblichen Mädchens uns beglückte. Dies Köstlein der Flur, das ein Sturm krickte, dieser Stern einer kurzen Nacht wurde, o Himmel! das Schlachtopfer der unerhörtesten Rache. . . . Die Infantin, wer kann solche Grausamkeit mit solcher Huld und Schönheit vereint denken? — die Infan-

tin ließ die zarte, unschuldige Blancheffour ermorden, und der Mutter das zitternde Herz des Kindes in silberner Schaalē reichen. Daß ich Wahrheit gesprochen habe, schwöre ich Euch bei meiner Rittertreue! Ich schwöre es Euch bei diesem Herzen, das Euch mit Liebe ergeben ist. Außerdem sitzt meine unschuldige Gemalin als Wahnsinnige in jenem Thurm gefangen.“ —

„Es ist genug, Markos,“ sagte der König; „Ihr sollt Gerechtigkeit finden.“ Mit diesen Worten sprang er auf, und verbarg sein glühendes Angesicht vor Markos, unaufhaltfam nach dem Ort hineilend, wo sein Gefolge geblieben war. Markos folgte ihm bang und ahnungsvoll; denn es war ihm nicht unbekannt, welche Gewalt Solisa über ihres Bruders Herz ausübte.

So wie der König in sein Schloß zurückgekommen war, ließ er seine Schwester rufen. Er schaute lange mit funkelnden Blicken auf sie hin, doch Solisa veränderte nicht die Farbe. „Ich bestehē Dich, mein Bruder und mein König,“ sagte sie; „doch so frei spricht mich mein Herz, daß ich Deinen Zorn nicht scheue. Was ich gethan, werde ich nie leugnen; denn meine Liebe und meine Ehre kann ich hier als meine einzigen Richter

erkennen. Sie sind es, die meine Schmach gerochen haben.“ — „Sage mir, Barbarin,“ unterbrach der König Solisa: „ob die Fabel von Circe oder von Medea eine gräßlichere Unthat berichtet? Einem holden, unschuldigen Kinde nimmst Du das Leben? Was bewegte Dich zu einer solchen Gräueltthat? Bist Du von meinem Blut? Kann in Deinem, mir verwandten Herzen das Erbarmen todt seyn, und nur die Grausamkeit leben?“ — „Besänftige Dich, Herr!“ rief Solisa: „und höre meine Rechtfertigung. Wisse, daß längst Graf Markos durch anhaltende Bewerbung mein Herz gewann, daß er in mich drang, ihm meine Hand zu verheißē, und daß ich ihm meine Ehre zum Pfande meines Versprechens gab. Bei diesem Allen war Blanka meine Vertraute. Urtheile nun, ob ich mich rächen mußte, ob ich einen solchen Schimpf ertragen durfte.“ — „O Uebermaß von Weh!“ rief der König aus: „die vollste Genugthuung soll der Schwester werden, doch muß ich die Mörderin ewig verabscheuen.“ Solisa ging bleich und zitternd fort; sie fühlte wohl, daß sie nun gewiß noch größeres Unheil angerichtet habe, doch sie konnte keinen Schritt zurück thun. Wenn der Böse ein Herz einmal in

seinen Stricken hat, so reißt er es unaufhaltsam durch immer künstlichere Verwirrungen in den höllischen Abgrund hinein.

Inzwischen war auf des Königs Befehl die unglückliche Blanka der Gefangenschaft entlassen worden. Zu ihres Vaters Schloß zurückgebracht, warf sie sich weinend an ihres Mannes Brust, den sie dort antraf. Der alte Graf, der von ihrer Gefangenschaft nichts erfahren hatte, war weit weg geritten, um seine Tochter zu suchen, von der er glaubte, sie sey mit Markos entflohn. Beide Liebende waren allein in den Hallen der alten Burg. Markos, erfüllt von schwarzen Ahnungen, saß in dumpfem Schweigen neben Blanka, die, eingedenk des Verlustes ihres süßen Kindes und der Schrecken des Kerkers, in den Gemal drang, daß er sogleich mit ihr entfliehen möchte. „Komm, mein Gemal,“ sagte sie: „verachte allen Tand irdischer Größe und Herrlichkeit, da auf Erden kein anderes Glück treu ist, als das der Liebe in unsrer eignen Brust. Komm mit mir in die tiefste Einsamkeit! In den Wäldern wollen wir leben, wo die grünen Bäume uns in gastfreien Räumen empfangen. Die friedlichen Quellen, die lächelnden Blumen

sollen uns dafür trösten, daß der Menschen Verderniß so groß ist! Die leichtbeschwingten Sängler in den säuselnden Wipfeln werden uns Ruhe in das Herz singen, und das Fest treuer Liebe feiern; Feld und Wald werden uns reichen, was der Genügsame bedarf. Wir bauen uns dann für den Winter eine kleine Hütte, und finden dort Schutz und süße Ruh. Wenn die Flamme auf dem kleinen Heerde leuchtet, und die Geister der Einsamkeit uns mit Frieden umwehen, dann werden wir jedes Leides vergessen; wir werden dann fühlen, welche Freuden dem Menschen bereitet sind, der reines Herzens sein Glück nur in der Liebe und in der Natur sucht. In dem Blanka so herzliche Worte sprach, war es Markos zu Muth, als tränke er himmlische Erquickung aus einer reinen, kühlen Quelle, und jeder Wahn von eitler Größe sank wie eine Last von der erleichterten Brust, die ein seliger Frieden erfüllte. „Ja,“ mein herrliches Weib,“ sprach er: „komm mit mir, wir wollen nur meinen treuen Diener, den ersten Boten unsrer Liebe und unsre Kostbarkeiten mit uns nehmen, und in ein fremdes Reich entfliehen, wo wir auf ländlicher Flur eine Heimath der Liebe und

Treue begründen werden!“ Indem die Liebenden so sprachen, und schon im Begriff waren, die Anstalten zur Flucht zu treffen, kamen mehrere Trabanten des Königs in den Saal, die ihnen erklärten, daß sie auf der Stelle ihnen folgen müßten, weil der König sie beide zu sprechen verlange. Blanka sank, bleich wie eine zerknickte Lilie, ohnmächtig in Markos Arm, der sie die Marmorstufen des Schlosses hinunter in die Sänfte trug, welche bereit stand, die unglückliche Gräfin zu holen. Markos schwang sich auf sein Roß, und ritt athemlos zum Könige hin, um sein Geschick von dessen Lippen zu vernehmen. Der König erwartete den Grafen in dem Garten des Schlosses, am Ufer des reißenden Stromes, wo ein Rachen, mit silbernen Ketten an einer Säule befestigt, auf den Fluthen schwebte. Markos erkannte beim ersten Blick, daß er sich über die Art und Weise der Botschaft des Königs, die einer Gefangennehmung ähnlich sah, nicht getäuscht habe, und daß er und Blanka verloren seyen. Da nun der König mit funkelnden Augen dem bebenden Markos zurief: „daß keine Strafe schwer genug sey, um sein Vergehen zu rächen, und daß die ent-

ehrte Solisa ihrem Bruder ein Geheimniß enthüllt, das der König nicht auf dem Herzen tragen könne,“ so sank der Graf zu seines Herrn Füßen; er wollte sich vertheidigen, doch die Worte fehlten seinem Entsetzen und seinem Schmerz. Der König fuhr fort: „nur Blut kann den ungeheuren Frevel sühnen, doch nicht Dein Blut, Markos! Dank es der Liebe der Infantin, daß meine Huld Dein der Rache verfallnes Daseyn fristet, und Dich auf den Gipfel der Ehre und Macht erhebt, statt Dich in den Abgrund zu stürzen. Ich habe über Deinem Frevel nicht vergessen, daß Du mein edelster Held, mein erster Heersführer bist. Du sollst mein Bruder, der Gemal Solisa's seyn; Blanka sterbe, sie hat den Tod verdient; denn sie, die in der Nähe der Infantin lebte, wußte von Deinem Bündnisse mit meiner Schwester. Dieser Rachen erwartet die Pflichtvergessene; mögen die Wellen sie in den kühlen Schooß hinabreißen, damit Du, der unwürdigsten Bande entledigt, dem frühern Wort Gnüge leisten kannst!“

Bei diesem Ausspruch des Königs sah Markos schweigend gen Himmel, als müßte ihm von dort aus Trost werden; doch der blaue Aether

und die ganze Natur blieben ungetrübt bei seinem Jammer, und während er mit seinem stummen, herzdurchbohrenden Schmerz rang, kamen die Trabanten, welche Blanka herbeiführten. Als der König sie erblickte, wendete er sein Angesicht weg, denn sie stand todtenbleich in stiller Ergebung da, wie ein Lamm, das zum Opfer geführt wird. Schwere Thränenperlen sanken auf die schwarzen Ringellocken nieder, die den blenden Hals umflossen. „Du kennst mein Gebot,“ sprach der König zu Markos: „und Deiner Neue erstes Zeichen sey Übung des heiligen Gehorsams, den ein Unterthan seinem König schuldig ist.“ So verließ der König Markos, der noch regungslos und in die Wolken starrend, wie versteinert stand. Die Trabanten lösten jetzt die Kette, welche den Rachen am Ufer festhielt; einer der finstern Männer, der kalt und höhnisch auf die unglückliche Blanka sah, die in schneeweißen Kleidern und Schleiern zitternd da stand, hielt das Ende der silbernen Fessel in der Hand, und schien den Augenblick ungeduldig zu erwarten, wo er das leichte Fahrzeug der Wuth der reißenden Wellen Preis geben könnte. „Nehmet nur Abschied von Eurem Herrn und Ge-

mal!“ rief der Kriesmann: „denn Eure Todesstunde ist gekommen.“ — „Ja, meine Blanka,“ rief Markos: „des Scheidens bittere Stunde hat geschlagen! Auf diesen Fluthen soll der Tod Dich treffen, der König hat es befohlen, und ich bin Markos und sein Unterthan. Stirb denn, Du süßeste Hälfte meines Seyns, stirb, und laß meinen Leichnam hier, der ohne Dich, wenn nicht des Lebens, doch der Seele beraubt, umherwandeln wird!“ — „Wie ist es möglich, mein Gemal,“ rief Blanka, indem sie mit Mühe Worte fand, ihren Jammer auszusprechen: „wie ist es möglich, daß Du Dein treues Weib vor Deinen Augen willst ermorden sehn? Wenn Du nicht der Liebe gedenken willst, die noch jetzt unsre Seelen vereint, o so gedenke doch derjenigen, mit der Du sonst an mir hingst. Wenn es ein Verbrechen ist, Dich zu lieben, so habe ich immer nur dieses begangen! Wie kannst Du von der innigsten Liebe zum Haß übergehen; denn wenn Du mich nicht hastest, würdest Du mich dann nicht zu retten streben? Weißt Du noch, wenn Du in Selva Florida am rieselnden Quell mich in Deinen Armen hieltest, da wo die ewigen Felsen das blühende Thal umschließen? Du sagtest mir:

eh' sollen diese Felsen wanken, als mein Herz! Ach, diese Felsen stehen noch da, aber Dein Sinn ist verändert! Doch nein! Du bist nicht Schuld an meinem Tode, nur mein Unstern führt ihn herbei. Nicht den Tod werd' ich fühlen, nein! nur daß ich von Dir lassen muß! Das Leben ist ja nur eine Flamme, die sich in der eignen Glut verzehrt, eine Blume, die sich erschließt, um zu welken; ich auch glühte und strahlte, um schnell zu verlöschen, blühte und prangte, um schnell zu verblühen. Zu süß war mein Glück, um auf Erden Dauer zu finden! So lebe und blühe denn, nur Blanka falle und leide! Erlösche mein Stern, nur der Deine strahle! Gott sey mit Dir, Gott, der mich auch im Tode nicht verläßt, meine treue Liebe geht mit mir in den Tod, und wird mit mir in den Himmel gehen, wo unverschuldet Leid, Trost und Ruhe findet.“ — „Zitternd und mit schwer durchbohrtem Herzen steh' ich vor Dir, o mein geliebtes Weib,“ sprach Markos: „jede Deiner Thränen trifft wie ein glühender Pfeil meinen Busen, jedes Wort ist ein Donnerschlag für mich, jeder Seufzer ein Tod. Eile denn in diesen Nachen, der als Sarg Deiner harret, geh' und vertraue den tobenden

Fluthen Dein Leben; sie werden barmherziger seyn, als Deine Mörder!“ — „Ich gehorche,“ sprach Blanka: „so gieb mir denn den Abschiedskuß, das letzte Glück meines Lebens!“ — „Nimm ihn hin,“ sprach der Graf, und drückte Blanka an sein Herz, fest und fester, als dürfte keine Macht sie ihm entreißen. Als nun das süße unschuldige Weib mit geschlossenen Augen und bleichen Lippen an Markos Brust lag, kalt und starr wie ein Marmorbild, da übermannte den Helden sein Leid, und er sank ohnmächtig auf den blumigen Rasen nieder.

Als Markos erwachte, hörte er aus weiter Ferne noch den ächzenden Ruf seiner Blanka, den Scheidegruß des Todes, der sein Herz mit unendlichem Jammer erfüllte. Die Trabanten hatten des Königs Befehl vollzogen, und Blanka irrte auf dem Strome umher. Markos konnte es nicht fassen, daß er noch lebe, und ließ sich in dumpfer Betäubung zu der Infantin hinführen, der er vor dem Altar der Schlosskapelle die Hand reichte, welche sie in thörichtester Freude empfing, wie Eine, die nun das Ziel ihrer Wünsche erreicht hat. Der König verbannte das Ehepaar auf ein weltentlegenes Jagdschloß im Walde,

nach welchem sie noch in derselben Nacht hinreiseten. Ihren schneeweißen Zelter mit funkeln dem Geschmeide spornte die schöne Königstochter, und hielt sich für die Besitzerin der Welt, da der edle Markos als Gemal an ihrer Seite prangte; doch dieser ritt schweigend und in sich gekehrt durch die blühenden Fluren, und da der Pfad neben dem Fluß hinlief, so horchte er nur auf das Brausen der Wellen, die seinen Schmerz um Blanka mit ihm zu klagen schienen. Als nun aber der Pfad in das Gebirg führte, und das letzte Rauschen der Fluth verhallte, da mußte Markos von der Hoffnung scheiden, seiner Blanka Leichnam zu erblicken, und er sprengte in dumpfer Verzweiflung weiter.

Als Markos am Abend das hochzeitliche Lager bestieg, zog er sein gutes Schwert, und legte es zwischen sich und der Infantin. „Siehe wohl zu, o Fürstin,“ sagte er: „welche Frucht aus böser Saat reifet! Dies Schwert liegt zwischen uns, weil Blanka's Gemal nicht der Deinige werden kann; wohl muß ein kaltes Schwert unsre Körper scheiden, weil unsre Seelen geschieden sind. Die Hand muß ich Dir gezwungen reichen, doch mein Herz hast Du nicht, denn Du bist

bist ein grimmiges Bild, das mein Liebstes zerfleischt hat! Weib und Kind hast Du mir gemordet, siehe nun, ob ich Dich lieben kann! Als die Infantin diese Worte vernahm, traf es sie wie ein Donnerschlag, ihr Gewissen erwachte, und die Schlange der Neue durchbohrte ihr Herz. Sie fluchte nun im Stillen der sündlichen Liebe, welche ihr Gemüth mit dem Wahn so eitler Hoffnungen umwoben hatte, und beweinte ihre Missethat, indes Markos manch brünstiges Gebet für das Heil der Seele seiner Blanka, wenn nicht in Worten, doch in Seufzern zum Himmel sandte.

Auf diese Weise vergingen viele Jahre, welche Markos in stiller Andacht der Feier seiner Schmerzen, Solisa in Reue und Buße zubrachte, welche die Botschaft vom Tode des Vaters der unglücklichen Blanka noch schmerzlicher machte. Beide Gatten vermieden einander mit Sorgfalt.

Da begab es sich eines Morgens im Maien, daß der König, von Sehnsucht nach seiner Schwester ergriffen, nach dem Walde hinritt, in welchem das Jagdschloß lag, das ihr zum Aufenthalt diente; er hoffte im Herzen, er würde et-

was von Solisa erfahren, oder ihr vielleicht im Walde begegnen. Die unsichtbare Macht, die den König nach jener Gegend gezogen, täuschte ihn nicht, denn als ihn das Ross nach der östlichen Seite der Waldung durch einen Pfad von blühenden Olivenbäumen trug, gewahrte der König am Ausgang des Pfades die weißen Giebel einer Capelle, die sich mit vielen Thürmen gar zierlich in die tiefblaue Himmelswölbung mit Blumen, Knäufen, Zacken, und mit schlingengewundenen Pfeilern emporhob, und, wetteifernd mit dem Blumenflor des Waldgrunds, mit den bemalten Fenstern im Morgenstrahl funkelte. Einsam schimmerte die ewige Lampe, hangend an schweren goldnen Ketten von der Kuppel, durch die offene Pforte. Der König wollte nicht weiter, ohne dem leisen innern Ruf Folge zu leisten, der ihn mahnte hier zu beten, er band sein Pferd an den Stamm einer herrlichen Eiche, und ging mit entblößtem Haupte die Marmorstufen hinan. Da traf er Solisa bleich, abgehärmt, weinend und knieend am Höchaltare, die schönen Locken, die auf den Marmorboden hinfließen mit Asche bestreut. Bei diesem Anblick wich aller Zorn aus des Königs Herzen; er

ging raschen Schrittes auf die Infantin zu, die er aufhob, und an seine Brust schloß. Zum erstenmale nach so herben Leiden fühlte Solisa wieder Süßigkeit in ihren Thränen, und Hoffnung dämmerte in ihrer Seele, als sey das Ziel ihrer Leiden nah.

Indeß Solisa, durch des versöhnten Bruders Liebe erheitert, an seiner Hand die Waldeshöhe hinauf nach dem Schlosse wandelte, gestand sie ihm, daß sie ihn getäuscht hätte, als sie behauptet, Markos hätte sich um ihre Gunst beworben, und Blanka sey ihre Vertraute gewesen. Der König ergriff ein tiefer Schmerz, daß er die arme unschuldige Blanka zum Tode verurtheilt, ohne vorher ihre Vertheidigung zu hören, und er bat Gott, ihm seine Sünden zu vergeben, und ihm ein neues Herz zu schaffen. Beide Geschwister reinigten ihre Seele durch innige Thränen der Reue. Dann erzählte der König seiner Schwester, wie er am gestrigen Tage, bei einem Dorfe in der Nähe von Selva Florida, ein hohes schlankes Hirtenmädchen bei einer Heerde von Lämmern erblickt habe, dessen Gestalt, Lächeln und Auge das treueste Abbild der Erscheinung im wunderbaren Gewässer sey, welches ihm Merlin vor

vierzehn Jahren im Traume gezeigt, und welches das Ziel seiner heißesten Sehnsucht stets geblieben sey. Der König bat Solisa, mit ihm nach Selva Florida zu kommen, wo er das wunderbare, liebliche Bild wieder zu sehn, und um des Mädchens Liebe zu werben Willens sey. Solisa war sogleich willig, den Bruder zu begleiten, auf dessen Befehl auch Graf Markos erschien, den er seit Blanka's Tode nicht wieder gesehen hatte. Markos schwieg, als er mit schuldiger Ehrfurcht ein Knie vor dem König beugte, doch sein bleiches Angesicht, sein Thränenschweres Auge erschütterten den König mehr, als Vorwürfe, und die Erinnerung an Blanka's Mord zuckte wie ein Dolchstich durch seine Brust.

Mit Eile schwangen sich nun die drei auf ihre Rosse, um der peinlichen Beflemmung ihrer Seele Luft zu machen, und schlugen den Weg nach Selva Florida ein. Markos ritt voraus, da es ihm unmöglich war, mit den Geschwistern nur ein Wort zu sprechen, die ihm das Liebste gewaltsam geraubt.

Als Markos tiefer in das holdblühende Thal hinein kam, so verstrickten sich Sinne und Herz dergestalt in die blumengewundenen Pfade,

daß er ganz abseits von der Heerstraße in die Kastanienwaldung gelangte, wo er vor vielen Jahren so selige Stunden der Liebe mit Blanka verlebt hatte. Hier, wo die süßesten Erinnerungen seine Brust bestürmten, stieg Markos vom Pferde und warf sich in das duftende, weiche Gras, an eines klaren Bächleins Rande, das munter abwärts von einer rauschenden Mühle floß, die im kühlsten Grunde ihre Räder trieb. Hier überließ Markos sich ganz der Behntheit seiner sehrenden Gedanken. „Warum denn kann ich weder Trost fassen, noch auch den Tod finden?“ rief er aus: „und warum ist nicht diese liebliche Stelle, dies Thal, von blühender Luft umfangen, wo ich so glücklich war, mir nun zum Grab beschieden? Wenn meine Blanka in dieses Baches Krystallen ihr himmlisches Ebenbild schimmern sah, und ich auch hineinschaute, dann zeigte die Liebe unsern entzückten Blicken im Fluthenspiegel nicht zwei Angesichter, sondern zwei Seelen. O du rieselnde sanftbewegte duftende glänzende Fluth, an deren Blumenrand ich schmachtend liege, unerquickt von deinen kühlen Perlen, unerfreut von deinen Blumen, möchtest du mir nur einmal, einmal noch Blanka's

Engelsbild zeigen können! Warum hieltest du es nicht fest, leichtsinnige Welle, konntest du süßeren Staub begehren?“ Bei diesen Worten schaute Markos in das Wächlein hinab, und siehe, da schwebte auf der Fläche des Wassers das lächelnde, blühende Bild der Geliebten. Da Markos nicht anders glauben konnte, als daß Sehnsucht, Phantasie, Sonnenlicht und der Blumen süßer Widerschein diese Erscheinung wöben, athmete er kaum, damit sein Hauch das Gebilde nicht zerstöre, das wehmüthig lächelnd aus den Fluthen in sein innerstes Herz blickte, aber plötzlich verschwand die Erscheinung. Markos rief: „verweile noch, du meiner Seele Leben!“ Da fühlte er sich umschlungen, und Blanka lag lebend und liebevoll an seiner treuen Brust.

Wie selig war dies Wiederfinden! Wie süß unterbrochen Thränen und Küsse die Erzählung überstandener Leiden und der wunderbaren Rettung der holden Unschuld aus den Fluthen, denen ihr Leben Preis gegeben war. Schon sank die Sonne hinter die Gebirge, als die beiden Getreuen noch am Rand des Wächleins saßen, ihr Bild in den klaren Wellen anschauend, und keiner andern Erquickung genießend, als der

Wonne sich wieder vereinigt zu sehen. Wie die Wipfel der Waldbeshöhe, mit Gold und Purpur der Abendsonne bestreut, sich mit dem Glanze des Vollmondes krönten, da klangen hell silberne Glocklein, und weiße Lämmer kamen frohlich blinkend heim, und gingen der Mühle zu; ihnen folgte ein blühendes, hohes Mägdlein, in der wunderbaren Zauberei der Abendbeleuchtung pranzend, wie die junge Morgenröthe, vor der die Nacht entweichen muß. Markos verlor sich im Anblick der himmlischen Schönheit, doch sie entfernte sich, und ihr folgte ein ältlicher Mann in Hirtentracht, der plötzlich auf den Grafen zuellte, sich ihm zu Füßen stürzte, und sie mit heißen Thränen umschlang. „O Herr!“ rief der vermeintliche Hirt aus: „erkenne Ricardo in mir, und sieh, wie herrlich die ewige Liebe waltet! Schon hast Du Deine Blanka wiedergefunden, und diese holde Schönheit, werth einen Thron zu schmücken, ist Deine Tochter Blanchefleur, von der Du glaubtest, daß sie ermordet sey. Ich habe die Gerettete wiedergefunden, und sie mehrere Jahre bei einem Einsiedler erzogen. Als er gestorben war, zogen wir hieher. Ich wollte der edlen Blanka, welche ein guter Engel in diese

Waldniß geführt, wohin ich einige Jahre später als sie, mit Blanchefleur gelangte, nicht die Fülle ihres Glückes anvertrauen, denn sie erkannte weder mich in der fremden Tracht, noch ihre Blanchefleur. Es war mir genug, daß Mutter und Tochter auch unerkant sich so innig liebten, und ich hoffte fest auf den allmächtigen Gott, der das liebliche Kind vor der Verblendung meines eignen sklavischen, verderbten Herzens, Blanka vor der Wuth reißender Wellen bewahrt, und Beide in diesem Felsenthal vereinigt hat, um Euch den Lohn für Leiden mancher Art zu bereiten." Indeß Ricardo durch diese Kunde die Herzen des wiedergefundenen Paares mit neuem Glücke besetzte, ging Blanchefleur aus der andern Pforte der Mühle wie ein herrliches Licht hervor. Sie trug einen Krug voll Milch, umwunden mit einem Kranze von wilden Rosen, und setzte ihn eben an der Quelle nieder, als Vater und Mutter zugleich sie weinend an ihr Herz drückten, Gott mit inbrünstigen Seufzern ansehend, daß er ihnen helfen möchte, diese Ueberfülle des Glückes zu tragen. Wie wunderbar bewegt wurde Blanchefleur, die ein so edles als glühendes Herz im Busen trug, daß ih-

rer Kindheit ahnender Traum in Erfüllung gegangen, und daß sie von hoher Abkunft sey. Viele süße Worte wurden nun gewechselt, und die glücklich Wiedervereinten würden vergessen haben, daß es einen Thron in der Welt gäbe, oder eine Feindin, welche ihnen so schweres Leid bereitet hatte, wäre nicht der König mit Solisa herbeigekommen, die zu Fuß in diese anmuthige Waldniß gelangt waren, von einem Hirtenknaben geleitet, den sie auf der Weide angetroffen, auf welcher sie Blanchefleur vergebens gesucht hatten. Hier in der Mühle hatte ihnen der Hirtenknabe gesagt, würden sie das schöne Schäfermädchen finden, und sie erkannten sie wirklich, die im Vollmondlicht zwischen Markos und Blanka, Hand in Hand, auf einer Rasenbank saß, zu ihren Füßen ein schneeweißes Lamm, während sich Ricardo, süß schwelgend im Hinblick der Glücklichen, auf einen Baumstamm lehnte. Alle diese erfreuten Herzen ahnten nichts von der Gegenwart derjenigen, welche sie belauschten; denn sie waren in eine süße, feiernde Stille versunken, und die heitre Landschaft ertönte nur von einzelnen Glocken der Lämmer, vom fernem Abendgeläut und vom Rieseln der Gewässer.

Indem der König und Solisa die Gruppe mit Verwunderung und Lust betrachteten, stieg eine Ahnung der Wahrheit in ihnen auf, und sie erkannten alsbald den treuen Ricardo, welcher der Infantin durch die Lebensrettung Blancheflour's den theuersten Schatz, die Gewissensruhe, erhalten hatte. Als die Infantin und ihr Bruder von der Wahrheit Gewißheit hatten, da sank der König zu Blancheflour's Füßen hin, und bot ihr sein Herz und seine Krone; Solisa aber drückte die edle Blanka an ihre Brust, und bat sie lautweinend, ihr ihre Missethat zu verzeihen; Blancheflour reichte gern ihre weiße Hand zum Bunde mit dem Könige, der, in aller Herrlichkeit männlicher Schönheit prangend, und von namenloser Nahrung durchdrungen, ihr wie ein höheres Wesen erschien, und ihr unschuldiges Herz gewann. Marcos, versöhnt mit Solisa und dem Könige, weihte nun Beiden die herzlichste Treue, die er noch oft in Zukunft durch ritterlichen Muth gegen die Feinde des Reiches bewährte.

Aber die vielgeprüfte Blanka blieb immer in der holden Waldeseinsamkeit, in der sich bald, unfern der Mühle, ein freundliches Landschloß,

als ihr liebster Wohnsitz, erhob. Nichts konnte sie bewegen, die Festlichkeiten des Hofes mit ihrer Gegenwart zu schmücken, standhaft widerstrebte sie allen Bitten Solisas und des Königs, welche sie vereint mit denen ihrer Tochter bestürmten. Jenes rauschende Leben, sagte Blanka, gab mir nichts als Schmerzen; die Natur, welche die Wiege meiner Liebe gewesen war, ist auch nach langem Weh, wieder die meines neuerwachten Glückes geworden. Ihr will ich treu verbleiben bis in den Tod. Kein Marmor soll meinen Grabhügel hier am Quelle schmücken, nur liebliche Blumen sollen mein Denkmal seyn, und gern wird mein Geist an dieser Stätte weilen, um noch spät geprüfte, treue Liebende, die an dieser Stelle eine Zuflucht gefunden, segnend zu umschweben.

## Abhandlungen.

---

und für mich - die aus Verleumdung und  
all der Welt - und ich bin ein Mensch  
und ich bin ein Mensch - und ich bin ein Mensch  
und ich bin ein Mensch - und ich bin ein Mensch

### Vom Seyn und Schein im christlichen Wandel.

Ein: Eine  
und ich bin ein Mensch - und ich bin ein Mensch  
und ich bin ein Mensch - und ich bin ein Mensch

**W**er jemals die Süßigkeit des innern Lebens in Gott und in Christo empfunden, und sich aus dem Treiben der Welt in jenes Ayl zurückgezogen, wo des Herrn Frieden waltet, und wohlthun wohl keiner, wie gerecht er sich selbst erscheinen möge, ohne Buße gelangt; — wer jemals sein irdisches Hoffen, so wie sein Leid in Gottes Hand gelegt, und jedes Mißgeschick mit Ergebung getragen, eingedenk der Leiden unsers Erlösers, und klar erkennend, daß es sonst für uns kein Unglück giebt, als das, den himmlischen Vater durch Sünde zu betrüben: der hat auch wohl einen unwiderstehlichen Drang empfunden, sein aus Schmerzen erblühtes Glück den Bräu-

bern mitzutheilen, und seine Lieben auf dem Wege, den er für den rechten erkannt, zu Gefährten einzuladen; der hat auch wohl wünschen müssen, Gott möchte die Kinder der Welt der Leere und Trostlosigkeit eines Daseyns entreißen, das, mit Selbstsucht nur für die nächste Vergänglichkeit irdischer Hoffnungen berechnet, dem Irrthum und, der Sünde verfallen, ist.

Hierin mag wohl der erste Keim der Entziehung von Gesellschaften zu suchen seyn, deren ersteren Absonderung von der großen Gemeine, zu einer Verbrüderung und zu abgeschlossenen Verbindungen, das unschuldige Bedürfnis zum Grunde lag, mit Gleichgesinnten im vollen Einklange die Weihe schöner Frömmere Gefühle zu begehen, wo kein ungünstiger Eindruck von Außen her die Feier stören könnte. Und der Reformation hing diese Absonderung eine geraume Zeit voraus; wir können sie sogar als eine Vorbereitung derselben betrachten. Beim katholischen Gottesdienste war das Wesen der Religion in der Form untergeordnet, Ideal Sinnem würde geschmeichelt, das Herz blieb leer, nicht durch den Willen der Reformatoren wurde dem katholischen Glauben ein Stoß gegeben,

und in der christlichen Kirche eine Spaltung bewirkt, sondern das Schlechte mußte in sich selbst untergehen, und dem wahren Christenthum mußte Rettung werden. Es war unerfreulich, daß nun auch in der entgegengesetzten Richtung nicht Maas noch Ziel gehalten wurde, indem man die Altäre zertrümmerte, und Tische an ihre Stelle setzte, indem Heere von empörten Unruhsüßtern Kirchen verwüsteten, und fromme Kunstdenkmale zerstörten; doch das Höhere war erlungen, das Christenthum war wieder reine Lehre, und so mag auch das Untergegangne für solchen Preis kein zu theures Opfer gewesen seyn; ja man darf dies da um so weniger in Anschlag bringen, wo Märtyrer, wie Hus, die acht evangelische Lehre mit ihrem Blute besiegelt. Wir sehen viele unsrer Zeitgenossen, und unter diesen ausgezeichnete Männer, zur alten Kirche übertreten, und die theuer erkauften Segnungen des evangelischen Glaubens wieder von sich werfen; — wer möchte über die Gefühle und Handlungen eines Andern, sobald es solch einen Gegenstand betrifft, den Stab brechen? Möge ein Jeder katholisch werden, der es zu bedürfen glaubt, wenn gleich ein unbefangenes Herz von

sich einem Bedürfniß keine Ahnung hat. Die katholische Kirche hat viel Höfliches und Ceremonielles, die Pracht und Zierde beim Gottesdienst wirkt angenehm auf die Sinne. Beim Eintritt in einem kerzenhellen, Weyhrauch, und Blumenbüftenden, von feierlicher Musik ertösenden, mit wunderlieblichen Gemälden ausgeschmückten Dom, wird allerdings das Gemüth schnell dem gewöhnlichen Leben entrückt, und durch den Eindruck, den all diese herrlichen und anmuthigen Gegenstände auf unsre Sinne machen, wird auch die Seele erhoben. Allen christlichen Kirchen wäre Pracht und Zierde zu wünschen, indeß so wesentlich ist doch wohl nicht das Äußere, das Blendwerk, daß es für den Christen ein Bedürfniß wäre, und daß es den Edlern bewegen könnte, das prunklose Haus Gottes, wo er sonst zum Herrn betete, nun als unwürdig zu verlassen, und ihm das reich aufgeputzte der andern Glaubensgenossen vorzuziehn! Die katholische Glaubenslehre weicht nur da von der Evangelischen ab, wo die Kirche mit gebietender Willkühr Satzungen erschaffen hat, von denen Christus und die Apostel nicht gewußt. Die Schlichtheit des Lebens der ersten Christen

hatte nichts gemein mit all dem Prunk der katholischen Geistlichkeit, und wir Reformirte und Lutheraner stehen jenem Wandel viel näher, wenigstens da, wo das Lutherthum das geblieben ist, was Luther gewollt hat, und dies kann ja jeder Einzelne erstreben! Für sein inneres Leben kann auch der Katholik ein evangelischer Christ seyn; in jeder Äußerlichkeit sind Unvollkommenheiten, denn diese sind von Menschen eingesezt, und nur was der Mensch in seinem Herzen mit Demuth will, das ist von Gott, und ist gut und wohlthätig! Warum nun scheiden sich Mitglieder des evangelischen Glaubens vom Schooß der Kirche, in welche sie einmal aufgenommen? Wie herb ist die Trennung von dem, was wir in zarter Jugend geehrt, geliebt, beschworen, mit den reinen schönen Thränen des unschuldigen Herzens, das zum erstenmal in seinen Tiefen erschüttert wird, beschworen haben. Wie können wir dies als einen strafwürdigen Irrthum von uns stoßen, und nun den Glauben beschwören, von dem uns gelehrt wird, daß er der allein seligmachende ist, und daß alle diejenigen verloren sind, die ihn nicht umfassen! Und wer lehrte das? Christus? — Nein, der Papst

und die Kirche! Christus lehrt nur Duldung, Treue, Liebe und Barmherzigkeit. Die protestantische Lehre ist eine Annäherung an das alte, ächte Christenthum; das Übertreten zur katholischen Kirche ist ein gewaltames Zurückschreiten Einzelner, deren Beispiel keine Nachfolge zu wünschen ist.

Abgeschlossene Brüdergemeinen, die, wie wir vorhin bemerkten, schon vor der Reformation bestanden, und nach ihr fortdauernd, entstanden, wie gesagt, aus dem innigen Bedürfnis eines wahrhaft reinen, unge störten, Gottesdienstes ohne Prunk, ohne Volksdrang, eines Vereinigungspunktes für Gleichgesinnte. Sie vermehrten sich nach und nach, und verbreiteten sich unter verschiedenen Namen und Gestalten durch die ganze Christenheit; viel Gutes, Segensreiches, Großes und Beglückendes ging aus ihrem stillen Wirken hervor. Ordnung, Milde, Keuschheit, Demuth, Einfachheit der Sitten, Verschönlichkeit und tägliche Andachtsübungen werden von den Mitgliedern dieser Gemeinen gefordert, und finden sich in sehr hohem Grade bei den mehrsten Brüdern. Dahingegen besitzen auch viele derselben diese christlichen Tugenden

blos scheinbar, und auch hier sieht man mit Schmerz, wie schlechte Menschen so leicht das Heiligste mißbrauchen können, um eigennützige Absichten zu erreichen.

Übertritt zur katholischen Kirche, und Eintreten in eine Brüdergemeine aber sind beides Schritte, die schon darum Denjenigen, der einen von beiden thut, der Rüge der Andern nicht Preis geben sollten, weil sie doch immer von einem innern Drang des Menschen Zeugniß geben, weil sie darthun, daß er das Heil seiner Seele sucht; auf welchem Wege, das ist seine Sache! Er würde es gewiß auch finden, wenn er bei der Konfession bliebe, der er bisher angehörte, kein Anderer aber, als er selbst, mag er messen, in wie fern er zu seiner innern Beruhigung mancher Außerlichkeiten bedarf. Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet. So wie der Christ, der in einer andern Form des Glaubensbekenntnisses, als sein bisheriges war, sein Heil sucht, es ohne Prunk und Geräusch thut, und von dem Augenblick an einen noch musterhafteren Wandel führt, als zuvor, oder von Schwächen und bösen Angewohnungen gebessert wird, ist sein Schritt gewiß zum Segen nur

nothwendig gewesen. Ein Anders ist's mit den meisten mystisch-poetischen, religiösen Schwärmern, von denen diejenigen, welche nicht Heuchler sind, doch in Selbsttäuschung leben; wie Manche sehen wir, der, nicht ohne Bewußtseyn, daß er träumt, einen ihm lieben Traum festzuhalten sucht, und sich vor dem Erwachen hütet. Viele schwimmen getäuscht im Strom der mystischen Trümmigkeit fort, und verbleiben stets im bloßen Wahn; — andere sind begeistert von den erhabenen Ideen der Religion; aber um ihre eigne Beredlung ist es ihnen nicht zu thun; sie sind zufrieden, wenn sie mit poetischen Bildern, mit Kunstwerken und mit schönen Worten ein Spiel treiben können, welches dem Ernste ähnlich sieht. Die Religion ist ihnen ein Deckmantel ihres Hochmuthes, mit welchem sie sich selbst recht christlich erscheinen. Der ächte Christ hegt seine Gesinnung tief im Herzen verschlossen, und trägt ehrfurchtsvolle Stille, das Heiligste mit Worten zu entweihen; die, wo man zuviel ausspricht, leicht zum Irrthum hinweisen können. An seinem Wandel ist der Christ zu erkennen. Dem Unbefangenen schaudert vor dem hochaußgehörnten Prunkgebäude poetisch-religiöser My-

stik in dem dürren Sandboden eines eiteln, oder gar von Schuld und Sünde besetzten Herzens, das sich selbst mit schönen Worten genug thut, wo es That und Wahrheit gilt. Entsetzlich und ruchlos ist das Wiederauffuchen des verschollnen Aberglaubens an Gespenster und Teufel, denen Gott Macht gegeben, Menschen zu quälen, oder gar zu morden, und vor Allen ist es empörend, wenn die verworfensten Wesen uns überreden wollen, daß sie höherer Erscheinungen, des Anblicks des Herrn in seiner Herrlichkeit, des Erlösers am Kreuz, der Engel und Seraphim, gewürdigt worden. Straßenräuber und Mörder sind minder gräßlich, als Heuchler, denen das Heiligste zur Larve dienen muß, und die mit dem Höchsten ein Spiel treiben.

Die Inbrunst und Kraft, welche selbst die unschuldigen Opfer mystischer Religionschwärmerei auf ihre Träume verschwenden, würde, wenn sie auf die That, und auf das Leben gerichtet wäre, sicherlich gottgefällige Früchte tragen. Die unsichtbare Welt der Geister ist von der Sinnlichen so streng geschieden, daß wir mit Zuversicht glauben können, der himmlische Vater habe dies zu unserm Besten so gewollt. Nur

dem innern Auge giebt sich Gott kund, nur dem Herzen, das ihn sucht und ihm vertraut. Eben darum ist der Glaube so schön, weil wir glauben, ohne zu sehen. Und sehen wir nicht dennoch Gott in seinen Werken? Erkennen wir nicht Christus in unserer Gebrechlichkeit und Sündhaftigkeit, die den Erlöser und Mittler so unentbehrlich macht? Wo wir Gottes Wort im Evangelium besitzen, wo seine Schöpfung seine Herrlichkeit offenbart, was bedarf es da neuer Verkündigungen, Erscheinungen, Wunder? Wozu sollen wir mit irdischem Auge zu erschauen wünschen, was unsre unsterbliche Seele ewig füllt und belebt? Wie möchten die bloßen Sinne das Anschauen der Herrlichkeit Gottes tragen! Verhüllte Moses nicht sein Angesicht? Sahen die Propheten Gott den Herrn anders, als in Träumen? Sah St. Stephanus den Himmel offen, eh er, entfesselt, die irdische Hülle von sich warf? Und wir, die wir die Frucht jener Siege der ersten Gläubigen und Christen im ernstlichen Streben nach innerer Heiligung genießen sollen, wir durften Wunder und Zeichen sehen, und ohne Märterthum des Anschauens der ewigen Herrlichkeit Gottes gewürdiget werden? Nein!

der

der Sinnenwelt ist dies unmittelbare Anschauen verschlossen, seit das Reich Gottes im Geist begründet steht, und seit wir auf den Wegen, welche viel tausend Märtyrer mit ihrem Blut gebahnt, nur fortzuschreiten haben.

Die ruhig besonnene Betrachtung der jetzigen Zeit entdeckt in den Resultaten des Wirkens inbrünstiger Mystik und poetisch-katholischer, üppiger und tändelnder Schwärmerei, den Keim großen Unheils im Leben und im Gebiet der Poesie und bildenden Kunst. Die vor einiger Zeit noch bestehende Ablehnung und Erkaltung war gräßlich, und hat viel Unglück auf die Welt gebracht; allein sie konnte nicht so viel schaden, als jetzt die Heuchelei. Der Gläubige wird sich vom kalten Spott, und von der Gottesläugnung nicht behdren lassen, ein Anderes ist's mit der Kunst religiöser Schwärmer und Heuchler, welche die feinste Wollust des Daseyns in sinnlich geistiger Verzückung entdeckt haben, und die Natur nur überwinden, um die Sünde noch sündlicher zu begehen. Diesen dient ihre Schwärmerei nur zur Steigerung und Verfeinerung sinnlicher Genüsse, und die Religion ist ihnen eine glänzende Larve; sie tragen das Bild

Gottes zur Schau, wie der stehende Sumpf Sonne und Sterne, sie sind die übertünchten Gräber, denen unser Heiland flucht; fällt die Larve, so schaudert's dem Reinen vor dem Uebermaas innerer Verderbtheit, Eitelkeit, Gotteslästerung und Sünde, und wir fühlen, wie es besser wäre, einfach und rechtlich fortzuwandeln, ohne Kunst und Poesie, ja ohne Drang danach, als so zu heucheln.

Wenn es den Niedlichen drängt, sich aus der Verderbniß der Welt zu Gott hinzuflüchten, so soll der Zweck dieses Flüchtens an das Vaterherz nicht eine müßige Ruhe seyn, sondern er soll sich in der Andacht Stunden nur zu einem wirkungsreichen, thatkräftigen Leben vorbereiten und stärken, und dies alsbald beginnen. Einem edeln Gemüthe genügt nicht ein selbstisches Treiben; es will seinen Wirkungskreis wohlthätig für seine Zeitgenossen gestalten, es will ein höheres Ziel erreichen, und kann es, sobald es das Reich schöner Gebilde auf den festen Grund eines schönen Lebens baut.

Die Übersicht mystischer Poesien und Schriften, welche zeither erschienen, die Aufzählung von Sektenstiftern, unberufenen Bekehrern,

Heuchlern und Schwärmern wäre hier nicht an ihrer Stelle, auch ist schon manches, was hiezu gehört, weltkundig geworden. Der Ewige, der dies Alles zuläßt, thut es wohl nur, damit die Menschen einsehen lernen, daß nur ein stilles, redliches Streben, zur Wahrheit und zur Seligkeit führt. Wächten doch Alle, die sich berufen fühlen, den Herrn auch außerhalb der Kirchen zu predigen, uns nur durch ihr Beispiel belehren wollen! Dem Wort ist viel Kraft gegeben, doch den besten Nachdruck giebt ihm erst die That. Ein redliches Wirken, das sich in einem engen Kreise wohlthätig kund thut, ist mehr vor Gott, als das unruhige Treiben, das Vieles auf einmal erjagen will, und sich in Schaum auflöst. Ueber einigen Unglücklichen geholfen, als Hunderten gepredigt und zugesprochen. Dem Neuerungssüchtigen wird oft ein glänzender Erfolg; aber ohne Dauer. An seinem Treiben ergötzt sich die Menge, der Heuchler gewinnt ihm lauschend ein neues Colorit für seine Gaukeleien ab, der Bessere wendet sich seufzend weg, die öffentliche Meinung bricht ihm den Stab, und der guten Sache ist großer Schade geschehen. Wohl möchte Jeder, der die Süßigkeit des

Glaubens empfunden, sie über die Welt hinströmen; damit sie gut und glücklich würde, weil ein reines Glück nur einem christlichen Herzen zu Theil wird; doch ist's mit den Worten nicht gethan, diese können viel Nutzen stiften, aber auch viel Unheil bringen, dahingegen ein bemühtiges, christliches Leben, reich an stillen, guten Thaten, durchaus keine andere Früchte, als die reinen Segens tragen kann, mithin ohne alle Gefahr für den Nebenmenschen und für uns selbst ist.

Aus dem Grunde, daß der wahre Christ nur Gott und sich selbst von seinen Empfindungen Rechenschaft giebt, und nicht gern das Heiligste zur Schau trägt, kann manch ein frommes Herz an unruhigen Treiben der Schwärmer ein Argerniß nehmen. Dies sollte vor Allem vermieden werden, um so mehr, da der Eindruck schöner Worte auf dem großen Haufen keine andere Wirkung thut, als wenn man mit einem Stabe auf die Wellen schlägt. Dagegen wirkt ein edles Beispiel kräftig auf die Mitgenossen, und wenn der Gerechte während seiner Lebenszeit das Gute im Stillen ausübt, so wird doch der Dank an

seinem Grabe laut, und so wirkt noch sein Andenken auf die Zurückgebliebenen.

Wahr ist's, daß viele Menschen ganz so leben, als wäre das Ziel ihres Daseyns das Grab, und als müßten sie bis dahin nur für den Genuß ihres Lebens sorgen. Dieser Eretzum ist es, aus welchem viel Unheil hervorgeht, und diese unglücklichen, verblendeten Menschen sind zu beklagen, weil alles, was sie so mühsam erjagen und erstreben, ihnen ja doch nicht genügt; Das rechte Genügen geht erst aus der innern Freudigkeit hervor, die ohne Kampf und Opfer anseht zu erringen ist, und die der beste Mensch nie ganz vollkommen empfinden kann, weil auch dieser fehlt, und immer viel gut zu machen hat. Die anhaltende Beschäftigung mit dem Heil unsrer Seele ist die erste Angelegenheit des Lebens, und die belohnendste aller unsrerer Beschäftigungen, alles, was wir sonst thun können, ist nichts dagegen; von diesem Grunde aus muß jedes andre Bestreben ausgehen, weil gute Frucht nur auf gutem Boden gedeiht. Wer das aber nicht von selbst empfindet, wer nicht sein Seelenheil auf das Evangelium zu begründen sucht, den werden

Worte nicht befehlen, darum genüget es Jedem, der sich Gott näher fühlt, für den irrenden Bruder zu beten.

Die Werke des Allmächtigen sind so reich und wunderbar, daß kein Menschenleben ausreicht, sie alle zu kennen, und zu bewundern. Die Überzeugung, daß der Ewige, Allmächtige unser denkt, uns liebt, uns nahe ist, hat in sich etwas so überschwänglich Beseeligendes, daß unser Herz durch die Erkenntniß Seiner Größe, Herrlichkeit und Vaterliebe nur zu Dank und Rührung erhoben werden kann. Dies ist der unverstehbare Liebesquell im Herzen der Frommen, dies ist das Schloß, was dem Menschen zu Theil wird; doch diese Fülle von Lust und Rührung kann das Herz nicht so hin sich verschlossen tragen. Auch äußerlich möchte der Fromme dem Drange der Liebe in seinem Herzen genug thun, und da beut ihm denn das Leben den herrlichsten Anlaß dar; in einer Zeit, wo so viele Leidende Hungers sterben, wo ganze Gegenden dem unerhörtesten Mangel Preis gegeben sind. Ein Jeder vermag hier zu wirken, wenn er ernstlich will, das Scherlein der Wittwe ist dem Herrn willkommen; nicht nur

in den Alpen, im sächsischen Erzgebirge, in den Ardennen ist das Elend daselbst, es ist jetzt überall zu Hause. Der Frieden hat Viele, welche gesund und kraftvoll die Helmath verließen, krank, verblindet, ärmer als zuvor, zurückgeführt. Die Fabriken feiern, zahllose Familien armer Weber und Kattendrucker hetteln, die fremde Waare kommt um einen Spottpreis in das Land, bereichert den spekulirenden Kaufmann, und nimmt dem inländischen Arbeiter sein Brod. Die Maschinen, jetzt überall im Gange, thun auch ihr Werk, und machen die fleißigen Hände unzähliger Arbeiter entbehrlich: — doch, wie vermöchte man dies, und so viel Andres in einem kurzen Umriß darzustellen? Genug, daß die Zeit da ist, wo der Christ sich durch die That zu bewähren hat, und wo die Herzen mit Macht geweckt werden müssen: durch Beispiel aber, denn nur dies hat Kraft! Bergebens wird man alte Mönchskleder aus dem Staub hervorrufen, und in zierlichen Weifen nachzuahmen suchen, vergebens Legenden dichten, und Abgötterei mit Bildern treiben, so lange das Leben derjenigen, die die Welt befehren wollen, sich zu ihrem Dichten verhält,

wie die Rehrseite zum bunten gestickten Teppich. Auch der roheste Mensch hat von der Natur den richtigen Sinn bekommen, daß er auf den Grund geht, und nach der Wahrheit verlangt. Wenn sich der Grund nicht ganz ächt findet, so wird auch das Bessere im Streben eines solchen, äußerlich mit Heiligkeit prunkenden Menschen erkannt, wie ein zerlicher Schmuck nicht geschätzt wird, wenn die Steine unächt sind.

Die bildende Kunst ist immer ein Abglanz und Spiegel der Zeit und des Lebens. Wenn sie vor mehrern Jahrhunderten, und zwar eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, in ihren frommen, schönen, gediegenen Werken beunktete, daß in Europa dazumal edle, fleißige, betriebsame Völker ernst und heiter sich des wohl erworbenen Reichthums erfreuten, und wenn alles, was in jener Zeit aus den Händen des Künstlers hervorging, ein Werk war, das den Meister lobte: so sind wir Nachkommen, die wir jetzt nach langem Rausch zum Gefühl der Nothwendigkeit eines ernstern Strebens erwacht sind, mit Recht von der Würde, der Rechtheit und keuschen Schönheit dieser Kunstwerke ergriffen und hingertissen. So wie sich

aber nur dies Gefühl in leeren Worten, oder in nichtigen Bestrebungen eiteln Nachahmens verhaucht, welches ein Gewinn kann für unsere Mitgenossen daraus hervorgehn? Kein einziger, sondern nur die traurigste aller Wirkungen; nämlich, daß dies schöne Gefühl des Erwachens zu einer neuen Zeit, durch Mißbrauch entheiligt, zu einem Treiben Anlaß giebt, das kurze Zeit die Schwindelköpfe hinreißt, und zur leeren Form, zur Mode wird, und auf diese Weise in sich selbst untergeht, wie es schon mit der Deutschnheit gegangen ist, die sich zwar im Kriege bewährt, in Benennungen der Frauen aber, und in der Nationaltracht sich ganz bescheiden spurlos zurückgezogen hat, ohne daß es jemand gemerkt hätte. Eben so wird auch bei dem Nachbetern die Mode der Frömmigkeit und der blinden Anbetung altdeutscher Kunst vorübergehn. In der Litteratur waltet der Geschmack am Überkräftigen vor, das Einfach Liebliche, das Ernstgehaltvolle behagt dem überreizten Sinne nicht mehr, der selbst an Satanas, Zauberei, Mord und Graus aller Art nicht mehr genug hat, und sich nur dann ergößt, wenn ein Neu-Romantiker die Früheren in dergleichen Gräneln überbret-

tet. Im Gegensatz mit diesem unruhigen Treiben steht die leere Nüchternheit der Egoisten, die aufgeblasene Selbstgenügsamkeit der Gemeinheit, die Stumpfsinnigkeit der Alltags-Menschen, die dem Augenblick leben, und sich vor Schaden hüten. Dazwischen bleibt unangefochten der ernste ächte Christ, der still seinen Weg fortwandelt, und die Lehre der Zeit im Herzen erwägt. Das weltliche Treiben kann weder den Geprüften, die vom Baume des Lebens schon unter Schmerzen die süße Frucht innigen Sehns nach dem bessern Leben gepflückt, noch der muthigen, lebensfrohen unverdorbenen Jugend genügen. Jede edle Kraft will sich eigene Bahnen brechen; allerdings haben die Besseren sich nun vom alten Schlendrian losgemacht, und sehen einer herrlichen Zeit entgegen; aber nicht in der Idee, in der That muß diese Zeit begründet werden, und hier ist vor Allem die Erfüllung der nächsten und einfachsten Pflichten unerlässlich. Ist diesen genug gethan, dann ist es Zeit, den Wirkungskreis zu erweitern, die Fülle innerer Kraft allebelebend auf das Ganze hinzuleiten, und die starre Masse mit der eignen, edlen Blut entflammend, mit sich hinaufzuziehen; doch dies

Alles bedarf der vollen Mitwirkung der Zeitgenossen, und kann nicht so aus eines Einzelnen Streben hervorgehn. Alles, was für die Ausbreitung des Glaubens geschieht, und sich nicht auf den Grund eines frommen, reinen Lebenswandels, eines edlen Willens und einer kindlichen Ergebung in Gottes Rathschlüsse stützt, muß in sich selbst untergehen; denn es ist die Anstrengung des Fieberkranken, der zuletzt gefesselt in Ohnmacht sinkt.

Wir haben Alle das frische Andenken einer Zeit, an Leid und Wundern reich. Wir alle, die wir für das Ganze empfinden, haben den Opfern der Zeit-Ereignisse fromme Thränen zu bringen; wir alle haben vor uns große Pflichten, um uns her große Noth, Gott wird helfen. Bete und arbeite ist sein Gebot. Der Einfältigste, der nach dem Wort des Evangeliums lebt, kann zur Seligkeit gelangen; ja, er findet wohl noch zuerst den Weg dahin, weil er so schlicht und gradaus geht, und weder rechts noch links, sondern nur nach oben schauet.

## Die altdeutsche und altniederländische Malerkunst.

### Geschichtliche

### Uebersicht alter Gemälde,

#### im Besitz

der Herren Fochem in Eöln, Wallraf ebendasselbst, Boisseree in Heidelberg, Freiherr von Mehring und Lieversberg in Eöln, Rettendorf in Aachen, Obrist Kühle von Lilienstern in Berlin, und einiger Gemälde in der Schloßgalerie zu Aschaffenburg.

Dem ewig denkwürdigen Erwachen deutschen Volksfinns zur That, ging als Herold wenige Jahre das Erwachen des Sinns für altdeutsche Kunst und Poesie voraus. Gleichzeitig mit der Uebersetzung des Nides der Nibelungen, und andere schönen Bestrebungen, war das Wiederauffuchen der heiligen Überreste der bildenden Kunst unserer Väter, waren die Bemühungen würdiger junger Künstler: Cornelius, Teck, Hen-

schel in Cassel und vieler Andern, wieder ein frommes und ernstes Streben in der Malerei und Bildhauerkunst zu ergreifen, und im Geist der Väter Künstler zu seyn.

Das Wiederauffuchen alter Gemälde hat durch Friedrich Schlegels Anregung in Eöln am Rhein seinen Anfang genommen. Die vielen daselbst zerstörten Klöster und Kirchen enthielten Schätze des Alterthums, unbeachtet, ja gemißbraucht in der betriebsamen, damals so ganz französischen Handelsstadt, in welcher sogar das Lehren der deutschen Sprache in den Schulen von Napoleon verboten war. Als die erste Anregung von wackern Freunden der Kunst ausgegangen war, bewirkte die Gier nach Gewinn, was der Kunstsinne dort nimmer bewirkt hätte. Die bereits zerlegten und zu Fensterladen und Taubenschlägen und andern Bedürfnissen vielfach angewendeten Bilder auf Goldgrund, wurden von ihren geldgierigen Besitzern der Haft entlassen, des Schmuckes entladen, und in die Häuser der Dilettanten zum Verkauf geschleppt, woselbst sie noch besonders durch die Kunst des geschickten Malers Fuchs wiederum zu Ehren kamen.

Herr. Kannonikus Wallraff, der Herr. Plesberg, Herr. Rektor Fochem, und vor allem die Herren Sulpiz und Melchior Boisseree, waren die ersten, welchen wir es zu danken haben, daß eine ungeheure Menge wahrhaft köstlicher Alterthümer dem Untergang entrißen worden sind. Herr von Mehring hat seine schöne Sammlung größtentheils geerbt, besitzt in dieser auch keine bedeutende Anzahl altbyzantinischer und altdeutscher Gemälde, wenn diese gleich sehr schön sind. Bettendorffs Gemälde sind gleichfalls Familien Eigenthum. Obrist von Nühle verdankt seine Sammlung anhaltenden preiswürdigen Bemühungen.

Der Hauptzweck benannter Gemäldeansammlungen ist: Altdeutsche Kunstwerke vereinigt zu bewahren, und sicher ist dieser Zweck jedes Lobes werth! Nur allzulang hat es uns Deutschen an Sinn für die wahren Vorzüge unsers Vaterlandes im Gebiete der Kunst, der Poesie, und selbst an Sinn für die Vorzüge unsers herrlichen Klima's, unsrer wunderreichen Gegenden gefehlt. Aus dieser Kälte für das Eigene, aus der blinden Bewunderung des Fremden, ging nicht bloß unser Kaltsinn gegen

unsrer Künstler hervor, der lange Zeit alles Geheihen der Kunst hemmen, oder doch erschweren mußte, sondern die Gründe unsers langen Elends, unsrer erlittenen Schmach liegen tief in diesem Kaltsinn für das Vaterländische im Gebiete der Poesie und der bildenden Kunst. Die Seele eines Landes ist das, was im Reiche des Genius entsteht, der Körper ist sein physischer Wohlstand, ein bloß physisch versorgtes Daseyn erlangt nie Selbstständigkeit und Würde. Junig verwebt mit den edelsten Gefühlen unsers Daseyns sind vaterländische Poesie und Kunst; so wie wir diese wahrhaft ehren und befördern, haben wir auch ein Vaterland; nur aus ächtem National-sinn können Poesie und bildende Kunst in voller Herrlichkeit erblühen, so wie sich auch wiederum der National-sinn an ihren Schöpfungen stärkt und entflammt.

Deutschland hatte einst Schulen der Kunst, ursprünglich von Byzanz aus entstanden. Der Styl und Geist der Werke jener neugriechischen Künstler, die nach Italien und Deutschland kamen, war höchst verschieden von dem ihrer Schüler und Nachfolger. Jene Bilder auf goldnem Grund mit hellen Farben erinnern mich an

mehrere aus Herkulanum, die ich in Paris bei Madame Buonaparte gesehn. Auch strebten jene Künstler nicht nach individueller Darstellung, weshalb Vasari schon ihnen Schuld giebt, sie hätten in ihrer eignen modernen Manier gemalt, und die Natur nicht nachgeahmt. Die neu-griechische Schule muß als die Stamm-Mutter der Europäischen Malerei angesehen werden. In Eöln hat sie zuerst, und dort am reichsten, geblüht. Daher die Ähnlichkeit altkölnischer Bilder mit Giotto, Cimabue, und andern gleichzeitigen Italienern, die auch noch von den Neugriechen gelernt hatten. Die Kunst fing in Italien zuerst an eine eigenthümliche Richtung zu nehmen, und in treue Darstellung des Lebensdigen, Wahren, Wirkungsreichen überzugehen. In den Niederlanden blieb die Composition länger als in Italien pyramidalisch, symmetrisch, oder, wenn man will, plastisch und episch, statt pittoresk und dramatisch zu werden. Beinahe bis zu Lukas van Leydens Zeit, und selbst in einigen der Bilder dieses herrlichen Niederländers, erkennt man noch Spuren der byzantinischen Schule. Johannes van Eyk scheint der Erste gewesen zu seyn, der in den Niederlanden

die Wirklichkeit ergriff, und in das Gebiet der Kunst hinüberzog.

Alles, was uns von jenen Werken der Vorzeit aufbewahrt worden ist, mahnet uns, ernster und rührender vielleicht als selbst die Geschichte, an das, was unsre deutschen Väter waren. Immerdar ist die bildende Kunst eines Volkes ein treuer Spiegel seiner Individualität. Sehen wir nun diese ernsten, erhebenden, seelenvollen Bilder, in ihrer gediegenen Vollendung, in ihrer herzlichen keuschen Amuth, so erkennen wir, aus welchem Geiste solch ein Streben hervorging.

Nein und erquickend wehet noch aus jenen Bildern der Hauch der Freudigkeit einer schöpferischen Kraft, die recht aus innerm Drang des frommen Herzens entquoll, und von keiner weltlichen Rücksicht bedingt war. Der Künstler rang nach Schönheit, doch diese sollte nur gleichsam als zarter Blumenkelch den reinen Thau in sich tragen, in welchem das ewige Licht sich spiegelt. Die Vorzeit erbaute, erhob sich an den Gebilden der Kunst; unsre Zeitgenossen wollen sich blos zerstreuen und ergötzen.

Als frommes Andenken widmete der alte deutsche

Künstler seine Werke dem spätern Geschlecht. Sie waren bestimmt Kirchen und Kapellen zu schmücken, oder unverlegliches Familien-Eigenthum. Ihre ganze Einrichtung zeugt von Sorgfalt für ihre Erhaltung. Luft und Staub, der Farbe feindlich, und die zerstörende Zeit, haben der blühenden Schönheit dieser Bilder nicht schaden können; denn sie waren durch geschlossene Seitenflügel oder Laden wohl verwahrt. Von Außen waren diese Flügel noch mit schönen Griffsaillen, auch wohl mit farbigen Malereien geschmückt, die jedoch nicht so schön vollendet, als das innere Bild waren. Die Farben wurden damals noch aus dem Orient, aus ächter Quelle bezogen, oder von wackern Chemikern sorgfältig aus den Urstoffen abgeschieden, und alle ächt; darum haben sie sich so köstlich erhalten. Manches hing auch von der sinnreichen Bereitung der Farben ab. Die Malerkunst war damals gewissermaßen ein Gewerbe, ein Geheimniß; die Meister bildeten eine ehrwürdige Zunft, und hielten getrenlich zusammen. Sie hatten auch die gehörige Aufmunterung; sie wurden von einem Volke, das sich selbst im Besitz der trefflichen Meister geehrt fühlte, geliebt und belohnt;

von oben herab kam zugleich viel Ermunterung, Beifall und Dank. Dies ist Alles nicht mehr so, und wann wird es wieder so werden? — Nicht nur dem Maler war die Ehre beschieden, durch ein göttliches Bild seinem Vaterlande eine neue Zierde zu verleihen, auch der wackere Schnitzer, dem der kunstreich vergoldete Rahmen zu machen befohlen war, hatte seinen Antheil an dem Ruhm des Gemäldes. Nichts übertrifft die Pracht und sinnreichen Zierden jener breiten, ächt vergoldeten und köstlich geschnitzten Rahmen. Auch erhob dieser reiche goldne Rahmen die Farbe durch seinen reinen ruhigen Schimmer, und hob durch Pracht und Anmuth das Bild gleich aus den übrigen Umgebungen heraus. Das ächte ernstliche Streben unsrer Väter leuchtet aus jedem Bestandtheil der Werke aus alter Zeit. Alles war überdacht, reiflich abgewogen, in der sinnreichsten Mannigfaltigkeit wurde Einklang nicht vermisht, und auch im kleinen waren die Kunstwerke groß und bedeutsam. Aus Allen dieser Bildern leuchtet fromme Liebe, keuscher Sinn, kindliche Freudigkeit in Gott hervor. Man könnte unter gewissen Bedingungen ein Gleiches von den alten Stallenern sagen; nur

daß diese minder schlicht, minder streng, als die alten Deutschen sind. Nicht Mode, sondern Geist der Zeit erforderte ausschließlich Gegenstände der Religion für die bildende Kunst. Der Künstler erkannte das Heiligste für den einzig würdigen Gegenstand, des ihm von Gott in die Seele gelegten Triebes zum Schaffen.

Die Kunst war die Seraphs Schwinge, auf welcher sich die Seele zu Gott hob. In der Religion konnte sie sich zur Göttlichkeit heben, mit dem Sinn für Religion ist sie gesunken. Sie mußte sinken, von dem Augenblick an, wo der Mensch sie nicht mehr als himmlische Offenbarung, sondern als menschliche Kraft verstand, und sobald der Künstler mehr dahin strebte den Sinnen zu schmeicheln, als das Gemüth des Beschauers zu erheben. Nur durch Reinheit und Demuth des Künstlers, nur im Rückblick auf die alte Zeit vermag die Kunst sich wieder zu heben.

Nicht dürftig und schwach, wie so Manchem, erscheinen mir in ihren kleinen Mängeln die altdeutschen Gemälde. Was half es, späterhin Kraft und Fleiß zur blühender Zeichnung der Glieder und zu überraschendem Licht-Effekt zu

verwenden? Was half es, Fabel und Geschichte zu erschöpfen, wenn über dem allen das Höchste untergehen mußte? Das Schöne und Geistige wurde bald zum Mittel herabgewürdigt, die Kunst gab die Seele für den Leib dahin.

Man wähne indessen nicht, daß die alten deutschen Künstler das Schöne vernachlässigten, wenn sie gleich weniger geübt, als es die Neuere seit Michel Angelo Buonarotti sind, in der Anatomie der Zeichnung waren. Die Köpfe ihrer Madonnen, Heiligen, Apostel, Engel dürfen sich dem Herrlichsten entgegenstellen, was Italien hervorgebracht, und Farbe, Gruppierung, Effekt, Draperie, die Behandlung der Stoffe und Metalle findet man oft bei ihnen in einem höhern Grade der Vollendung, als späterhin selbst bei denjenigen Niederländern, die ausschließlich in diese Dinge ihre Virtuosität setzten, z. B. Mevis, Gerhard Dow, Schalken u. a. Diese Bemerkungen, die Jedem, der Botsfer es unvergleichliche Gemälde, der das göttliche Bild im Dom zu Köln gesehen, sehr dürftig und trocken erscheinen müssen, hielt ich nöthwendig für alle diejenigen, welche mit einseitigen Ansichten und nicht mit Liebe vor ein

Kunstwerk aus altdentscher Zeit hintreten. Der Meister gab seine Seele, er verlangt die eurige dagegen; alle seine Kraft bot er auf, zu eurem Gemüth zu sprechen, warum verschließt ihr euch dem Ruf seiner Liebe? Er offenbart Gestalt und Wesen himmlischer Engel, und ihr verlangt äppigen Sinnenreiz! Er stellt die Heiligen dar, die für die Wahrheit gelitten, und ihr geht Theilnamlos, wohl gar mit leisem Hohn an ihnen vorüber. Die Heiligkeit, zu der sich edle Naturen erhoben, hat der ämsige Meister in ihrer Darstellung umgeben mit frühlingsblühender Lieblichkeit der Erde, hat kein Pläschen unausgestattet mit Reiz gelassen, und euch den heimathlichen Boden hingezaubert, wie er noch nach Jahrhunderten um euch her quillet und blüht. Dem Fels entspringt die Blume, der Efeu die sinnige Umwindung von tausend zierlichen Kräutern schmückt den rauhen Stein, selbst aus Nischen dumpfer Gemäuer keimen Blümlein, und geben Kunde vom nieversiegenden Quell des Lebens. Die Bäche rieseln über Gold und Corallen, der maiengrüne Rasen prangt mit süßen Blumengebilden, die Baumwipfel sind mit Blüten beladen, Täubchen und Vöglein ziehen durch

reines Himmelblau, oder nisten am traulichen Giebel. Jedes steht in holder Eigenthümlichkeit da, will zum Herzen sprechen, will anmuthig fesseln den Sinn, und ihn einheimisch machen im Wilde. Unbefangne Zuversicht und fromme Schem gaben dem Künstler die wahre Richtung. Das Schwerste stellte er mit so kindlicher Wagniß als liebevollem Fleiße dar. Dem Blicke verschließt sich die reiche Landschaft, in ihrem Schooß die hohen Burgen, der gewundene Strom, die Städte mit schlanken Thürmen, die Dörfer mit lustigen Gehegen, der frische Wald, die duftigen Wiesen mit silberweißen Lämmlein, Kornfelder blau und roth durchblüht, die schlanken Neben auf sonnigen Hügeln, die fernen Berggipfel nicht Kränze der Gebirge, und drüber der lächelnde Himmel voll Liebe, der Alles umfängt. Der Gegenstand, den ich mir zur Behandlung wähle, ist so reich, so tief, daß Muth und Liebe zu meinem Versuch gehören; möchte diese Bestrebung, in ihrer anspruchlosen Mangelhaftigkeit einen Funken zur Erweckung des Lichtes in sich tragen!

Eine ältere Schule ging in den Niederlanden, namentlich in Eöln, der des van Eyk mehrere Jahrhunderte voraus. Der sinnige Alterthumsforscher, Herr Professor Wallraff, zeigte mir noch den Ueberrest eines Gemäldes vom Jahre 800. Diese Schule bezeichnet Göthe mit dem Namen der byzantinischen, neugriechischen. Hoffere's, Wallraff's und Friedrich Schlegel's Nachforschungen verdanken wir die erste Wiederfindung und Classification ihrer Gemälde; ersterem die Anschaffung und Restauration vieler köstlicher Meisterwerke, und besonders des herrlichen Bildes im Dom, welches verdunkelt und halb vergessen im Saale des Rathhauses hing, und nun, vom Herrn Maler Fuchs mit der zartesten Sorgfalt gesäubert und restaurirt, im Dom auf das behutsamste bewahrt wird.

Die letzten Gemälde, die ich von dieser Schule kenne, z. B. das im Dom, ist aus der Zeit des van Eyk. Zwischen der Oelfarbe des Erfinders der Oelmalerei, van Eyk, wie auch der köstlichen Bilder Hemmelink's, von welchem auch behauptet wird, er habe mit Eiweißfarbe gemalt, läßt sich kein Unterschied wahrnehmen. Gleiche Kraft, gleiche Frische, gleiche Harmonie, gleiche

gleiche Transparenz. Auch konnte man noch durch keine der wissenschaftlichen Untersuchungen, welche durch Fürst Kauniz und seit ihm veranstaltet wurden, entdecken, womit diese Farben eigentlich präparirt wären? Sie sind zu sehr von den vielen Firnissen getränkt, die seit ihrer Entstehung aufgetragen worden, ihre köstliche Erhaltung beweist die kunstreiche, chemische Zubereitung, indem sie weder nachgeschwärzt haben, noch abgeblaßt sind \*).

Die alteutsche, gräcifrende Schule verdankt ihren Ursprung griechischen Künstlern. Maler gingen von Griechenland nach Italien und Deutschland. Ob sie Bestrebungen oder Anfänge zu einer Kunst dort antrafen, ist mir unbekannt, die Epoche ihres Eintreffens eben so,

\*) Die Behutsamkeit und der Fleiß, mit welchen die Tafeln zu den Gemälden zubereitet worden, hat auch bedeutend zu ihrer Erhaltung beigetragen. Ein vorzügliches, sehr dickes eichenes Brett, wahrscheinlich mit großer Sorgfalt getrocknet, wurde zuerst mit starkem Kreidegrund, dann mit rothem Bolus überzogen. Ueber dies Brett wurde eine Leinwand gespannt, die noch mit Kreide und Bolus, dann mit einem Grunde vom feinsten Golde belegt wurde, und auf diesen erst wurden die Farben aufgetragen.

nur weiß ich, daß sie der Erscheinung von Cimabue und Giotto noch beinahe um hundert Jahre vorausgingen. Die wesentlichen, charakteristischen Züge, durch welche diese Schule sich so ganz von allen übrigen unterscheidet, will ich hier anzudeuten suchen.

Die Figuren sind, besonders auf den frühesten dieser Gemälde, nur einzeln neben einander gestellt; aber nicht gruppiert. In der Composition ist Symmetrie das vorwaltende Princip. In dieser symmetrischen, meist pyramidalen Anordnung, wie in den einfachen lieblichen Farbentönen der Gewände und der anschiegenden Drappirung, liegt Einklang, nicht Eintönigkeit. Die Gesichtszüge, nicht individuell, sondern im Geiste des griechischen Ideals, lassen die menschlichen Gefühle nur verklärt und beruhigt schauen. Der Ernst dieser Gestalten ist mild und liebevoll, und ihre Ruhe bewegt anmuthig die Seele, indem sie ein Sehnen nach gleichem Frieden und gleicher Klarheit erweckt. Sanft, und dennoch mit unwiderstehlicher Gewalt, entrücken diese wunderbaren Gebilde den Sinn in eine andre Welt. Verschieden von allem, was sonst im Gebiete der Kunst erscheint, sind sie uns dennoch

so bekannt, dem Gemüthe so befreundet. Was tief in der Seele geschlummert, erwacht bei ihrem Licht, das still und liebend die innere Welt beleuchtet, und verwandte Gestalten aus seiner Tiefe hervorruft.

Boisseree's Sammlung eröffnet ein weites Feld, die fortschreitende Entwicklung dieser Schule zum Theil wahrzunehmen. Wenn in den frühesten Bildern die Zeichnung dürftig und zaghaft, die Farbe mehr in Masse aufgetragen, als kunstreich verschmolzen ist, so findet man in den späteren und letzteren hohe Vollendung und Anmuth, bis man zuletzt im unvergleichlichen Gemälde im Dom zu Ebn alle geistigen Lieblichkeiten der Idee und Composition mit allen holden und kraftvollen Schönheiten technischer Ausführung vereinigt erblickt.

Der Geist und Styl dieser Schule, der Kunst ursprünglicher, reinsten und edelsten Geist, ist zu schnell von der Erde verschwunden. Unverkennbar ist seine Spur bei den Italiänern, in Fra Bartolomeo, Pietro Perugino, Giovanni Bellini, Mantegna. Süß und rein war noch sein Anklang in den Werken Rafael's, Correggio's, Leonardo's; dann ging er unter. Was

alle andern Künstler und Schulen betrifft, so liebe ich in ihren Werken wohl einzelne Vortrefflichkeiten und Schönheiten, finde aber selten die Einheit der Idee und die heilige Majestät der Kunst wieder, es wäre denn in Michel Angelo Buonarroti's Schöpfungen, der in eigener feuriger Region athmet und waltet. Die Kunst neigte sich in der folgenden Zeit, theils noch mit Liebe und Würde, theils mit lüsterner Gefällsucht in das Leben, bis sie zuletzt zur Diene herabsank, die den niedrigen Lüsten der Gemeinheit dient.

Kein erhielt sich die Kunst lange Zeit in Deutschland, neben der früher entstandenen gräcischen Schule, und lange nach der Blüthenzeit Van Eyks und Hemmelinks sah man Martin Schöner, Albrecht Dürer, Lukas Kranach, Lukas van Leiden, Johannes Scorzell, Vater und Sohn, Holbein, Hemskercken den heiligen Funken rein im Busen tragen.

Das Prinzip der Bildner des Apoll, der Venus u. m., verschmolzen mit der liebevollen Milde und Sehnsucht des Christlichen, waltet ganz unverkennbar in den altdeutschen Gemälden der byzantinischen Schule. Es ist der Geist himmlischen Friedens in edlen, reichen Naturen,

die von der Störung feindlicher Gewalten, wenn nicht ganz ungetrübt, doch unerschüttert geblichen sind, und nun im Glanz der vollendeten Heiligung die Feier des veredelten Daseyns begehren.

Rafaël, der Einzige seiner Zeit, der sich lange mit frommen, kindlichem Sinn, dem Streben seiner Meister anschmiegte, bis in späterer Zeit Michel Angelo's Erscheinung ihn gewaltsam ergriff, offenbart in seiner jugendlichen Entfaltung das süßeste Geheimniß dieses Geistes der Kunst, der es ihm anvertraute, und mit diesem Liebeskuß von der Erde schied, um fortan nie wieder einen Maler zu beselen. Leonardo da Vinci, der Tieffinnige, der unablässig rang, die Ausführung mit der Idee in vollen Einklang zu bringen, trug wohl das Licht dieses Geistes im Busen, gab sich ihm aber nicht, wie Rafaël, kindlich hin. Ueber der Strenge und Vielseitigkeit seiner Bestrebungen gingen viele seiner Werke verloren, von deren Vollendung er, nach Vasari's Bericht, verzweifeln abstehen mußte. Correggio, der Lichtblühende, hatte (wie Prometheus den Olympischen Funken) dem Himmel und der Natur ihren Früh-

lingsglanz entwendet, und der Kunst gebracht. Seine wehmüthig-süße Zartheit war der Liebesblühendster Ditzel, ganz einzeln steht er auf seiner Höhe, ungeahnt von der Vergangenheit vor ihm, unerreicht von der Zukunft. Mit wunderbarer Leichtigkeit den Stoff beherrschend, spielt und schwelgt er in den Farben, wie der Frühling in Blumen, und reißt daraus anmuthige Kränze, durchflochten mit Lichtstrahlen goldner Haare, durchleuchtet vom Thau der Blicke. Der Hauch der Seele, der in seinen Schöpfungen weht, webt linden Zauber um das Auge. Die Sinne fühlen seiner holden Gestalten weiche Locken, den Schmelz der rosigten Glieder, des Lächelns lieblosende Anmuth.

Titian, der Lebensvolle, wird bei aller seiner Kraft und plastischen Fülle, bei dem der Natur abgelauchten Colorit, dennoch immer unter diesen dreien stehen, weil bei ihm die Ausführung nicht der Idee, sondern die Idee der Ausführung untergeordnet ist. Ueberhaupt sind die Lehrer dieser hohen Künstler noch immer dem ächten Geist der Kunst näher, als ihre von der Welt mehr gefeierten Schüler. In der sinnlichen Entfaltung sind Jene übertroffen worden,

in der Geistigen hatten sie den Gipfel erreicht; und treffen auch hier ganz im schönsten Einklang mit den alten deutschen Meistern zusammen. Ein unennbares Etwas im Blick und Wesen der Gestalten Perugino's und Bellini's, zart und licht, wie ein ewiger Frühling, lächelnd und dennoch heiter, herzlich und dennoch erhaben, so liebevoll als rein, so kindlich hold als ernst und bedeutsam, hat selbst Raffael nur selten, nur in seinen ersten Werken, erreicht, wenn sie gleich in Rücksicht auf äußere Vollendung seiner späteren nachstehen. Fra Bartolomeo's Madonnen, Engel und Jesuskinder tragen auch etwas von diesem himmlischen Zauber in sich, sein Feuergeist offenbart sich aber eigenthümlicher auf selbstgebrochener Bahn in den Aposteln und Heiligengestalten, und sein Streben nach antikem Styl, nach plastischer Schönheit in Gruppe und Drapperie, ist Vorbote von Rafaels Vollendung auf diesem Wege. Im Uebrigen waltet in den Compositionen Perugino's, Bellini's und Fra Bartolomeo's noch das Symmetrische, Pyramidalische der Gruppierung der neugriechischen Schule, und in beiden ersteren die sanfte Ruhe der Gestalten vor,

wie auch die lichten Massen der Gewände, die sich noch bei Rafael und auch in dessen Schule zeigen, die in ihrer ersten Zeit auch noch immer Spuren des obwaltenden griechischen Styls in sich trägt.

Andrea Mantegna verschmolz phantastisch, und dennoch rein und edel, die Elemente des Antiken mit denen der christlich-romantischen Welt. Weniger lernt man ihn aus den Gemälden verstehen, die in der Gallerie von Paris aufbewahrt sind, als aus unzähligen Handzeichnungen, die ich von ihm gesehen. Nie werde ich seine Judith vergessen, antik im reichsten und herrlichsten Sinne des Wortes. Wenn man diese göttliche Zeichnung, die in allen ihren Theilen so richtig als kühn ist, betrachtet, wundert man sich, wie sein Schüler Correggio sich so ausschließlich der Farbe hingeben konnte. Doch Alles, was diese Meister theils entfalteten, theils in sich trugen, wurde von ihren großen Schülern noch mit neuen Bestrebungen vereint, und in technischer Rücksicht erreichten sie den Gipfel menschlicher Kunst. Nachher aber sank die Kunst stufenweise, und es zeigte sich in derselben ein ganz weltliches Streben. Am reinsten hatte sie

sich noch in Rafael erhalten; er löste dem Jüdischen die Bande, und vermählte es dem Himmlichen. So lange sein Streben unbefangen und kindlich war, so lange steht er als einzig liebevoll und herrlich da, so bald er Michel Angelo nachrang, war er immer noch groß und süß, aber schon das nicht mehr, was er hätte werden können, wenn er dem eignen Lichte immer treu gefolgt wäre!

Wären die ersten von denjenigen späteren Künstlern, welche die Kunst als einfache Lebensanschauung ohne höhere Beziehung begriffen, nicht missverstanden worden, so würde die himmlische Muse selbst im liebevollen Eindringen in das Leben noch ihren Ursprung bewahrt haben. Es soll der Kunst in jeder Art unverwehrt seyn, auch eine frische, holde Lebensblüthe in ihr Reich aufzunehmen, und der Vergänglichkeit zu entreißen; allseitig soll sie sich ausbreiten über die Höhen und Tiefen der Welt und des Gemüthes. Allzusehnell aber ging sie ausschließlich in das Leben über, der Gegenstand mußte der Ausführung nur zum Mittel dienen. Schon das Trennen der Fächer, eine Sünde, die noch nicht viel über 200 Jahr alt ist, veranlaßte Hem-

mung und Störung. Mit herrlicher Kraft vereinigten die früheren Meister, was jetzt einzeln und geschieden, wie verwaist, in selbstgezogenen Gränzen trauert: Landschaft, Blumen, Architektur, Geschichte und Bildniß. Durch diese Trennung wurde die Composition der Gemälde einseitig und dürftig; viel symbolische Beziehungen und die lieblichsten Reize der Poesie, der Darstellung gingen verloren.

Wenn ich nun Geist und Styl der griechischen Malerei als Grundprinzip und Quelle des Strebens der ältern Italiener erkenne, so erscheint der Weg, den Van Eyck, Hemmelink, Martin Schön, Albrecht Dürer, Johannes Scoreel, Lukas van Leyden, Lukas Kranach, Holbein, Hemskerck und so mancher edle Meister nahm, ganz entgegengesetzt. Eine andre Welt thut sich uns in ihren Bildern auf, immer noch eine schöne, heilige Welt, die aber schon mehr häusliches und gewöhnliches in sich faßt. In der gräßlichen, altheutschen Schule offenbart sich das Streben nach der Ruhe und Verklärtheit des Ideals; die Gewände, in hellen, einfachen Tönen, sind durch orientalischen Schmuck im griechischen Styl mit einfacher Pracht

verziert, und erinnern durch nichts an das gewöhnliche Leben. Das Licht des Goldgrundes und des breiten goldnen Nimbus ist die helle, sonnige Region, in welcher die gottgeliebten Naturen athmen, und die holden Blümlein und Pflanzen, demüthig spießend zu ihren Füßen und von den zarten Tritten unverletzt, möchten wohl bedeuten, wie von allem was irdisch ist, nur kindliche Demuth, Unschuld und Treue würdig seyen, dem Heiligsten zu nahen.

Auch die alten Italiener, wenn gleich abweichend vom Goldgrund und der einfachen Glorie, unterließen nicht, die heiligen Gestalten würdig zu umgeben. Fra Bartolomeo läßt sie in herrlichen Tempelhallen erscheinen, seine Madonna thront in der Höhe. Eben so ist es bei Verugino, der auch noch gern die Blumenhäupter seiner jungfräulichen Gestalten in dem dünnen geistigen Hauch eines klaren Himmels emporsprießen läßt. Bellino, der Venetianer, schon mehr zum Effekt geneigt, wählt kühne, weiße, goldverzierte Tempel, Rotunden, über die ein tiefblauer Himmel hervorblickt. Mantegna nimmt auch Säulenhallen, Tempel, doch schon fantastischer schmückt er sie mit Blumenschmü-

Korallenzweigen und anderer reich verschlungener, bedeutsamer, heiterer Pracht. Masael war der erste Italiener, der sich aus Liebesfille des Gemüths an das Leben schmiegte, und deutsche Traulichkeit in seine Gemälde wob. Wiegen, Gemäuer, Burgen, dunkle Eichen, schwanke Bäumchen, im Himmelsblau lispelnd, Buschwerk und zarte Blumen und Kräuter zu den Füßen der himmlischen Gestalten, schmücken seine Bilder; seine Madonna ist nicht mehr bloß Himmelskönigin, sondern auch süßes, holdes Weib und selige Mutter. Auch Correggio, Leonardo, Giorgione, vor Allen aber Tizian, neigten sich dem Leben mehr zu, wie die deutschen Meister nach der gräcisirenden Schule. Wahrscheinlich mußten nach und nach die Anhänger jener byzantinischen Schule, hingerissen vom Strome der lebendig individuellen Auffassungen, sich der neuen Tendenz anschließen, die der Zeitgeist nun erforderte.

Im Museum zu Frankfurt am Main, und an anderen Orten, traf ich mehrere Gemälde von ungenannten, altdeutschen Meistern; es ist keinem zu verargen, wenn er sie barbarisch findet. Ohne in den Gestalten wahrer Schönheit, im

Technischen Vollendung zu zeigen, bieten diese Gemälde die grellsten Contraste dar, die Behandlung der Farben ist trocken und hart, wenn schon alles recht fleißig ausgepinselt ist. Der Contrast wird durch Carrikatur bewirkt, jeder unedle Affekt durch Häßlichkeit versinnlicht, meist ohne Tiefe.

Einen höhern Standpunkt, eine andere Ansicht bieten Boisseree's Gemälde dar; der Beschauer tritt wie in einen Tempel ein, der Würde deutscher Vorwelt geweiht. Man könnte jedes Einzelne dieser Bilder einen Juwel nennen, jedes wird uns theuer, und betrachtet man die Kostlichsten derselben, so ist man unerschöpflich, welchem man den Kranz reichen soll, weil jeder dieser edlen, sinnigen alten Meister auf eigener Bahn den Gipfel hoher Vollendung erreicht hat.

Die neugriechischen Bilder dieser Schule sind von mehreren Schriftstellern, vornemlich von Göthe, in den zwei Hefen vom Rhein und Main, schon zur Genüge bezeichnet. Wenden wir uns lieber zu denen, die uns durch ihre Lebendigkeit anziehen. Der Dichtungsreichste unter den Meistern, welche einen andern Weg als die byzantinische Schule einschlugen, ist Hemmelink. Nicht

eines der Gemälde, die ich von ihm kenne, ist ohne Tiefe und dichterische Kraft. Ein glühender Geist weht aus den Zügen, und ergreift Seele und Herz des Schauenden. Himmels links Landschaften sind Gluth und Nacht, sein Frühling ist ätherische Flamme. Die Verklärung des schaffenden Gemüths durchdringt die Farben, wie mit Licht von Innen heraus. Der wehmuthvolle Ernst der Gesichtsbildungen, die Klarheit und Bestimmtheit, die Eigenthümlichkeit des Wesens, die Hoheit des Gemüths, bezeichnen diese Gestalten ganz unverkennbar. Weibliche Schönheit und kindliche Lieblichkeit hat Himmels linker erreicht, als den Ernst und die Tiefe des Lebens.

Boisseree, Fochem und Bettendorf besitzen die herrlichsten Himmels links die ich kenne, außerdem habe ich nur unbedeutende angetroffen. Wozu vom Geschmack hängt es ab, welchem derselben man den Vorzug geben will; denn in jeder dieser Darstellungen hat der Meister sein eigenes Selbst der Nachwelt übergeben.

Das umfassendste und reichhaltigste von allen ist unstreitig die Darstellung aller bedeutenden Momente des Lebens des Erlösers, in eine einzige große Anschauung sinnreich und anmuthvoll

geordnet. Auch hier sind die freundlichsten dieser Bilder, z. B. die Anbetung der heiligen drei Könige, die Flucht nach Aegypten u. a. m., ausführlicher und liebevoller als andre behandelt, und auf dem ersteren Plan dem Beschauer näher gerückt. Wohl funfzehnhundert Gestalten mag der Blick entdecken; Meer und Erde, Paläste und Hütten, Jerusalem und sein Tempel, versteht sich alles Deutsch, und die anmuthigsten Gefilde, von der Hand des Frühlings geschmückt, die Schädelstätte und das Grab des Auferstandenen, — alles dies umfaßt der Blick mit Einemmale. Alle Köpfe sind köstliche Miniatur. Reichthum und Kühnheit dieser acht dramatischen Composition sind überschwenglich. Die tiefen rührenden einzelnen Schönheiten, die Harmonie der durchdachten Fülle der Anschauung, Fleiß und Kühnheit des Pinsels, Lieblichkeit und Zartheit der einzelnen Ausführung, die Mannigfaltigkeit der Gruppen, der Stellungen, der Charaktere, die sprechende Wahrheit der Bildungen, sind über alle Beschreibung. Dies Bild wäre allein hinreichend gewesen, den großen Meister unsterblich zu machen.

Von Himmels linker habe ich eigentlich noch mehr

Darstellungen aus dem alten Testament, als aus dem Neuen gesehen. Wahrscheinlich zog ihn, der seine Gestalten gern im romantisch, orientalischen Styl kleidete, und der überhaupt ein so fantastischer Dichter war, der poetische Glanz, das Ansprechende der patriarchalischen Lebensweise mehr an. Die Engel bei Abraham, in Betendorfs Besitz, das Mannah in der Wüste und die Begrüßung Melchisedech's, beide bei Boisseree, und viele andre zeigen von dieser Vorliebe. Das wunderherrliche Himmelslicht über den Gebirgen, im Mannah in der Wüste, entzückt, und mit sicherer Kraft sind die Gruppen geordnet und gebildet. Doch die Krone dieser Schätze ist die Anbetung der heiligen drei Könige, mit ihren zwei Seitenflügeln: St. Christophorus und St. Johannes der Täufer.

Maria sitzt mit dem Kinde an der Vorhalle eines schönen Gebäudes, auf dessen Giebel Täubchen flattern und ruhn. Rosen und andre Lieblichkeiten umblähen das Bild; es ist die schöne Sommerzeit. In des Hellsands Nähe hat der Winter keine Macht. Maria ist hausmütterlich lieblich, die drei Weisen sind ehrenfeste Männer aus Brabant, augenscheinlich Abbildungen.

Ihr Wesen ist voll der reinsten Demuth, welche das Licht der Weisheit freundlich mildert. Wie überall zeigt sich auch hier Hemmelink als Meister im Schmuck und in den Umgebungen. Unübertrefflich blüht die Farbe. Minder reich und anziehend ist jedoch das Hauptgemälde, als die Seitenflügel. Bei diesem fantastischen und dennoch so gemüthlichen Zauber fühl' ich mich beschränkt von der Worte Dürftigkeit. Wer je in jenen glücklichen Gegenden, welche dem Einfluß der Sonne näher sind, den Odem der blühenden Erde, der Wälder, und Frucht- und Kornreichen Berge in sich gesogen, wen je das Rieseln silberner Bäche durch Blumen hin, Entzücken in die Seele getönt, wer, über sich den tiefblauen Himmel, in duftige ferne Gebirgsketten schaute, und im unermesslichen Thal aus gesegneten Gefilden die schlanken Thürme der Städte und Dörfer sprießen gesehen, der weiß, was ich meine, wenn solch ein Bild mich entzückt! Hier lebt und webt in süßen Blumenreizen der Leuz auf grüner Au, umduftet die Felsen, und spielt mit zarten Himmelstichtern im Bächlein, das über köstliches Gestein durch die sonnigen Gefilde wallt. Ruhiges frohes Leben der Vögel umher. Ernst

und sinnig steht Johannes, von dieser Fülle der Anmuth der Natur umgeben, im Herzen erwachend das Mysterium der heiligen Liebe, aus welcher die Schönheit der Welt entsprungen. Eine hohe, schlanke, volle Lilie spriest neben ihm aus dem Grase, auf seinen Armen ruht das Lamm. Der breite Strom verschmilzt auf dem anderen Gemälde in der Ferne mit dem glühenden Morgenhimmel. An beiden Seiten begränzen den Vorgrund gewaltige Felsen. In seliger Gluth und Fülle des jungen Lichts erwacht die frische Morgensterne. Oben auf dem dunkeln Felsen ist noch Dämmerung; vor dem einsamen Hütchen wandelt der Besitzer, ein Licht in Händen, das, dürftig wie irdischer Verstand, nur dem nächsten Schritt erhellt. Kühn und gewaltig durchwandelt der herrliche Christophorus, auf dem starken Stab gestützt, in brennendem Purpurgewande, die leuchtenden Fluthen. Auf seinen Schultern, in himmlischer Ruhe und Milde, mit segnender Hand, das lichte Haupt von der Glorie umflossen, das Christuskind.

Dies Gedicht, voll Kühnheit und Gluth, prägt sich unauslöschlich der Seele ein. Wie herrlich gedacht sind die Gegensätze in den drei Darstel-

lungen! Hier holdes Walten des häuslichen, des städtischen, des sinnig betriebamen Lebens, dort die zwei Anschauungen, gegriffen aus der Fülle der Natur; hier zarte Frühlingsau, dort die Fluth hinströmend zwischen gewaltigen Felsmassen; hier die Taubenunschuld der Liebe im Johannes und im Lamm, dort die durch Liebe bezwungene wilde Kraft, die nun der hohen heiligen Gewalt willig dient, der sie erst unterlag.

Der würdigste Uebergang von Hemmelink, ist der zu van Eyck, von welchem mir sonst kein so herrliches Bild bekannt ist, als das, welches die Herren Boisserey besitzen. Hier hat der Meister mit Ernst und Treue nach hoher, bedeutungsvoller Individualität hingestrebt, mit inniger Freude faßt er jede herrliche Erscheinung auf, fühlte jede, noch so zarte Beziehung heraus, und wußte das scheinbar fremdartige in liebevoller Bedeutung mit dem Hauptgegenstande zu vereinigen. Das Höchste, das Heiligste, das von oben herab kommt, Auge und Herz mit des Himmels Ahnung zu laden, wollte der fromme Meister darstellen; so wie es in seiner Seele lebte, wenn er sich in Stunden der Andacht erhob, und es seinem innern Auge offenbar geworden war. Wie

wurde: da jede Mühe zur Lust. Wie liebevoll suchte er dem Ernst und der Höhe das Anmuthige anzuschließen, und sein ganzes Werk mit sinnreicher Zierlichkeit bis in den kleinsten Bestandtheilen zu schmücken. Auch der geringste Raum sollte nicht leer, nicht unbedeutend bleiben. Ein reich strömender Schatz von Vorbildungskraft ließ aus seiner Fülle die unendlichen Bilder des Lebens hervorquellen, und zog eine Welt in das Gemälde hinein.

Der erste Flügel stellt die Verkündigung vor. Die Jungfrau kniet vor einem Bistuhl, sanft und schüchtern nach dem himmlischen Boten hingewendet, ihr ganzes Wesen sucht Demuth und Lieblichkeit. Der blaue Mantel umfließt keusch und zierlich die ganze Gestalt, zu beiden Seiten der lichten Stirn walle das reiche, goldne Haar, gelb, eifelt, in anmuthigen Wellen herab. Zart dämmern die Strahlen der Glorie um das blühende Angesicht. Maria weiß es nicht, daß sie Himmelsglanz trägt. Ihre Gesichtszüge sind voll jugendlichem Reiz und sanfter Würde; zu ihren Füßen sprießt aus goldnem Gefäß eine hohe Lilie, ohne Staubfäden, auf dem Bistuhl ist der Sündenfall abgebildet. Den Engel um-

wallen leicht und zierlich goldene Locken, über deren ein zartes Kreuz mit Rubinen schwebt. Sein weißes Gewand weht noch im Fluge, die großen weißen Fittiche senken sich nieder, unwillkürlich biegen sich seine Knie, indeß er Maria erblickt. Hinter dem Engel ist das hohe, schöne Fenster sichtbar, Strahlen dringen in das stille Zimmer, wo der Geist der Fülle und Ordnung waltet. Jedes Nebenwerk ist mit der höchsten Sorgfalt behandelt; der Purpur der Vorhänge, der golddurchwirkte Purpursammet des Bethhimmels, die schwellenden Polster, der treffliche Hausrath, alles gewährt einen recht befriedigenden Blick in das Leben, so daß man vermeint, man sey selbst mit in dem anmuthigen Zimmer, und daß die zwei Figuren, die sich bis zur Täuschung lebendig hervorründen, sich vor unsern Augen bewegen. Das Mittelbild zeigt uns die Anbetung der heiligen drei Könige.

Hellstrahlend über einem verfallenen Götzentempel, schwebt der Stern des neuen Lichtes, der die drei Männer aus Morgenland geleitet, und es ist heller Tag.

Lieblicher noch als die Jungfrau sitzt Maria, die glückselige Mutter, mit dem Kinde auf ihrem

Schooß, das Herz von Wonne und Ahnungs-  
schmerzen durchglüht. Sie legt die Hand auf  
das Herz, als wollte sie diesen Augenblick dort  
festhalten, der ihr so groß und bedeutend er-  
scheint, daß sie, was sie beseligt und mit Angst  
erfüllt, kaum zu tragen vermag. Aus einem ver-  
fallenen Gewölbe kommt Joseph, ein hoher, ern-  
ster Greis, herzlich, besonnen und treu;  
er sieht mit stillem Erstaunen die Herrlichkeiten  
der Welt zu des Kindes Füßen. Dies göttliche  
Kind streckt dem ältesten, knieenden Könige die  
Händchen entgegen, der sie faßt und inbrünstig  
küßt, indeß er die Füßchen zart unterstützt. Ihm  
zu Füßen stehen reiche Gaben. Der zweite folgt  
dem ältesten König, in Händen einen Kelch.  
Hinter ihm erscheint der Dritte, braun von An-  
gesicht, mit warm schwellenden Lippen, treuem,  
begeistertem Blick, hoch und stolz; es ist ein Diefse,  
der Legende gemäß. Er hat seinen den köstli-  
chen Hauptschmuck von den wilden, schwarzen  
Focken genommen, und scheint im Fortschreiten  
zum Jesuskinde hin vom Anblick des Ersehnten  
wie überrascht und fest gezaubert, die wilde Kraft  
wird der Liebe unterthan, es wird Licht in sei-  
nem Herzen.

Nun reht sich an die Gruppe der heiligen  
drei Könige ein Zug an, der sich tief in die  
Ferne verliert, und noch zwischen Bergen weit-  
hin sichtbar ist. Die Säulen des verfallenen  
Tempels bilden den ersten Plan, so daß die  
Ferne zwischen durch mit vieler Anmuth und Na-  
türlichkeit sichtbar wird. Das Ganze ist in an-  
genehme Verhältnisse gebracht, und klingt gut  
zusammen. Vom Mittelpunkt des Bildes, der  
Jungfrau und dem Kinde aus, ist eine bewun-  
derungswürdige Abstufung der Affekte beachtet.  
Das Himmlische, Beseligte, Gerührte geht auf  
den verschiedenen Gestalten zum reflektirenden  
Erstaunen und zuletzt zur Neugier der unbefan-  
genen, rohen Natur über, wo die munteren Hir-  
ten eindringen. Die Nebenwerke sind unüber-  
trefflich gut behandelt. Der Schmuck der Könige  
ist reich und edel, der schlichte, natürliche Fal-  
tenwurf der Gewänder läßt die Zeichnung des  
Körpers durchscheinen, die vortrefflich ist. Die  
Thiere an der Krippe sind auch recht charakte-  
ristisch behandelt. An der spärlich versorgten  
Krippe steht der Esel stumpfsinnig, nur auf Nah-  
rung bedacht, dahingegen das Kind sich neugier-  
ig und schen umsieht. An der Wand über Mut-

ter Kind schwebt ein kleines Kreuzigt, als Vorbedeutung künftigen Leides. Aus dem Dach der versunkenen Halle sprießen Bäume und Gerstränch. Spinweben hangen an den Pfeilern, alles ist morsch und feucht. Herrlich schimmert zwischen den Säulen die weite Landschaft, mit blauen Gebirgketten, in tieffter Ferne. Zwischen Auen und blühenden Gehegen liegt Bethlehem, mit schlanken Thürmen und wohlgerihten Straßen. Durch das rege Menschengewühl macht sich der Blick Luft, und zieht mit bis vor die Thore der Stadt und in die weite Landschaft hinein. Hinter der Stadt thront die hohe Burg des Herodes. Um den Tempel her, der nun zum Stall gebraucht wird, sind schöne Gehöfte mit blühenden Bäumen von lustigen Weideplätzen umgeben. Dies alles ist nicht bloß angedeutet, sondern ist in der Perspektive, wenn nicht meisterhaft, doch keinesweges ungeschickt oder anstößig, und steht recht tren und lebendig da, das Auge höchlich erfreuend.

Der große Flügel zeigt uns die Vorstellung im Tempel. Hier ist die Perspektive vortrefflich, und bewunderungswürdig groß und bedeutend auf dem kleinen Raum. Es ist eine Kirche im

vorgothischen, griechischen Styl, eine köstliche weiße Notoade. Sie könnte nicht kühner, wahrer, noch ausführlicher behandelt seyn, und die Gestalten regen sich, und athmen frisch und lebendig auf dem weißen Hintergrunde.

Der Madonna würde sich Rafael freuen, wenn sie seinem Pinsel entblüht wäre, so groß und herrlich ist sie in der Empfindung, wo schon ahnungsvoll ein Schwert durch ihre Seele geht. Simeon hat eben das Kind genommen, und ruft: Herr, nun laß deinen Diener in Frieden fahren! — und Henoeh hat Marien gesagt: Es wird ein Schwert durch deine Seele gehen. — Schlichter, strenger, edler, als diese habe ich nie eine Gestalt drappirt gesehn; sie ist zur Hälfte sichtbar, die weiße Binde schlingt sich um ihre Stirn, und vom Scheitel bis zur Sohle fällt der blaue Mantel mit Würde herab. Auch Joseph und der Hohepriester sind gegenwärtig. Die Composition ist voll Leben und Wahrheit, zugleich sehr groß gedacht und ausgeführt.

Von Van Eyk besitzen Boisseree's noch den heiligen Lukas, der die Madonna malt; augenscheinlich ist der St. Lukas Bildniß, und wenn mich nicht Alles täuscht, eignes Bildniß

des Künstlers, denn mit dieser buchstäblichen Treue wird nicht leicht eine fremde Gestalt aufgefaßt. Die Lebenskraft des Apostels scheint sich in seinem Auge, wie in einen Brennpunkt, vereinigt zu haben; erfüllt vom Anschauen der heil. Jungfrau, fühlt er eine Bangigkeit, ob er sie auch würdig abkonterfeyen werde, und alle Wonne und Wehmuth des Schaffens drückt sich auf seinem Angesicht aus. Die heil. Jungfrau hält das Kind an der Brust, wo es Nahrung findet, weil es dann desto ruhiger ist; das Kind ist herrlich. Hinter der Halle ist eine Gallerie sichtbar, über sie weg ersieht man den kühn gewundenen Strom, und die Stadt, lebensreich, prachtvoll, heimlich und groß, fernhin köstliches Gebirge. Alles ist lebendig, wahr, treu und und sinnvoll ausgeführt.

Johannes van Eyk ist in seinen Gemälden gar nicht zu verkennen. Wo er die Schönheit darstellt, hat er, wie Leonardo da Vinci, eine Gesichtsbildung, die er gern wiederholt, ein gar frommes, sinniges, holdes, ernstes und blühendes, von goldnen Haaren reich umwalltes Angesicht, mit welchem sich der Blick bald befreundet, das sich in die Seele prägt. Seine Gestal-

ten alle sind schlank und hold, die Geberden keusch und anmuthig. Van Eyk liebt den Schmuck und die Pracht, das Gediegene und das Zarte. Gern umgiebt er, wie Rafael und Perugino thaten, seine Gestalten mit dem feierlichen Ernst hoher Säulen, Hallen, Gewölbe oder Tempel; ahnungsvoll dämmert zwischen durch die Ferne, zart und blühend, bei klarem süßen Himmelslicht; man meint die Luft einzuathmen, es wird Einem wohl dabei. Johannes van Eyk ist ganz gemüthlich, sehr tief und ernst, dabei sehr liebevoll.

Als ich in Heidelberg war, sah' ich einiges von Albrecht Dürer bei Boisseree's; ich erinnere mich nur zweier schöner Flügeldecken, zu welchen das Hauptstück und die inwendigen Vorstellungen verloren gegangen sind. Wahrscheinlich hat sie Dürer, während er mit Kaiser Maximilian in Eßln war, daselbst für eine Hauskapelle gemalt. Man weiß, daß die obern Flügeldecken nie mit der Sorgfalt, wie die innern Gemälde verfertigt wurden, wenn man aber diese köstlichen Bilder sieht, schließt man von ihnen auf den Werth derjenigen, denen sie zur Hülle dienten. Es war eine schöne, wohlthä-

Einrichtung, die Gemälde mit Seitenflügeln zu versehen. Nicht bloß bot diese Trilogie eine reiche, harmonische Anschauung dar, sondern der Schluß, den das Zuschließen der Gemälde gewährte, war sehr wohlthätig und heilsam. Luft, Sonne, Staub sind der Farbe höchst verderblich, außerdem ist es schöner und wohlthuender, wenn ein herrlich Meisterstück nicht in jedem Augenblick dem Auge offen daliegt, sondern nur in solchen Stunden enthüllt wird, wo das Gemüth sich zur Betrachtung gestimmt und erhoben fählt.

Im Schlosse zu Aschaffenburg, in der Gallerie, befinden sich einige der herrlichsten Albrecht Dürer, die ich kenne. Auf dem einen köstlichen Gemälde, wo St. Mauritius und St. Erasmus dargestellt sind, und welches sehr kunstreich mit bewunderungswürdiger Transparenz der Farben gemalt ist, sind die Figuren in Lebensgröße. Ein anderes stellt den Tod der Maria vor, eine herrliche Skizze. Im ersten Saal hatte S. K. H., der hochselige Großherzog Carl die göttlichen ältdeutschen Bilder vereinigt, die in seinem Besitz waren. Man bewundert dort ein herrlich Bild Martin Luthers und Melanchtons, von Lukas Krausach; ferner die Famis-

lie Albrechts von Brandenburg, in lebenvolleg köstlicher Darstellung, und ein Bildniß von des Churfürsten Geliebten, in einer blumenreichen Landschaft, von demselben Meister. Dann eine Reihe Vorstellungen von Albrecht Dürers Meister, Martin Schöner; die Verkündigung der heil. Jungfrau ist unter diesen besonders schön. Diese Gemälde sind auf lapisblauem Grund mit goldnen Sternen. Der edle Besitzer liebte sie vorzüglich. Außerdem erinnere ich mich noch aus diesem Saal eines Frauenbildnisses in schwarzer Kleidung auf dunkeln Grund, von Holbein, im Gesicht voll Ernst und Wehmuth, unübertrefflich gemalt. Von Holbeins Vater sind auch daselbst viel wohlerhaltene und herrliche Bilder in Lebensgröße, unter denen ein köstliches Frauenbild als Magdalena mit dem Balsamkrug, in einer Landschaft, höchst anmuthig und hold \*).

Kehren wir zu Voisseree's Besizthümern

\* Diese Gallerie ist vorzüglich reich an herrlichen italienischen Gemälden, und an Niederländern, unter denen unvergleichliche Rembrandt; auch schöne Poussin's sind daselbst, und köstliche Landschaften und Blumenstücke, wie auch mehrere herrliche moderne Gemälde.

zurück. Eins der gehaltvollsten und merkwürdigsten Gemälde ihrer Sammlung ist ein wohlhaltener frischer Lukas van Leyden, ein Hauptbild mit zwei Flügeln, in allem sieben Figuren in Lebensgröße. Unter den alten Meistern war Lukas van Leyden der Erste, der eine Manier annahm, worin ihm leider viele nachgefolgt sind. Dies Altarblatt ist ganz köstlich mit bewunderungswürdigem Fleiß und großer Zartheit ausgeführt. Es hat noch einen Anstrich von der byzantinischen Schule, indem hinter den Figuren ein purpurner, golddurchwirkter Teppich von Engeln in die Höhe gehalten wird; doch zeigen sich oben im Himmelslicht Felsenketten über dem Meere, Inseln, Klippen und eine Stadt, deren Kirche dem Dom zu Antwerpen gleicht. Alles bläulich, duftig gewoben, in klarem Schein. Auch krönt den Rand des Bildes eine Arabeske, höchst zierlich aus Distelblättern und Blumen geflochten, symbolisch auf das Marterthum der Heiligen deutend. Dem alten Styl getreu, stehen die Figuren neben einander, St. Bartholomäus zwischen der heil. Agnes und Cäcilia. Der Märtyrer ist blau gekleidet; ein weißer, goldverzierter Mantel ist mit Leichtigkeit und Pracht um

Schultern und Hüfte geworfen, in der Rechten trägt er das Messer, seiner Marter Zeichen, in der Linken ein Buch. Dieser St. Bartholomäus ist eins der Kunstgebilde, die sich unter so viel Tausenden der Seele unauslöschlich einprägen; sein bleiches Angesicht voll Behmuth, Ernst und Milde, trifft das Herz durch den Ausdruck eines heiligen Leides, wie es der Christ über die Verderbniß der Welt empfindet. Geberde und Stellung stehn auf der Höhe künstlerischer Vollendung. Was ich sonst gesehen, sieht sich untereinander mehr gleich, zerfließt auch wohl in der Erinnerung, nicht so diese Gestalt, die jedes Herz ergreift. Die heilige Cäcilie neben ihm trägt die Orgel, welche sie spielt; sie scheint den Tönen zu lauschen, auf dem zartblühenden Antlitz spiegelt sich die Harmonie ihres Wesens in klarem Lichtganz ab, die Augen schwimmen in reiner Seligkeit. Die heilige Agnes, zu ihren Füßen das Lamm, steht lesend da, ihr Schmuck ist von auserlesener Pracht und Zierlichkeit; reich hin strömen die goldnen, leichten Wellen des Haares, der Palmenzweig ruht in der Rechten. Wie süß und heilig steht sie da, ein Bild der Sanftmuth und Jungfräulichkeit! Harmonisch

sind auf ihrem Angesicht die transparenten Lichter und Schatten, wie auf Blumen, zart verschmolzen, ihre Seele scheint hindurch zu schimmern.

Auf dem rechten Flügel steht St. Jakobus der Ältere mit einem Buche und einer Keule, dem Zeichen seines Marterthums. Ihm zur Seite St. Christian, die Pfeile in Händen, den Märtyrstein zur Seite. Dieser scheint aus dem Bilde heraus zu stehen, so täuschend ist er gemalt. Ueberhaupt sind die Gestalten vortrefflich drapirt und kolorirt.

Auf dem linken Flügel steht neben der heil. Margarethe St. Johannes der Evangelist, der, von Glauben und Liebe ganz durchdrungen, über den Kelch mit vergiftetem Wein den Segen spricht, wo der Drache schreiend herausfliegt. Im Johannes ist die ungestörte Ruhe und Friedigkeit des Frommen kund gethan. Margarethe, zu ihren Füßen den Drachen, ist über den leichten Sieg süß überrascht. Das Ungeheuer windet sich kraftlos, doch noch voll Wuth; schauerhaft sehen die großen, rollenden Flammenaugen recht giftig aus dem Bilde heraus, die pfeilgespitzte, glühende Zunge sprüht Funken, er mattet liegt die Kralle da, Rachen und Kliefen

sinken schon zusammen, nur in den Augen lebt noch die Wuth; mit dem Schwefel hat der Drache gestrebt, die langen Locken seiner Weste gerin zu umzingeln.

Die Karnation im ganzen Bilde ist warm, harmonisch und zart, die Zeichnung untadelhaft und meist vortrefflich. Unerlöschliche Mannigfaltigkeit und bewunderungswürdiger Fleiß ist in den Nebenwerken.

Von Lukas Kranach kenne ich im Besitze der Herren Boisseree nur Loth mit seinen Töchtern, ein humoristisches, schalkhaftes Bild, ganz vortrefflich gemalt; und ein sehr schönes, geschmücktes Frauenbildniß; als Herodias, aus schwarzem Säulengrund recht lebendig hervorschauend, ein Drittel des Hintergrunds ist einer artigen Landschaft freigelassen. Auch besitzen Boisseree's mehrere ganz vortreffliche Holbeins. Der Tod der Maria, den sie Johannes Scoreel zuschreiben, ist ohne allen Zweifel von Holbein; denn er hat sehr viel von diesem Meister, und auch nicht die mindeste Ähnlichkeit mit den Bildern, die ich von Johannes Scoreel kenne; und wenn gleich die Arabesken, Fruchtgehänge und andere Verzierungen den Ursprung,

oder das Studium von Italienern verrathen, so ist doch das Bild im Uebrigen ganz eigenthümlich deutsch; und wie sollte ein Maler zu einer Zeit, wo Italiener häufig deutsche Palläste zu verzieren kamen, nicht Dekorationen dieser Art gekannt haben?

Das Bild gehört zum Vortrefflichsten, was wir noch von alter Kunst besitzen; denn alle Vorzüge der herrlichen Darstellung, des Geistig-Schönen, Rührenden, Zarten und Erhabenen sind mit der bewunderungswürdigsten Kraft der Ausführung vereinigt, so daß es nicht möglich ist, etwas Trefflicheres darzubringen. Drei höchst anziehende Darstellungen umfaßt es: Mitterthum, Weiblichkeit und den seltsamen Tod der Frommen, den in Gott ergebenen Schmerz treuer Christen. Auf dem rechten Flügel kniet der Stifter des Bildes, Dionis von Haaken, neben ihm Georg sein Sohn; hinter beiden Rittern stehen ihre Schutzheiligen, im Hintergrunde erhebt sich die glänzende Burg. Auf dem linken Flügel kniet die biedere Hausfrau, Christine, mit ihrer Tochter Gudula, beiden stehen ihre Patroninnen zur Seite; die lieblichste blühende Landschaft mit Waldung und Gewässer fällt die weite Ferne.

In der Mitte ruht die sterbende Maria auf einem Bett von Purpur, von den Aposteln umgeben. Alles ist höchst wahr, eigenthümlich, edel und seelenvoll. Wunderbar frisch und harmonisch blühen die Farben; sie sind mit unvergleichlicher Zartheit und Kunst aufgetragen. Was Stoffe, Metalle, Sammet, Teppiche und alle Nebenswerke überhaupt, was die Anmuth, Pracht und Würde der Kleidungen betrifft, so ist es unmöglich etwas Täuschenders und Schöners zu ersinnen und auszuführen. Dieses Bildes Datum ist 1510.

Von Hemskerck besitzen die Herren Voisserree eine Menge sehr trefflicher Darstellungen im italienischen Styl; die, so lebendig und wacker sie sind, dennoch kalt lassen, aber durch eine schöne Farbengebung erfreuen. Lieber als diese Gemälde, von denen auch Herr Rector Fochem in Eöln eine Folgereihe besitzt, ist mir der kräftige S. Mauritius, von demselben Meister, der in hohem Grade fein und zierlich ausgemalt ist, und höchst freimüthig und edel dasteht.

Merkwürdig ist ein kleines Gemälde von einem ungenannten Niederländer, dadurch, daß es eines der ersten niederländischen Bilder ist, auf

welchem ein Lichteffect vorkommt. Späterhin ging die ganze herrliche Kunst bei den Niederländern in Künstelei über, und um sich, ganz ungestört von der Lässigkeit höherer Anforderungen, diesem Hang hingeben zu können, trennten sie die Kunst in verschiedene Gattungen, und excellirten zuletzt noch in Gegenständen ohne allen Gehalt, im sogenannten Still Leben; was doch durchaus nur in Rücksicht auf künstliche Ausführung des kleinen Unbedeutenden zu bewundern ist, aber Geist und Herz leer ausgehen läßt.

Sehr viele Gemälde besitzen die Herren Volsere, von denen sie noch nicht den Meister entdeckt haben; einige scheinen von Albrecht Dürer zu seyn, doch fehlt sein Zeichen; andere sind offenbar aus derselben Zeit. Unter diesen erfreuet mich vor allen die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, ein kleines, wunderreiches Gemälde.

Maria sitzt am Eingang einer herrlichen Waldung, sie reicht dem Kinde die Brust, das, wie Säuglinge zu thun pflegen, noch einmal recht der Mutter in die Augen schaut, eh' es trinkt. Maria hält das Kind umschlungen, sein Händchen ruht in ihrer liebkosenden Hand. Blick

und Lächeln sind beseelt von Helterkeit und Liebe, die ganze Gruppe athmet anmuthige Natur. Vom moosbedecktem Felsgestein rieselt eine Quelle herab, und vermehrt die Lieblichkeit der Umgebung. Im tiefsten Schatten der Waldnacht graset das ruhige Maulthier. Joseph kommt zurück aus der Ferne, wo er den Weg ausgefunten zu haben scheint. Elefer im Hintergrunde zeigen sich Feld und Wiese, ein Flecken vor Bethlehem und die Stadt selbst, neben welcher der Strom hinfließt, und sich fernhin durch schöne Gefilde schlängelt. Den Horizont begränzen blaue, duftige Gebirgsketten. Nach der alten Meister treuherziger Weise ist auch hier im Hintergrunde die Geschichte episodisch vorgetragen, in wunderbar kleinen Figuren. Von Herodes Burg zieht eine Schaar Gewäppneter, den Kindermord zu vollbringen. Weiber mit ihren Säuglingen werden weggeführt. Hier ringt eine Mutter die Hände über der Leiche eines Kindes, das vor ihr im Grase liegt, dort dringen Krieger in ein Haus, indeß eine Frau mit dem Knaben zur Hinterthür hinaus zu entfliehen sucht. Bilder friedlichen Lebens wechseln hier und dort mit denen des Mordes ab. Hier wird Land besäet,

dort mäht ein Schnitter ein Weizenfeld, durchglühet von rothem Mohn und Kornblumen, dort erweisen sich Krieger mild gegen einen Armen; Auf des Berges Rücken weiden zerstreute Lämmer, und fleißige Bienen schwärmen um die Körbe her. Doch am holdesten blühen Herzensfreudigkeit und süßer Friede im Antlitz der Mutter und des Kindes. Die Ausführung des Bildes ist durchaus liebevoll und brav, und die Farbe ganz herrlich. Inniges Naturgefühl hat überall des Meisters Hand geleitet.

Ein kleiner Grünewald, wie man glaubt, ist auch sehr anziehend und liebreich, recht frisch und wahr. Zwei königliche Eichen geben der Stelle Schatten, wo Maria und die heil. Anna mit dem Kinde sitzen. Fernhin sieht man eine Burg, und den Horizont bekränzen blaue Gebirge, aus deren Schoos sich die Thürme einer Stadt erheben. Die Gruppe ist pyramidalisch, streng und gut behandelt. Die Ausführung recht gediegen und fleißig. Die düstergrünen Eichen sind köstlich, und drücken dem Bilde das Siegel der Deutschnheit auf.

Eine Mater Dolorosa in Lebensgröße, von der man auch den Maler nicht kennt, auf

Holzgrund, ist in sehr großem und ernstem Geiste entworfen, in ihren Zügen lebt der tiefste Schmerz, Mund und Auge sind von erschütternder Wahrheit. Der Mantel ist edel und groß drappirt, das Ganze sehr vollendet und herrlich. Noch manches Bild auf Holzgrund, augenscheinlich nicht mehr aus der frühesten Zeit, ist hier, und jedes hat seinen eignen Werth. Von derjenigen Gattung von deutschen, alten Gemälden, die reich und grell zusammengestellte Figuren, viel Gegensätze des Häßlichen, Widrigen und Nothgemeinen zum Hohen und Schönen in sich fassen, erinnere ich mich nur Eines bei den Herren Boisseree gesehn zu haben, Christus mit den Schächern am Kreuz. Es hat etwas ähnliches mit den Gemälden gleicher Art von Andrea Mantegna, und sehr viel Vortrefflichkeit der Idee und Darstellungskraft.

Noch besitzen die Herren Boisseree unter einer Menge von Gemälden, die der Raum hier zu beschreiben versagt, eine Reihe von Bildern, die von einem und demselben Meister seyn müssen, im verjüngten Maasstab.

Frühling waltet in diesen Bildern, blaue Berge von Sonnenglanz und Morgenduft um-

zogen, lachende Gewässer, tiefe Waldungen, grüne Blumenfluren, liegen heiter vor den Blicken ausgebreitet. Ein üppiges Leben quillt in Stauden und Kräutern, auf schlängelnden Pfaden dringt der Blick tiefer in des Waldes Geheimniß. Schlanke Bäumchen in der hellen Luft lassen Himmel und Gegend durch ihr zartes Laubgewebe schimmern. Jede Stelle ist einladend und traulich. Auch die Gestalten blühen Frühlingsfrisch.

Zwei schmale Flügel geben uns das Bild des heil. Johannes und der heil. Agnes. Die Landschaft im Hintergrunde ist blühend und anmüthig, der Johannes ist ganz herrlich, mild und liebevoll gedacht, die ganze Zeichnung vorzüglich.

Zu den schönsten dieser Darstellungen gehört Christus am Kreuz, mit zwei Seitenflügeln. Auf dem einen steht St. Lambertus, Bischof von Lüttich, im Ornat. In der Rechten trägt er den Speer, seines Märterthums Zeichen, auf der Linken hält er das Modell zum Dom von Lüttich. Der Heilige erscheint kolossal gegen die fromme Matrone, die betend ihm zu Füßen liegt. Die Gegend an der Naab zeigt sich in

der Ferne, über einer Felsenpforte thront eine stolze Burg im Sonnenstrahl. Fernhin Felsen und leichte düstige Gebirgsketten. Am Fuß einer hohen, kühlen Gruppe von Bäumen fließt durch Blumen hin ein Gewässer, an welchem ein Reiher sitzt. Den Fußpfad, der sich durch die Flur schlängelt, eilt ein Wanderer entlang. Diese Stelle, ganz Natur, haucht Duft und Kühlung aus, es wird einem ganz wohl da; so traulich und einladend ist sie, als winkte dort jedem Sehnen süße Ruh.

Auf dem zweiten Flügel erblüht im heiterm Himmelblau eine schlänke Jungfrau, reich und anmüthig geschmückt, es ist die heil. Agnes. Das Lamm schaut dreist und behaglich aus dem Purpurnmantel hervor, die Heilige, mit lieblich gesenkten Augenlidern, liest in einem Buche. Zu ihren Füßen knieet eine Frau, in Schwarz gekleidet.

Auf dem Mittelbilde ist der Erbsen am Kreuz; unendlich schön und rührend ist das milde Angesicht, der bleiche Leichnam, mit des Blutes rinnendem Purpur benezt. Am Kreuz knieet Magdalena, sie umschlingt es schmerzlich. Neben ihr trauert der Jünger, den Jesus liebte. Ihn

gegenüber steht Maria, die jetzt den herbsten Kelch des Leides leert. So weint eine Mutter um den Sohn, inniger und wahrer sah ich den Schmerz noch nie. Neben diesen stehen noch St. Petrus und die heilige Barbara, kenntlich am Thurm. Vorn am Kreuz knieen drei Männer, gegen welche die Heiligen auch kolossal erscheinen, wie auf den Seitenflügeln. Es ist der Vater mit den zwei Söhnen. Dies Bild ist aus der Karthause von Eöln, und wurde ohne Zweifel bei der Aufnahme eines jungen Adlichen, der in den Orden trat, dem Kloster geschenkt. Hierauf zielt wohl die waldumgebene stille Hütte auf blühender Au, welche derselbe Wanderer nun erreichte, den man im vorigen Bilde auf den Weg dahin erblickt, dasselbe Gewässer mit dem einsamen Reiter am Ufer zeigt sich wieder hier. Diese stille Betrachtung des Vogels am rinnenden Gewässer könnte ein Bild des Denkers seyn, der dem Lauf der Wellen zusieht, wie dem flüchtigen Lauf des Lebens. Die Welle verrint, ihre Spur bleibt nicht auf Erden; aber sie hatte doch den Himmel in sich aufgenommen.

Weit abwärts von der schattigen Kühlung

öffnet sich das Leben heiter und reich den Blicken, die Stadt, die sonnenhell, blaudentmernde Ferne, die den menschlichen Geist anlockt und regt, und der innern Sehnsucht die Schwingen löst; am äußersten Horizont duftumschleierte Felsenketten, und auf dem zweiten Plan ein schlankes Bäumchen, durch dessen Laub Himmel und Landschaft schimmern.

Nicht aus der deutschen Schule, doch unstreitig eines der herrlichsten Besitzthümer dieser Sammlung ist die Madonna von Francesco Bolognese. Sie ist noch ganz in der keuschen Heiligkeit der Idee aus jener frühern Kunstperiode. Die Behandlung ist des größten Meisters würdig, so zart und lieblich verschmolzen sind die Farben, so durchsichtig die Widerschelne, so wahr und schön die Zeichnung.

Die Madonna hält das Kind in den Armen, sein Händchen ruht in ihrer mütterlich schützenden Hand. Die Füßchen spielen kindisch, wie man es oft so lieblich auch bei Rafael findet. Das Kind erhebt segnend die Rechte, in der Linken hält es eine Kirsch. Es ist ein wunderbarer Gegensatz, im holden Ernst auf dem Antlitz, im feierlichen Segnen der Hand und in der

holden kindlichen Zandelel. In beiden Gestalten offenbart sich Liebe und tiefe Wehmuth, die aus dem ganzen Bilde haucht, und vor allem süß und himmlisch aus Marien's Blicken in die Seele leuchtet. Maria trägt ein purpurnes Gewand, der dunkelblaue Mantel fällt als Schleyer mit einer goldnen Arabeske geschmückt über das Haupt, ein zarter transparenter Flor schwingt sich anmuthig um Haar und Stirn. Die ernste, stilldämmernde Landschaft, mit dem bleichen Widerschein der gesunkenen Sonne hinter Felsengipfeln, vollendet die Einheit der wehmüthig süßen Darstellung.

In seiner reichen Sammlung besitzt Freiherr von Mehring in Eöln einige Bilder aus der ältesten Zeit von Gehalt, und einen kleinen ganz köstlichen van Eyk, die Madonna mit dem Kinde, nebst mehreren schönen altdeutschen Bildern; überhaupt verdient diese Sammlung die Aufmerksamkeit der Künstler, wegen ihrer vielen und köstlichen Gemälde von wackeren Italienern und Flamändern. Ein Blumenstück mit Narzissen und Rosen, von Schmetter-

lingen und Käfern umflattert, von einem alten spanischen Meister, gehöret zu den schönsten und kunstreichsten Bildern, die ich jemals gekannt. Dieser Meister führte den Namen El Labrador, und ich habe noch nirgend ein Bild von ihm angetroffen, denn seine Werke sind äußerst selten.

Die Sammlung des Direktors Fochem in Eöln gäbe wegen ihrer klassischen Einheit zu einem eignen Werke Stoff, und ist mir nicht gegenwärtig genug, um über sie ausführlich zu sprechen. Hemmelink's, van Eyk's, Scoreel's, Holbein's, Albrecht Dürer's und unzählige andre herrliche Meisterwerke schmücken sie, und es ist ein wunderbarer Einklang in dieser Fülle. Viel andere Kunstwerke sind noch im Besitz des gestreichten Sammlers; unter denen das Gebetbuch der Maria von Medtets, mit Bignette von Hemmelink, ein Schatz von hohem Werth, ein Wunder von Fleiß, Zartheit und Lieblichkeit ist. Wer jemals so glücklich war, in Eöln das Haus dieses würdigen Kunstfreundes zu besuchen, und dort mit der

Herzlichkeit aufgenommen zu werden, die so wohlthätig auf den Fremden wirkt, wird ein erfreuliches Andenken dieser Armuth und Liebenswürdigkeit des Besizers dieser Sammlung mitnehmen, und sich wieder dahin sehnen, wo der Kunst unsrer Väter ein so schönes Heiligthum gestiftet ist.

Der verdienstvolle Obrist Kühle von Lichtenstern sammelt seit einigen Jahren Altdeutsche und Niederländische, zum Theil auch Italienische Bilder.

Bis jetzt ist seine Sammlung mehr merkwürdig als schön, wenn sie gleich schon manches Herrliche in sich faßt. Viele seiner Gemälde haben ein hohes Alterthum. Ein ungeheures Bild mit einer unendlichen Menge Gestalten, Christus am Kreuz mit den Schächern vorstellend, in dem Augenblick, wo Longinus mit dem Speer ihn durchsticht und erblindet, ist höchst verdienstlich, charakteristisch und wacker. Die Farben sind frisch und lebendig, die Zeichnung ist gut, und es ist nicht möglich etwas Grelles und Ergreifenders zu sehen, als die Gruppe der Verworfenen, die

sich um den Mantel streiten. Das Bild, höchst anziehend, ohne die höheren Forderungen zu befriedigen, ist fleißig und brav gemalt. Der Name des Meisters ist unbekannt. Es scheint vor Dürers Zeit gemalt zu seyn.

Alle hier aufgehäuften Kunstwerke werden von dem einen von Johann von Maupise (Jean de Maubeuge) in Schatten gestellt, welches alle Huldigungen des Kunstfreundes für sich verlangt, da es in der Reihe edler Kunstgebilde, als ein der Erinnerung ewig bleibendes und beseligendes Eigenthum sich der Seele einprägt. Nach dem, was ich von allen großen Meistern der Vorzeit, wie auf einem Brennpunkt in Paris vereinigt gesehn, und noch an andern Orten angetroffen, hat dies Bild mich noch ganz unbeschreiblich entzückt, und ein neuer Stern der Armuth ist mir in dieser Beschauung aufgegangen.

Die Madonna thront unter einem Baldachin mit golddurchwirktem Teppich, ihr zu Füßen ließt Joseph in einem Buche, ein Engel reicht dem Kinde eine Weintraube. Hinter dem Thron der Madonna breitet sich eine freundliche Landschaft mit strohbedeckten Hütten und mit Gewässern aus.

Die Madonna trägt ein in züchtigen Falten sie umschließendes purpurnes Kleid, darüber hin einen veilchenfarbenen Mantel; das Kind ruht auf ihrem Schooße, sein Füßchen in ihrer Hand. Sehr anmuthig ist der Engel. Der heilige Joseph, im brabantischen blauen Leibrock, ein schöner, herrlicher, alter Kopf, voll Treue, Ernst und Gemüthlichkeit. Alle Nebenwerke sind mit gediegenem Fleiß behandelt, die Widerschein und Transparenz der Farbengebung, so wie der Einklang des Ganzen sind von einer Vollendung, wie man sie nur in Werken des Leonardo da Vinci und Holbein findet. Doch was sind alle diese Vorzüge, wie groß und erfreulich sie aus dieser Bilde leuchten, gegen die himmlische unmennbare Anmuth, Unschuld und Jungfräulichkeit, die auf dem Antlitz Marien's thronet! Diese Lieblichkeit, diese Hoheit, diese Reinheit sind ein Blick aus einer andern Welt, eine wahre göttliche Offenbarung. Auf diesen Stufen, die von einem wunderzarten Schleier, wie von Dase umwoben ist, auf diesen halbgesenkten Augenkledern, thronet eine himmlische Huld! Wie zart und geistig blühen die Züge des lieblichsten Gesichts, die sanften Rosenknospen der Lippen!

Wie

Wie seiden und wunderreich quellen die braunen Locken unter dem Schleier hervor! Welche Sittsamkeit waltet in der Anordnung der Gewänder, in den Falten des Purpurkleides um den Busen her, die so rein und groß hinwallen! Wie süß und anmuthig sind Geberde und Stellung, und wie blumenzart die Händchen! Hier sehen wir, was uns Gott mit der Kunst für ein liebevolles Geschenk gemacht, und was der Mensch erstreben soll, der sich ihr geweiht! Hier sehen wir den Abglanz eines höhern Begriffes von Schönheit, als ihn die Erde uns giebt!

Was uns von vaterländischer Kunst der Vorzeit zurückgeblieben, werde treu und sorgfältig aufgesucht, bewahrt, und mit Anerkennung beachtet; mögen wir stets der Tugenden beflissen seyn, durch welche unsre Väter ein so edles Ziel der Kunst erreicht: der Gottesfurcht, der Demuth, der Beharrlichkeit, des Fleißes! Wer sich zum Künstler berufen fühlt, der gebe in seinem Herzen der Kunst einen Tempel, wo Tugend und Reinheit wohne. Er bewahre sein Leben vor Verirrungen, er hüte sich, seine Phantasie zu bestecken,

er fliehe die Gemeinheit, und strebe nach sittlicher und künstlerischer Vollendung im gleichen Maße. Er verächte den Beifall der Menge, und ringe unverdrossen nach dem Höheren, denn allzuleicht verliert es der aus dem Gesicht, der nur gefallen, nur der Mann der Zeit seyn will. Ist's doch nicht anders mit der Poesie, wie mit der bildenden Kunst; wie viele schlachten ihr besseres Selbst, und opfern es dem Zeitbedürfniß! Und doch ist die Kunst wahre Himmelsgabe, die, wenn sie durch ein unedles Streben entweißt wird, Ihrem frevelnden Besitzer einst noch zur Schmach und zur Qual gereicht; denn selbst die Welt stößt nach kurzem Genuß wieder von sich, was ihren Lüsten gedient hat, und greift nach dem Neuen. Ein ächtes reines Streben dagegen, gewährt dem eignen Gemüthe und der Welt bleibenden Genuß, und wird, wenn auch im Leben nur von den Edleren erkannt und begünstigt, doch von der Nachwelt in vollem Maße geschätzt und geehrt.

Helmina von Chezy.

### Lebensansichten.

Um das, woran das Zeitalter in seiner Gestaltung zu krankem scheint, kurz und doch bündig zu bezeichnen, scheint der kurze Satz hinreichend: „es fehlt uns der Naturhauch des Lebens, der von Gott ist;“ der Grund und Boden ist geschwunden, das Herz des Daseyns nach außen hin erkaltet, und die Lust des Lebens, wo ist sie denn hin? Um jenen Satz in sein Licht zu setzen, möchte es hinreichen, ihn irgendwo auf eine Seite unserer Zustände anzuwenden; der Beweis springt wohl überall hervor, und es zeigt sich, wie er aus einem Prinzip entleitet ist, das sich in allem wiederholt. Laßt uns also durch seine Anwendung auf irgend eine Lebensangelegenheit, seine Nichtigkeit prüfen, indem er uns Gelegenheit zu seiner Ausdehnung auf die übrigen bietet.

Wie die Thätigkeit allein Leben ist, so entwickelt sich aus der Kraftübung des Lebens selbst erst ein großer Theil seiner Poesie, und wo sich's der Mensch durch Berechnungen und künstliche Vermittlungen allzuleicht machen will, verschwindet allemal das Poetische. Hier zeigt die Poesie vollkommen, wie sich ihre Benennung mit Recht von Schaffen herleite, und hierin liegt auch ein gutes Theil des Grundes, warum in unserer Zeit kein reines Epos heimatlich seyn kann. — Wenn man sich z. B. das Bild jener alten Handelsverkehre vorstellt, die den Menschen um die Welt herumführten, und, in märchenhafter Buntheit, zu manchem Abenteuer und wahrhaft epischem Wesen, denselben um die Küsten her, und, wie noch im Orient, durch die Wüsten hinbewegten, wo das Kameel ihm ein so tiefsinniges Bild aller irdischen Mühe ist, mit den Herrlichkeiten dieses Lebens beladen: und dagegen sich den heutigen Kaufmann in seinem Comptoir denkt, wie er aus einem Blatt einen Flügel bildet zwischen Welttheilen, und überall die Sicherheit seiner Anstalten ihm ein behagliches Gefühl gewährt; so wird wohl niemand leugnen, daß sich dem Rauffahrer und Handels-

herrn der alten und mittleren Welt überall Romantisches aufdrang, der Kaufmann der modernen Zeit vielfach allem von Haus aus Romantischen die nüchternste Prosa aufzudringen geübt ist, die, allerdings nie von einem irdischen Geschäfte auszuschließen, doch minder in der älteren Welt in denselben vorgewaltet hat. Aufrichtig schon, um wie viel lebendiger mußte der Tausch von Waaren um Waaren seyn, gegen unser Geldgeschäft, das allem seine bleierne, bleiche Leblosigkeit mittheilt. Eben so, wenn ich mir die freie frische Menschenthätigkeit und die, es ist vergönnt zu sagen, heilige Menschenmäßigkeit bei den Feldgeschäften denke, so habe ich immer noch einen schwachen Wiederglanz des alten Sonnenlebens vor mir; so auch entwickeln die tausend Werkstätten des Lebens die vielfache Schönheit der Thätigkeit, was alles verschwindet, sobald ich dies rein menschliche mit den Säe- und Spinnmaschinen, und wie sie alle heißen mögen, vertausche; kluge und meisterhafte Erfindungen der Dynamik des Geistes, die aber doch nur entsprossen sind aus jenem Umgehen des Einen „Naturhauchs des Lebens, der von Gott ist,“ in sofern wir noch in unserer jetzi-

gen, an sich mühseligen Lebenslage beschloffen sind, wo das Herz als eigentlicher Mittelpunkt des Schöpferischen hervorragt. Ich nehme daraus um alle diejenigen Erfindungen dieser Art aus, welche nur Zeit, nicht zugleich mit Arbeiter, Unterthanen u. ersparen wollen, durch welche letztere das familienartige Band unter den Menschen — der Grundfaden des Daseyns auf Erden — eben so frevelhaft zerrissen wird, wie durch jenen schüden, den Adel tief erschütternden Güterverkauf und Güterhandel, bei dem ebenfalls der böse Geist Mammon seine Rolle spielt.

Wo das Natur-Schöpferische verschwindet, und kalte Berechnung und Ueberflugheit, die da machen, aber nicht schaffen kann, an ihre Stelle tritt: da verschwindet eben die Poesie von der Erde, und tritt als schmerzliche Erinnerung, wie ein erhabenes Gebirg, in die Ferne zurück: und der Mensch verwickelt sich in Zauberei.

Schaffen heißt beim Menschen: B. erwerben, erringen mit heiliger Anstrengung seiner gesammten Kräfte, seines ganzen Menschen; nur wo dieser ganz gegenwärtig ist, waltet Lebens-

wärme und Naturhauch des Lebens, der von Gott ist; und im entgegengesetzten Falle Halbheit, und eine unendliche Reihe von Täuschungen, Unwahrheiten, und einseitigen Vielseitigkeiten ohne Herz, da sie alle sich auf dem Thron erheben wollen; denn von Gott, oder jener Naturhauch des Lebens, der von Gott ist, nicht mehr anerkannt ist als Macht des Daseyns, da schaltet Anarchie aller menschlichen Kräfte, und zwar charakterlose Anarchie: der Hochmuth aller einzelnen Theile ist losgebunden, und der böse Geist hat offenbar an allen Enden sein Spiel, und freut sich, wie ihm geholfen wird, durch lügenhaftes, dünnkelhaftes, altkluges, eiskaltes Machen das ewige Schaffen überbieten zu wollen. Unbewußt, durch die ganze Richtung, die das Leben seit den letzten Zeiten genommen hat, sind wir Alle in diesen Abfall vom ewigen Schaffen verwickelt, der sich in Allem (seine einzige Consequenz) unabweigbar zu erkennen giebt. Denn überall bemerken wir diese Verachtung und Umgehung jenes „Naturhauches des Lebens, der von Gott ist;“ ist sie es nicht, die das Mißverständnis zwischen dem, was man den Staat zu nennen pflegt, und dem Menschlichen in der

Natur der Völker und Einzelnen sichtbar erhöht? Hat sie nicht das gesellige Leben in eine conventionelle langweilige Lüge verwandelt? Hat sie nicht uns Allen mehr und weniger, und gewiß jedem eine Zeitlang, die Augen über Vorzeit und Natur und Gott geblendet, und den eigentlichen Kern des Daseyns und Lebens? Ist sie es nicht, die den Unterschied zwischen Poesie und Wahrheit und zwischen Ideal und Wirklichkeit herbeigeklügelt hat, dem ewigtodten Lügenreiche, bewußt und unbewußt, thätig oder passiv, gleichviel für die Wirkung, ergeben und dienstbar. Ist sie es nicht, die Alles Aberglauben und Schwärmererei nennt, da sie den ewigen Connex der schaffenden Macht nicht mehr sieht? Und schwärmt sie dagegen nicht für ihre Selbsttäuschungen und Phantome von Menschenglück und Menscheweisheit, Aufklärung, Freiheit und Sittlichkeit ohne Gottesdemuth und Natursinn, und ergiebt sich den Abgöttereien gegen die Gegenstände ihrer abergläubischen Verehrung? Ist die Poesie selbst, dies stille Eiland in der brennenden Wüste, frei geblieben von diesem Geiste der Verlängnung des ewigen Schaffens? Hat nicht auch sie eine ganze Zeitlang Natur und Vorwelt und

Gott umgangen; und hat sie später nicht eine Zeitlang mehr machen wollen als eingehn und wohnen und feimen in der Natur des ewigen Schaffens? Wollte sie sich nicht bald der Natur ohne Gott bemächtigen, bald alles anders schaffen, als von ewiger geschaffen war? —

Alle Besseren fühlen darum eine, Mancher dunkle, Manchen klar gewordene Sehnsucht und Behmuth. Sie umfassen das Gewesene mit inbrünstiger Verehrung, und beginnen von dem gefährlichen Traume zu erwachen, daß die Zerstörung des Alten vollendet werden müsse, bevor das Neue beginnen könne; vielmehr begreifen sie, daß das innerste Bedürfniß der Zeit sey, und jedes Menschen, zurückzukehren, und daß nur die Anerkennung des ewig Geheiligten der Weg zu einem besseren Leben sey, auf dem der ganze Mensch wandeln müsse, damit das Leber aufhöre eine Lüge zu seyn, und die Wahrheit oder Poesie des Lebens, was gleichbedeutend ist vor Gott, wieder walte und wehe und läutere und schaffe.

Aber eben weil der ganze Mensch auf diesem Wege wandeln muß, um das Ziel zu erreichen, laßt uns nicht irgend einem herzustellen:

den Theile der gestörten Ordnung des Ganzen; die Kraft zutrauen, dieß Ganze zu retten; wir würden durch ein solches Trachten jenem Hochmuth, den (wie vorhin erwähnt) eben die einzelnen Theile so lange getrieben, in einer neuen Maske uns entgegentretend in die Arme laufen. Mit dem Höchsten fängt das Leben an, mit Gott; aus Gott hebt es an; läßt uns nur zu der einfachen Sitte unsers altdeutschen Lebens zurückkehren; das hierin der bestmöglichten aller Philosophien in seiner Schlichtheit und Gotteskraft freudig und kindlich und ernst, sinnig an der Seite steht. Ja, von innen muß das große Werk der Erneuerung beginnen; und soll es nicht abermals ein bloßes, der Unterwelt verwandtes Machen werden, so muß es dem ewigen Schaffen sich ganz hingeben; es muß sich der Wirksamkeit der Gnade nähern. Im Ganzen wie im Einzelnen sind dieselben Grade der Erneuerung des Lebens: Auffuchung des Herrn aber ist das erste, und aus dieser Quelle fließt dann das andere alles, unerschöpft. Diese Quelle der Wahrheit, sie ist die Dichterquelle aller ächten Begeisterung, alles Lebens, aller Weisheit, aller Weissagung, der Spiegel aller Vorwelt; aus

ihr werden wir erfahren, was war und was seyn soll. Und eben weil — um noch einmal zu wiederholen, was nie oft genug gesagt und nicht innig genug empfunden werden kann, — weil nur der ganze Mensch sicheren Schrittes auf diesem Pfade der Rückkehr wandeln kann, ist hier nicht von einem Einseitigen, von neuem etwa die Natur oder Poesie oder Wirklichkeit (in der Natur werden eben Poesie und Wirklichkeit schon sinnbildlich eins, und darum ist die Natur überhaupt immer symbolisch) von sich abstoßenden Richtung die Rede: sondern von jenem freudigen und unerschrockenen, in Demuth hingegossenen, und darum von Muth gestärkten Glauben, daß jener Naturhauch des Lebens, der von Gott ist, in allem wiedergefunden werde, und alles mit dem Ewigen, Schaffenden, dem Herrn der Liebe und dem Licht, wiederverbinden müsse; in Anschauung ewiger Sehnsucht nach dem, wozu wir uns bilden in diesem Vorleben, durch die ewige Gnade der göttlichen Kraft.

Demüthigung und Erstarkung zugleich im ältesten Glauben, der segnend und ewig bereichernd auf unsere Erde gekommen, das Evangelium unserer Bestimmung auf ihr zu vollenden und

zu erklären; dies ist das Erste und Höchste was uns noth thut, der Satz, der allem vorausgeschickt werden muß, dessen Beweis in unserer eigenen Vergangenheit und Gegenwart liegt. Mag die Vereinfachung aller Verhältnisse, die Zurückwendung zu den Grundsubstanzen des Lebens, wie z. B. zum Alterthümlichen in der Sitte, zum tiefen Sinne des Ackerbau's u. s. w. uns mit Grund als einzig nothwendig erscheinen, wie, um ein ganz korrumpirtes Blutssystem zu verbessern, man einen Kranken zur Kost seiner dem Himmel verwandteren Kinderzeit, zur Milch und den ihr nahestehenden Naturgaben zurückkehren läßt, und er sich so aus der Kost seiner selbstgerin Vergangenheit erneut und umwandelt: nur durch die innere Erneuerung wird die ganze Gesundheit erst begründet, kein Vertrauen auf sinnliche Einflüsse noch so hoher und naturgemäßer Art, wird ausreichen, denn unser Haus steht ja in einer übersinnlichen Natur, deren Lebenspiegel die endliche ist; sind wir aber mit Gott verbunden, so schaffen die beiden Welten von selbst gemeinsam am Werke der Herstellung und kommen einander überall wechselseitig entgegen, und erregen eine die andere unerschöpf-

lich, zu leben und zu weben im Angesicht der ewigen Sonne.

Sollte es nun auch im gegenwärtigen Zustande nicht zu dieser allgemeinen Herstellung ins Leben kommen; sollte es für diesen Zustand sogar zu spät seyn mit jener Milchkur des kranken Ganzen; so bedenket, daß dem Kranken die Sakramente gebracht werden, auf daß er sich nur recht mit dem Herrn vereine, und ruhig und freudig auf Tod wie auf Leben schauen könne; und alle die Lebenshoffnungen und Pläne, die er unvollendet zu lassen scheint, sind sie von ewiger Natur, gewiß, so erwacht er jenseits im großen Morgen in der Laube ihrer Ranken, Blüthen und Früchte. Wer liebt und glaubt, wer sich erinnert und wer hofft, der blickt nach Morgen!

Darum suchet das Licht, so werdet ihr alles wieder finden, gehet ein in das ewige Schaffen seiner Liebe, und der alte schöpferische Hauch wird euch erneuen.

Weihnachts-Empfindungen eines Genesenen  
im Freien.

19. November 1815.

Ich habe wieder die Kraft gehabt auf einer Wiese zu gehen. Es war ein frühlingsblauer Novembertag. Das Feld war still, wie vor des Herrn Geburt; nur einzelne Holzschläge im Gebüsch, wie von des frommen Josephs Art. Die Sonne meint es so himmlisch gut! Zwischen dem flimmernden Reif, der vom Morgen her noch einzeln geblieben war, standen eben frisch emporgesproßt, noch kleine gelbe Blümchen im Grase. Es ist eine wunderbare Zeit, wenn im November die Sonne so warm scheint, die Fröste nur sparsam gewesen sind, alle Blätter gefallen, und in den Gärten bieten sich noch hie und da erhaltene Blumen an. Eine süße Sehnsucht erwacht, auf's Freundlichste wird das Gemüth ge-

täuscht, denn aus der Wehmuth, zu der es die kahlen Bäume stinimen; locken es Primeln, Weilchen, Erdbeeren zum zweiten Mal blühend hinweg: sieh, wir sind wieder da, scheinen sie den Menschen anzulächeln, wieder Frühling soll es ja seyn! Höre die kleinen Vögelin singen, und siehe, wie kindlich wir Alle der Sonne vertrauen! Ihr süßen kleinen Blumen, ja, tief rühret und erfreuet ihr mich, den Genesenden zumal, der erwachend die Welt um ihre Zeit fragen muß, und der es als ein Geschenk hin- nimmt, daß ihm der November Blumen bietet. Die ersten Blumen wieder die letzten Blumen! Zarre süße Liebestreue! Seelig, wer bei den letzten die ganze Frühlingsinnigkeit in ihrer Macht erhalten fählet! Sie sind ihm Ahnungen eines himmlischen Wiedersehens. Novemberblumen, Primeln, Weilchen, ihr kleinen Blumen alle, verkündet Maria Andacht, und das Fest des Herrn. Denn blühet die Christblume unter dem Schnee, und wer fromm ist, der ist am Weihnachtstage nie gegangen, daß er nicht Frühling einherwehend gefühlt hätte, und Frieden in der Höhe, und den Menschen ein Wohlgefallen. Mögt ihr euch auch wundern, daß Jung-

---

frauen um diese Zeit von Weihnachten bis zum heil. drei Königtage Wellchen und andere Blumen im Freien gefunden? O, ja! ihr wundert euch wohl, denn ihr sucht keine Blumen um diese Gnadenzeit! Eure Gemüther sind kalt, wie der Winter, ihr glaubt die süßen Wunder nicht, und nur Glaubenden, Kindlichen kann sich solche Liebe offenbaren. Armen Hirten erschienen die Engel, und sie betraten zuerst die Hütte, wo der Stern ruhte, und himmlisches Strahlen ausging über die Welt.

R.